

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 38 (1984)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Fontane Blätter

1984/2

Band 5, Heft 6
(Heft **38** der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

CRISTINA

1880

THE
OF
AND
BY

1984/2

Band 5, Heft 6
(Heft **38**
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31 782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 38

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Frederick Betz und Jörg Thunecke (Teil I) 507
- Theodor Fontane: Briefe an unbekannte Empfänger. Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger 560

Biographie, Kulturgeschichte, Werk-Diskussion

- Roland G. Berbig: Zwischen Bühnenwirksamkeit und Wahrheitsdarstellung. Aspekte zu zwei Theaterkritikern Berlins nach 1871 – Paul Lindau und Theodor Fontane 570
- George W. Field: Professor Cujacius, Turner und die Präraffaeliten in Fontanes „Stechlin“ 580
- Christian Grawe: Lieutenant Vogelsang a. D. und Mr. Nelson aus Liverpool: Treibels politische und Corinnas private Verirrungen in „Frau Jenny Treibel“ 588

Rezensionen

- Christa Schultze: Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. – Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1983 (297 S.) 607

505

- Peter Wruck: Hugo Aust, Literatur des Realismus. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981 / Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. Hrsg. v. Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger und Reinhard Wittmann. Bde 1/2. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981 (501 bzw. 681 S.) 610
- Joachim Biener: Katharina v. Faber-Castell, Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. – Zürich: Juris Druck-Verlag 1983 (97 S.) ' 612

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

- Joachim Schobeß: Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg zum 80. Geburtstag 615
- Otfried Keiler: Erläuterungen zur Konferenz „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit“ (Potsdam 1986) 616
- Helga Breithaupt, Peter Schaefer: Auswahlbibliographie (September 1983 bis März 1984) 623

Frederick Betz (Carbondale), Jörg Thunecke (Nottingham)

Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner · Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts

Zu den vornehmsten Aufgaben der heutigen Fontane-Forschung gehört nach einhelliger Meinung prominenter Forscher die Veröffentlichung und Kommentierung neuaufgefundener Fontane-Briefe¹: folglich darf das Auffinden der Korrespondenz Fontanes mit einem bedeutenden Zeitgenossen als besonders glückliches Ereignis gelten, insbesondere wenn – wie im vorliegenden Falle – der Empfänger Fritz Mauthner (1849–1923), bereits in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1920 erwähnt hatte, daß er „nahe an hundert Briefe[n] ... von Fontane“ besäße², von denen im dazwischen liegenden Dreivierteljahrhundert lediglich zwei (vom 20. Dezember 1888 und 6. Dezember 1891) veröffentlicht worden sind und der Großteil bis vor kurzem als verschollen bzw. verloren galt. Tatsächlich hat sich jedoch gezeigt, daß nicht weniger als 64 Briefe und Postkarten Fontanes an Mauthner im Original erhalten geblieben sind, die 1982 von Jörg Thunecke entdeckt wurden und hiermit erstmals veröffentlicht werden³, darunter u. a. auch einer der oben genannten Briefe Fontanes an Mauthner⁴, der nunmehr – zusammen mit dem in der Sammlung nicht enthaltenen Brief vom 20. 12. 1888⁵ – im Kontext chronologisch und thematisch verwandter Briefe, unter Hinweis auf Abweichungen im Text und mit entsprechend erweitertem bzw. vertieftem Kommentar⁶, erneut abgedruckt wird. Ansonsten waren bisher nur noch zwei Briefe Fontanes an Mauthner auszugsweise bekannt geworden: Brief Nr. 15 in vorliegender Sammlung vom 16. Juli 1889 – auf den Mauthner (ohne das Datum anzugeben) im Nachwort zu Band 2 seiner *Ausgewählten Schriften* (1919) hingewiesen⁷ – und Brief Nr. 64 vom 2. September 1898, aus dem Mauthner in seinem Artikel ‚Theodor Fontane posthumus‘ (1905) zitiert hatte.⁸

Die chronologische Verteilung der vorliegenden Sammlung (1888: 8 [+ 1] Briefe; 1889: 20 Briefe; 1890: 13 Briefe; 1891: 3 Briefe; 1892: 7 Briefe; 1895: 3 Briefe; 1897: 1 Brief; 1898: 8 Briefe) zeigt in den Jahren 1888, 1889 und 1890, dann wieder zu Ende 1891, Anfang 1892 sowie in Fontanes letztem Lebensjahr einen intensiven bzw. regelmäßigen Briefwechsel.⁹ Die wenigen Briefe in den Jahren 1895 und 1897 – ganz abgesehen von der Lücke im Jahre 1896 – sowie die dreieinhalbjährige Pause von etwa Mitte 1892 bis Ende 1895 lassen vermuten, daß weitere Briefe Fontanes an Mauthner verloren gegangen bzw. noch nicht aufgefunden worden sind und bestätigen Mauthners eigene Schätzung aus dem Jahre 1920.¹⁰

Trotz vielseitiger literarischer Tätigkeit (als Verfasser zahlreicher Werke, als Herausgeber, Redakteur und Kritiker: Mauthner war u. a. journalistisch für das *Berliner Tageblatt* und das ihm angeschlossene *Deutsche Montagsblatt*, die *Allgemeine Zeitung* und die *Kölnische Zeitung* sowie für *Schorer's Familienblatt*, *Die Nation*, *Deutschland* und das *Magazin für Litteratur* tätig, veröffentlichte ferner in einem Zeitraum von 25 Jahren über 30

Bücher) und vielfältiger kultureller Kontakte hat Mauthner selbst in seinen Erinnerungen – und im Anschluß daran die Forschung – gerade seine Berliner Jahre (1876–1900), ohne Zweifel seine produktivsten Jahre, traurig vernachlässigt: von seinen geplanten Erinnerungsbänden erschien – krankheitsbedingt, aber auch aus prinzipiellen Erwägungen – lediglich der erste Band über die *Prager Jugendjahre* (1918)¹⁴, ansonsten nur kleinere Ausschnitte aus seinen Erinnerungen an einzelne Zeitgenossen, meist in verhältnismäßig schwer zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften.¹²

Um die Jahrhundertwende verzichtete Mauthner dann – in einem Akt von Selbsterkenntnis, aber auch der Resignation – zunächst gänzlich auf Dichtung¹³, später auch auf Literatur- und Theaterkritik¹⁴, um sich seiner Arbeit an einer Philosophie und Kritik der Sprache voll zu widmen; und wie Mauthner selbst betrachtet die Forschung heute die umfangreiche Sprachkritik als seine bedeutendste Leistung.¹⁵ In diesem Sinne sieht etwa Joachim Kühn (1975), in der bisher gründlichsten Darstellung von Mauthners Leben und Werk, dessen Berliner Jahre (1876–1900) lediglich als „Weg zur Kritik der Sprache“¹⁶: anhand der ihm 1975 bekannten Zeugnisse, sowie in Unterstützung seiner negativen Beurteilung dieser Jahre¹⁷, hebt Kühn u. a. auch Fontanes Kritik an dem Schriftsteller-Kollegen hervor, die angeblich erst am Ende seines Lebens abgemildert wurde¹⁸, wobei sich Kühn in seinem Urteil insbesondere auf Fontanes Briefe an Mauthner vom 20. Dezember 1888¹⁹ und Otto Brahm vom 3. Dezember 1893²⁰ stützte:

„Mit dem Alter wird Fontane milder in seinem Urteil, vielleicht versteht er Mauthner jetzt auch besser. Hält er ihn anfangs einfach für ‚klugschmusig‘, so ist Mauthners Rezension des *Stechlin* die einzige, die er noch sorgfältig liest. Das Bemühen, Zugang zu Fontane zu gewinnen, ist letztlich gescheitert. Aus seiner ganzen Situation heraus mußte Mauthner darin mehr sehen als einfach das Mißlingen einer persönlichen Beziehung. Ein Dichter weist ihn zurück, während er eine glänzende Rolle in dem literarischen Betrieb spielt, den er am Ende doch verachtet und dem er entfliehen möchte.“²¹

Obwohl Kühns Beurteilung der Beziehungen zwischen Mauthner und Fontane prinzipiell zuzustimmen ist, muß seine Darstellung anhand der nunmehr vorliegenden Briefsammlung – in wichtigen Einzelheiten korrigiert bzw. erheblich ergänzt werden. Nicht nur verwechselte Kühn z. B. Mauthners Rezension über Fontanes Roman *Der Stechlin* – die im *Berliner Tageblatt* vom 18. November 1898 (also fast zwei Monate nach Fontanes Tod) erschien – mit dessen Rezension über Fontanes Erinnerungen *Von Zwanzig bis Dreißig* (im *Berliner Tageblatt* vom 25. August 1898), für die Fontane sich in seinen Briefen vom 29. August und 2. September 1898 bedankte, sondern er versäumte insbesondere auch hervorzuheben, daß Mauthner sich gerade in dieser Rezension an „eine freie und zwanglose Fontane-Gemeinde“ erinnerte, die zu Fontanes Lebzeiten gebildet worden war²²; Mauthner, der zunächst Mitglied des ‚Literarischen Clubs‘ (gegr. 1880), später der daraus hervorgegangenen ‚Zwanglosen Gesellschaft‘ (gegr. 1884) war²³, scheint Fontane im Gründungsjahr der ‚Zwanglosen Gesellschaft‘ durch seinen Umgang mit dessen Söhnen George und Theodor

(einem Gründungs-Mitglied), in den späten 80er Jahren auch persönlich, kennengelernt zu haben,²⁴ wobei signifikant ist, daß Fontane – in den bisher bekannt gewordenen Briefen – Mauthner zum erstenmal im Gründungsjahr der ‚Zwanglosen Gesellschaft‘ erwähnt²⁵. Regelmäßige Beziehungen zwischen Fontane und Mauthner sind allerdings erst ab 1888 zu verzeichnen, also im Zusammenhang mit Bemühungen der Zwanglosen-Kritiker um eine bessere Rezeption der Buchausgabe von Fontanes Roman *Irrungen, Wirungen* (Februar 1888) nach der sittlichen Entrüstung des Lesepublikums über den Vorabdruck (Juli/August 1887) in der *Vossischen Zeitung*;²⁶ bis dahin war das Verhältnis zwischen den beiden Literaten alles andere als gut gewesen, wofür der Anlaß allerdings *nicht* unbedingt – wie früher angenommen – eine „ziemlich spöttische Kritik“ Mauthners über Fontanes Roman *L'Adultera* (1882)²⁷ gewesen sein muß, da die Rezension (erschieden im *Berliner Tageblatt* vom 14. 4. 1882) zwar von einer „brutale(n) Ehebruchsgeschichte“ sprach, andererseits jedoch hervorhob, daß Fontanes Realismus „nicht den Eindruck des Nachgemachten“ erweckt; Fontanes Groll über Mauthner – wenn man überhaupt davon sprechen darf (vgl. den Brief an seine Frau vom 15. 5. 1884²⁸) –, wovon ein Wiederhall noch in seiner ersten widersprüchlichen Rezeption von *Quartett* (1886), dem ersten Band von Mauthners Roman-Trilogie Berlin W.,²⁹ zu spüren ist, könnte höchstens durch dessen Bemerkungen zum Aufbau der Fabel in *L'Adultera* hervorgerufen worden sein, wobei Mauthner einerseits kritisiert hatte, daß „die Natürlichkeit zu groß, die Kunst zu gering [sei]“, andererseits beinahe hämisch zur Feststellung gelangte, daß Fontane ein fertiger Autor sei, der sich „kleinere und größere Unarten“ nicht mehr abgewöhnen werde und deshalb – dies ist die unvermeidliche Schlußfolgerung – den Kranz im Wettbewerb um den ‚Berliner Roman‘ kaum davontragen werde; daß das gespannte Verhältnis höchst wahrscheinlich das Resultat einer gewissen Rivalität unter zeitgenössischen Berliner Romanschriftstellern war, wird ebenfalls ersichtlich in Mauthners wesentlich positiverer Rezension von Fontanes *Irrungen, Wirungen* (in *Die Nation* vom 3. 3. 1888/s. u.), wo er sich – trotz aller Bewunderung für Fontanes Meisterwerk – nicht verkneifen konnte, dem ‚Nebenbuhler‘ (sic) „litterarische Laster“ und „schlechte Gewohnheiten“ anzukreiden. Durch die Verbindung zur ‚Zwanglosen Gesellschaft‘ – und spätere Mitgliedschaft in der ‚Literarischen Gesellschaft‘ (1889/90) – bildete sich dann allerdings allmählich ein neues und besseres Verhältnis Fontanes zur jüngeren Generation von Kritikern (u. a. Otto Brahm, Maximilian Harden, Paul Schlenker und eben auch Fritz Mauthner, die größtenteils dem Naturalismus nahestanden, heraus; und es darf deshalb auch nicht überraschen, daß vorliegende Korrespondenz gerade zu diesem Zeitpunkt mit der Bitte Fontanes an Mauthner (Brief vom 10. Februar 1888) einsetzt, „ein paar freundliche Worte“ über seinen neuesten Roman *Irrungen, Wirungen* zu schreiben, eine Anfrage, die allerdings am selben Tag auch an Ludwig Pietsch – und vermutlich andere Kritiker – gerichtet wurde³⁰.

Die nunmehr aufgefundene Rezension Mauthners³¹ dokumentiert – zusammen mit den hier vorliegenden Briefen – in aufschlußreicher Weise seine konsequente und kritische Unterstützung des Menschen und Kollegen

Fontane mittels Maßnahmen, welche – wie der Brief Fontanes an seinen Sohn Theodor vom 9. 5. 1888 zeigt³² – dessen uneingeschränkte Gutheißung und Anerkennung fanden: „... ich verdanke meine verbesserte Stellung oder doch mein momentanes Ansehn im deutschen Dichterwald zu größtem Teile den ‚Zwanglosen‘. Die Jugend hat mich auf ihren Schild erhoben, ein Ereignis, das zu erleben ich nicht mehr erwartet hatte.“ Vorliegende Briefe ergänzen somit in vielen Details Kühns karge Angaben zu diesem Zeitabschnitt: „Mauthner preist Fontane nicht nur in zahlreichen Rezensionen, er schickt ihm zum 70. Geburtstag auch ein Preisgedicht ... und veröffentlicht Paul Heyses Fontane-Hymnus in seiner Zeitschrift *Deutschland*.“³³

Ebenfalls in diesem Zusammenhang gehört der Vorabdruck von Fontanes Roman *Stine* (der nach der Erfahrung mit *Irrungen, Wirrungen* von der *Vossischen Zeitung* abgelehnt worden war) in Mauthners neuer Wochenschrift *Deutschland* (ab Oktober 1889)³⁴, auf den, wegen der Mittlerrolle Mauthners, hingewiesen werden muß, wie auch auf weitere Beiträge Fontanes zu dieser Zeitschrift (‚Nante Strump‘; ‚Wilhelm Gentz‘)³⁵ und zum *Magazin für Litteratur* (‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘)³⁶, wobei gleichzeitig Mauthners wichtige Rezensionen und Artikel über Fontanes *Gedichte*³⁷, *Quitt*³⁸, die Verleihung des ‚Schillerpreises‘ an Fontane und Klaus Groth (1891)³⁹, *Unwiederbringlich*⁴⁰, *Effi Briest*⁴¹, *Die Poggenpuhls*⁴² und *Von Zwanzig bis Dreißig*⁴³ Erwähnung finden sollten.

Vorliegende Briefsammlung trägt somit dazu bei, ein, wenn auch nicht grundsätzlich neues und anderes, so doch differenzierteres Bild von Mauthners Beziehungen zu Fontane entstehen zu lassen: einerseits das Bild eines voll assimilierten, deutsch-national denkenden, im Zentrum des Berliner Kulturlebens stehenden jüdischen Intellektuellen, der sich seinem Briefpartner gegenüber freundlich, taktvoll, schmeichelhaft, gelegentlich jedoch auch offen, direkt und kritisch äußerte, andererseits das eines prominenten Schriftstellers, der, gelegentlich nicht weniger kritisch, nichtsdestoweniger seine Meinung vom Kritiker-Kollegen allmählich änderte und dessen kollegiale Worte und freundliche Einladungen beweisen, daß Mauthner in den 1890er Jahren zu seinem Freundeskreis zählte⁴⁴, eine Behauptung, die ihre Bestätigung in zahlreichen überaus positiven Beurteilungen von Romanen (so z. B. *Xanthippe*⁴⁵, *Der letzte Deutsche von Blatna*⁴⁶ und *Die Fanfare*⁴⁷) und Kritiken Mauthners⁴⁸ findet, die keineswegs immer als bloß taktvolle Äußerungen dem Briefpartner gegenüber zu werten sind, da Fontane gelegentlich auch strenges Gericht halten konnte, wie etwa an Mauthners satirischer Schrift *Schmock*⁴⁹ und an einzelnen Beiträgen Mauthners in *Deutschland*⁵⁰, ganz abgesehen von prinzipiellen Einwänden an der Gesamtkonzeption dieser Zeitschrift unter Mauthners Redaktion.⁵¹

Insgesamt zeigen jedoch Fontanes kritische Beobachtungen – gerade Mauthner gegenüber – zu bedeutenden Zeitgenossen und wichtigen kontemporären Themen, Publikationen und Theateraufführungen (wie z. B. den Inszenierungen der ‚Freien Bühne‘⁵², der Streitschrift Gustav Freytags über Kaiser Friedrich III.⁵³, der Lindau-Affäre⁵⁴, Bismarcks Abdankung⁵⁵,

der Kontroverse um Maximilian Hardens Kritik an Kaiser Wilhelm II.⁵⁶, den deutsch-tschechischen Beziehungen⁵⁷ usw.) eine Solidarität einem Briepartner gegenüber, den er offensichtlich intellektuell sehr hochschätzte,⁵⁸ wobei diese Wertschätzung durchaus auf Gegenseitigkeit beruhte und — abgesehen von Mauthners höchst privaten Aufzeichnungen aus seinen letzten Lebensjahren (vgl. ‚Letzter Wille‘) — selbst durch den Tod Fontanes und die allmähliche zeitliche Distanz kaum eine Abschwächung erfuhr.⁵⁹

Es handelt sich deshalb bei dieser Sammlung um zum großen Teil *gewichtige* Briefe Fontanes — im Unterschied zu bloß alltäglichen Mitteilungen, Einladungen oder Dankesbriefen ohne kritische Reflexionen⁶⁰ — an eine führende *Einzelpersönlichkeit* im literarischen Leben Berlins der 1880er und 90er Jahre⁶¹; und insofern stellen sie einen wichtigen Beitrag zur Biographie Fontanes und Mauthners dar.

Vorliegende Briefe werden hier wort- und buchstabengetreu veröffentlicht. Orthographie und Interpunktion wurden nicht modernisiert; Abkürzungen (bis auf Konsonanten-Doppelung), Hervorhebungen und Verschreibungen wurden belassen; Änderungen und Verbesserungen Fontanes wurden ebenfalls genau wiedergegeben.

Der Dank der Herausgeber geht an Dr. Sybil Milton vom Leo-Baeck-Institute in New York, Dr. Otfried Keiler vom Fontane-Archiv in Potsdam und die Editoren der ‚Deutschen Vierteljahresschrift‘ für die freundliche Genehmigung des Abdruckes verschiedener Briefe an und von Fritz Mauthner, Prof. Charlotte Jolles für die Durchsicht eines Teils des Manuskriptes sowie besonders Frau Felicitas Barg für die Genehmigung des Abdruckes der vorliegenden Briefsammlung.

BRIEFE (Kommentar in fortlaufenden Anmerkungen am Schluß)

Nr. 1

Berlin 10. Februar 88⁶²
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Gleichzeitig mit diesen Zeilen wird Ihnen mein neuester Roman „Irrungen, Wirrungen“⁶³ zugehen. Wenn Ihre Güte Veranlassung nehmen wollte, ein paar freundliche Worte⁶⁴, die den Tadel nicht ausschließen, darüber zu sagen, so würde ich mich Ihnen zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 2

Berlin, 23. Febr. 88

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren Brief⁶⁵, der mir eine große Freude war. Keine Besprechung⁶⁶ in einem Blatt kann darüber hinaus und wenn ich dennoch bitte, wenn möglich ein paar freundliche Worte über das Buch in dieser oder jener Zeitung sagen zu wollen, so geschieht es im Hinblick auf meinen sehr netten und sehr anständigen Verleger⁶⁷, den vielleicht mit Schaden abschließen zu sehn, mir sehr peinlich wäre. Denn ich gehöre leider nicht zu den „40,000=Männern“⁶⁸, — eine Zahl von der ich nicht einmal zu träumen wage.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 3

Berlin 13. Sept. 88

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für Buch⁶⁹, Brief⁷⁰ und Kritik⁷¹. Letztre ist gut und freundlich und es erfüllt mich der lebhaft Wunsch, daß sich die meinige, noch in der Zukunft Schooße schlummernde⁷², daneben sehen lassen darf. Mit dem Börsen-Courier⁷³, — lassen wir's. Es wird der Weisheit letzter Schluß nicht gewesen sein.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 4

Berlin 16. Sept. 88

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für den Börsen-Courier⁷⁴. Ich find es nicht schlimm und wenn Sie mich aufs Gewissen fragen, so zieh ich, auch blos aufs Schmeichelhafte hin angesehen, diese B. Courier-Besprechung⁷⁵ der in der „Post“⁷⁶ vor. Was sagt er denn groß? Es wäre alles „übertrieben“ oder „nicht richtig gesehen“⁷⁷. Ja, das ist gar nichts. Der eine sieht so, der andre so und wenn mir nebenher drei viermal versichert ward, ich besäße ein großes Talent, so nehme ich mir das Lob heraus und lasse den Tadel, der keiner ist, drin liegen.

Bitte, kucken Sie nicht zu früh in die Vossin, vor Sonnabend kann ich es nicht abliefern und ob Stephany⁷⁸ gleich mit dem Abdruck da ist, ist fraglich⁷⁹.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Ich habe die Kritik⁸⁰ eben, nach Niederschreibung nebenstehender Zeilen, noch 'mal durchgelesen und will zugeben, daß der gewöhnliche Leser sagen wird: „M.'s Buch ist scharf getadelt“⁸¹, für uns Leute von Fach finde ich es aber eigentlich gelobt. Denn die citirten Stellen⁸² machen, auf *mich* wenigstens, gar keinen Eindruck. Solchen Betteladel⁸³ habe ich zu Dutzenden kennen gelernt und die Flinkheit mit Plötzensee⁸⁴ ist irrelevant.

Th. F.

Nr. 5

Berlin 21. Sept. 88

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Meine Tochter hat mir vielerlei erzählt, woraus ich nun Nutzen ziehe. Zuerst: Darf ich um die Xanthippe⁸⁵ bitten? Ich habe die betr. Stelle Ihres Briefes⁸⁶ noch mal nachgelesen und finde mich schuldlos; die Stelle klingt als wäre sie lediglich scherzhaft, mit liebenswürdiger Selbstironie hingeschrieben und der Gedanke, mich zu melden, ist mir gar nicht gekommen. Nun thue ich es nachträglich und bitte um Entschuldigung (allerdings ein Widerspruch zu der oben proklamirten Schuldlosigkeit) für so schlechtes Aufmerken und Interpretiren.

Das Zweite ist die Fähnrichsgeschichte aus Brünn⁸⁷. Ich mache auf solche Geschichten Jagd und Fähnriche sind meine Spezialität⁸⁸. Einer von meinen Helden, Anderssen, der Sohn eines hiesigen reichen Butterhändlers, wurde als Ulanenfähnrich in Thionville erschossen⁸⁹, ein zweiter in Frankfurt a. O. enthauptet⁹⁰. Dieser in Brünn ist der dritte. Kann ich Näheres erfahren? So wie ich, wie die kl. Juwelierfrau⁹¹, die Nummer der Achselklappe kenne, ist mir geholfen.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Ueber d. „Fanfare“ schreibe ich morgen oder übermorgen⁹².

Nr. 6

Berlin, 23. Sept. 88

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Heute früh kam die Xanthippe mit der reizenden Widmung an Ihre 4 Brüder⁹³. Ich halte es nun doch für besser, erst dies Ihr Lieblingsbuch⁹⁴ zu lesen, eh ich schreibe⁹⁵. Vielleicht kann ich einem bestimmten Tadel, den Sie gütigst hinnehmen wollen und der auch auf das „Quartett“ paßt⁹⁶, nach Lesung der Xanthippe einen ganz andren Ausdruck geben, was mich vielleicht noch mehr erfreuen würde als Sie⁹⁷. Denn schließlich kommt

jeder Produzirende doch auch über seine Kritiker weg. Die Schreiberei vertagt sich dadurch um 8 Tage⁹⁸, was kein Unglück ist. Nach einem Einblick, den ich genommen, bin ich sehr gespannt.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 7

Berlin 7. Oktob. 88
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich bat Stephany es gleich zu bringen⁹⁹, aber darüber sind nun zehn, zwölf Tage vergangen¹⁰⁰ und so halte ich es für angezeigt — um nicht als ein Saumseliger oder gar Treuloser zu erscheinen — Sie wissen zu lassen, daß die Kritik, etwa 1 Spalte, geschrieben ist und „lagert“. Ich denke, daß er es *bald* bringt¹⁰¹, weil, weiterhin auf Weihnachten zu, die Bedrängniß nur wächst.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 8

Mittwoch.
19. Dez. 88

Hochgeehrter Herr.

Vielen Dank für Ihr Büchelchen¹⁰², das ich gestern Abend gelesen habe; ich bin, nach anstrengender Tagesarbeit¹⁰³, zu nerven 'runter um Ihnen noch ausführlich drüber schreiben zu können und so schicke ich meinem eigentlichen Brief¹⁰⁴ nur diese Dankeszeilen vorauf, weil es mir nicht artig erscheint, eine freundliche Zusendung tagelang unbeantwortet zu lassen. Ihr Buch hat mich *sehr* interessirt, ich bin aber doch, wenn ich das sagen darf um *Ihret* Willen nicht recht einverstanden damit. Sie haben einen zu großen Trieb die Schlachten des Jahrhunderts zu schlagen¹⁰⁵. Ich hoffe morgen abend ausführlicher schreiben zu können¹⁰⁶.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. F.

Nr. 9

Berlin, 20. Dezember 88
Potsd. Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Die ersten sieben Zeilen entzückten mich¹⁰⁷, dann ließ es stark nach und bei Schluß des ersten Kapitels fragte ich mich ängstlich: wo will das

hinaus? Ich nahm nicht inhaltlich Anstoß, aber ich konnte mich nicht orientieren¹⁰⁸. Mir fehlte der Faden in dem Labyrinth. Da beschloß ich, den Rest aufs Einzelne hin zu lesen, aufs *A m u s e m e n t* hin, und für jede gute Bemerkung dankbar zu sein. Immer die Theile, nirgends das Ganze. Dabei bin ich gut gefahren. Ich habe mich immer sehr amüsiert. Ich habe zwei Eindrücke gehabt, einen harmlosen und einen nicht harmlosen. Der harmlose war: es ist ein Feuerwerk. Eben steigt eine Rakete; ‚ah‘, aber das ah ist noch nicht von der Lippe, so umknattern mich Schwärmer. Frösche springen mir um die Beine rum und Sonnen drehen sich auf 3 Schritt Distance wie toll. Der nicht harmlose Eindruck war: Sie haben sich die Rockärmel aufgekrempt und durchstürmen Berlin, in einer Hand einen Pallasch, in der andern ein Rasiermesser. Der eine fällt, der andre kriegt seinen Schwadronhieb über den Kopf, ein Dritter und Vierter wollen Ihnen von der Seite beikommen, aber diese Unglücklichen sind vollends verloren, ritsch, ratsch, fährt ihnen das Rasiermesser über die Backe. Hotspur, dem nicht wohl ist, wenn er nicht ein Dutzend Schotten zum Frühstück verzehrt hat! Es ist alles sehr witzig, originell im Ausdruck, das vollendetste Gegenteil von dem, was man landläufig nennt, weil es nur zu gut treffend, vieles nur zu wahr und nirgends langweilig. Auch nicht eigentlich ärgerlich, denn wenn man sich eben ärgern will, kommt wieder so etwas Gutes, daß man sich seiner Dummheit schämt, sich einen Augenblick mit Ärgerlich-werden getragen zu haben. Vieles ist ganz ersten Ranges: das Freibillet Dr. Preisdrückers (es giebt solche Familien)¹⁰⁹, die 10 Gebote¹¹⁰, die beiden glänzenden Bilder S. 23¹¹¹, die Aalangler S. 41, die todte Maus und die Ameisen¹¹². Und vieles noch, vielleicht sehr vieles. Dennoch wird man der Sache nicht ganz froh, einmal weil einen diese heftige oder verbitterte oder allzu superieure fighting-Charlie-Position¹¹³ doch ein bißchen ängstigt und zweitens weil Sie von einem ganz besonderen Stil, von einer mir sonst in Welt- und Literaturgeschichte nicht vorgekommenen Vortragsweise beherrscht werden. In Dutzenden von Fällen paßt Ihr Nachsatz nicht zum Vordersatz¹¹⁴: Sie wollen etwas sagen und führen den Satz so weit, daß nun mit Notwendigkeit etwas ganz Bestimmtes kommen muß, es kommt aber nicht, sondern etwas ganz andres. Natürlich hat mich das einem Mann von Ihrer literarischen Stellung gegenüber ernsthaft beschäftigt. Was ist der Grund? Ich glaube ihn schließlich gefunden zu haben. Den meisten Schriftstellern fällt gar nichts ein, I h n e n fällt zu viel ein. Auf dem langen Wege von einem Vorder- bis zu einem Nachsatz, ist Ihnen Ihr erster Gedanke, namentlich Ihr zuerst gewollter Witz oder Sarkasmus nicht mehr gut genug und Sie vertauschen den spitzen Pfeil mit einer Dynamitbombe, die Sie nun aber nach der entgegengesetzten Richtung schleudern und die statt einen vereinzelt links stehenden Schultze zu treffen, 12 rechts stehende Müllers niederwirft. Es ist mit einem Male ganz was anderes geworden. Zuletzt störte mich's nicht mehr, weil das Gegebene mich immer noch amüsierte, aber trotzdem kann ich es nicht gutheißen. ‚Warum in das Herbe schweifen, sieh das Süße liegt so nah.¹¹⁵ In aufrichtiger Ergebenheit, mit besten Wünschen zum Fest, Ihr

Th. Fontane.

Nr. 10

Sonntag. 23. Dezbr. 88

Hochgeehrter Herr.

Ich würde mich hüten Ihnen am 24. mit Zeilen ins Haus zu fallen, wenn es nicht heitre und beglückwünschende Zeilen wären¹¹⁶. Sie schreiben mir: „in 4 mal 2 Stunden ist alles diktirt.“ Daneben verschwindet jedes kritische Bedenken als etwas lächerlich Nichtiges¹¹⁷. Wer *das* in 8 Stunden aus sich herausaspeln kann, vor dem nehme ich meine Kappe ab, gleichviel ob die Nachsätze immer genau passen oder nicht¹¹⁸. Wobei ich ganz davon absehe, daß, wenn man erst den Schlüssel und außerdem sich eingelezen hat, dergleichen auch zum Reiz werden kann. Man muß nur, wie bei so vielem wissen, von *wem* es kommt und daß die Quelle gewisser Manies keine Armuth sondern umgekehrt ein Reichthum war. Im Uebrigen muß ich Ihnen (*leider*) darin beistimmen, daß es mit der Masse der Collegenschaft noch schlimmer liegt, als Sie's schildern¹¹⁹. Aber vielleicht grade *darum*: laufen lassen.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. F.

Nr. 11

Postkarte an Herrn Schriftsteller Fritz Mauthner, Berlin, Frobenstr. 33,
Berlin W.; Poststempel: 2. 4. 89/Eingangsdatum: 3. 4. 89

Besten Dank. Wenn ich Sie nächsten Donnerstag¹²⁰ sehe, werde ich freilich noch nichts sagen können¹²¹, denn ich bin grad auf der Höhe von Z.'s „Klatsch“¹²² angelangt, der erst bewältigt werden muß. Dann will ich mich in Blatna von Berlin erholen¹²³.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. F.

Nr. 12

Berlin 7. April 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für die freundliche Benachrichtigung¹²⁴. Ich freue mich, daß es so gekommen wie's gekommen, wenn mir auch das Einrücken von M statt L¹²⁵ so gut wie sicher ist. L verschuldet es dann, wenn er es verschmäh't als todter Cid¹²⁶ die Moriscos¹²⁷ zu schrecken. Am Donnerstag¹²⁸ hoffe ich mit Ihnen über den „Letzten Deutschen von Blatna“¹²⁹ plaudern zu können.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 13

Kissingen 12. Juli 89
bei Gottfried Will.

Hochgeehrter Herr.

„Lege mir Mauthners ‚Xanthippe‘ heraus, — das lange Versäumte¹³⁰ soll nun endlich nachgeholt werden“ — das waren die großen Worte, mit denen ich heute früh den Tag einleitete, und 3 Stunden später, eben bis S. 10¹³¹ vorgedrungen, kommt Ihr Brief. Zunächst besten Dank dafür.. Aber wie gehorsamen, wie Folge geben? Außer einer relativ umfangreichen Arbeit, ein Seitenstück zu „Irrungen Wirrungen“¹³², das von der Vossin als ‚unmöglich‘ zurückgewiesen wurde¹³³, habe ich nichts. Scheint Ihnen, trotz dieses schlechten Sittenzeugnisses¹³⁴, die Sache immer noch erwägenswerth, so bitte ich Sie freundlichst, daß Sie gelegentlich mit Schlenther, der die Geschichte kennt¹³⁵, darüber sprechen. Ich selbst bin schwankend geworden. Wer nicht ganz in den Banden der Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit liegt, steht seinen Arbeiten immer voller Zweifel gegenüber, auch wenn sie von andern gelobt werden, und die Sache verbessert sich natürlich nicht, wenn, aus diesem oder jenem Grunde, von sonst wohlwollenden Leuten Bedenken laut werden¹³⁶. Dazu meine Jahre! Gewiß würden einige sagen „der feiert seinen 70jährigen Geburtstag ja höchst merkwürdig.“¹³⁷ Das bedrückt mich im Voraus und dann fühle ich doch auch wieder die ganze Oedheit und Misere solcher ganz unkünstlerischer Kritikerei.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 14

(o. D.; o. O.)¹³⁸

Mein Brief neulich¹³⁹ war kaum fort, als ich auch schon schreiben wollte: „mit der zur Disposition gestellten Novelle¹⁴⁰ ist es nichts; ich habe Ihre Zeilen noch ‚mal gelesen und daraus ersehn, daß es sich um etwas viel viel Kürzeres handelt.“ Ich unterließ diesen unmittelbaren Hinterherbrief aber, weil ich mir vornahm, erst Ihre „Xanthippe“ zu Ende zu lesen¹⁴¹ und dann schreiben zu wollen. Uebrigens sind — außer der Länge — noch andre Gründe da, die zur Zeit die Sache verbieten¹⁴²; ich möchte grade *jetzt* nicht damit ‚rausrücken¹⁴³. Bestimmteres mündlich.

Nr. 15

Kissingen 16. Juli 89
bei Gottfried Will

Hochgeehrter Herr.

Eben habe ich „Xanthippe“ beendet¹⁴⁴ und ich will die Erschütterung, in der ich stecke, nicht wieder Ruhe werden lassen, ohne vorher, aus beweg-

tem Herzen heraus, Ihnen gedankt zu haben. Ich habe, seit geraumer Zeit, nichts gelesen, was mich so gepackt hatte¹⁴⁵. Nach Lesung Ihres Romans „Fanfare“ schrieb ich: „der vorherrschende Zug darin sei das Groteske“¹⁴⁶ was Ihnen nicht ganz angenehm war, der „Xanthippe“ gegenüber habe ich ein anderes Fremdwort in Bereitschaft, das Ihnen besser klingen wird: „es ist ein superiores Buch“¹⁴⁷. Nichts Verstimmendes mischt sich mit ein, nicht eine Zeile, nicht eine Wendung, und Sie haben da, in geradezu beneidenswerther Weise, etwas geschaffen, was Ihrem Geiste und Ihrem Herzen gleichmäßig zur Ehre gereicht. In feiner Weise durchdringen Witz und Humor das ganze Buch und auf seiner Tiefe ruht ein mächtigeres Etwas, das zu denken giebt und die Seele rührt. Es ist ein Lebensweisheitsbuch¹⁴⁸, und um so weisheits- und wirkungsvoller, weil nichts doktrinär, sondern alles poetisch auftritt. Dabei bleibt nichts dunkel, man wird nicht mit Pythiasprüchen entlassen, die nichts und alles bedeuten können, sondern man hat am Schluß ein festes Programm in Händen, mit dem was zu machen ist¹⁴⁹. In allem stehe ich auf Ihrer Seite. Dazu welche wundervolle Charakteristik, welch famoser Ausgang¹⁵⁰. Schmerzlich ist mir nur Eines, für das *Sie* aber am wenigsten verantwortlich zu machen sind, denn gerade Sie werden am schmerzlichsten von diesem Etwas betroffen. Es ist durchaus ein Buch, das Epoche machen müßte, nicht bei Hans und Kunz, nicht bei Cohn und Levy¹⁵¹, aber in der eigentlichen literarischen Welt, aber jeder ist nur mit sich selbst beschäftigt und Selbstsucht verdammt. Seien Sie nochmals herzlichst bedankt.

Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

Nr. 16

Postkarte

Bad Kissingen 24. 7. 89 / Eingangsdatum: 25. 7. 89

Herzlichen Dank für Ihre liebenswürdigen Reimzeilen aus Hankels-Ablage¹⁵². Von keinem Punkt der Welt sind mir so viel kleine Liebesbeweise¹⁵³ – und alle in glücklichster Weinlaune niedergeschrieben – zu gegangen, wie von Hankels Ablage aus. Andre kriegen Karten von Rigi-Kulm¹⁵⁴ oder Brocken¹⁵⁵ oder Koppe¹⁵⁶, – mein Weizen blüht zwischen Schmöckwitz¹⁵⁷ und Königs-Wusterhausen¹⁵⁸, mein Heiliger heißt nicht Pagano¹⁵⁹, sondern Käppel¹⁶⁰. – Ja, es lebe Stine! Vorläufig aber muß sie noch schlafen wie Dornröschen und erst 1890 darf Ritter Mauthner kommen und sie wecken, – wenn er dann noch Lust hat¹⁶¹.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

Nr. 17

Berlin 13. August 1889
Potsdamerstraße 134.c.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen ¹⁶². Ich packe heute noch „Stine“ ein und spätestens morgen früh ist das alles in Ihren Händen ¹⁶³. Ihnen bei den schwierigen und anstrengenden Vorbereitungen zum „großen Unternehmen“ ¹⁶⁴ Geduld und Glück wünschend,
in vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 18

Berlin 14. Aug. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei nun also Stine, die seit vorigem Sommer unterm Stein gelegen hat ¹⁶⁵. Ich wünsche, daß sie vor Ihrem kritischen Auge leidlich bestehn ¹⁶⁶ und vielleicht einmal (aber nicht zu früh ¹⁶⁷) zum Leserkreis Ihrer neuen Zeitschrift sprechen möge ¹⁶⁸. Mein eigenes Urtheil geht dahin, daß Stine, was das Liebespaar angeht (Stine und ein gräflicher Anbeter, der krank und elend ist ¹⁶⁹) erheblich, sagen wir *sehr* erheblich hinter dem kerngesunden Liebespaar in „Irrungen Wirrungen“ zurücksteht ¹⁷⁰. Und das ist schlimm. Im Uebrigen aber ist das Berliner Leben — Pardon für das Selbstlob und Selbstbewußtsein — noch schärfer getroffen ¹⁷¹ und zwar in *allen* das Liebespaar umstehenden Gestalten. An der Spitze: Stines Schwester Pauline, die sogenannte „Wittve Pittelkow“ ¹⁷² und ihre illegitime 10jährige Tochter Olga. Daneben das „Polzinsche Ehepaar“, das in demselben Hause wohnt und der alte Graf Haldern, meine Lieblingsfigur ¹⁷³.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. F.

Nr. 19

Berlin 18. Aug. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich war zwei Tage fort ¹⁷⁴, in Mecklenburg, um in Kloster Dobbertin ¹⁷⁵ und dem ganz unklösterlichen Ludwigslust ¹⁷⁶ — der alte Großherzog Friedrich Franz ¹⁷⁷, genannt „Landesvater“, soll 99 Kinder in diesem Schloß und *Park* (denn er war höchst unwählerisch in den Lokalitäten) gezeugt haben — also um in Dobbertin und Ludwigslust von 2 alten Freundinnen, einer 79jährigen Klosterfrau (Conventualin) ¹⁷⁸ und einer 76jährigen Halbschwester meiner Frau ¹⁷⁹ Abschied zu nehmen ¹⁸⁰. Ich bin jetzt in den Jahren, wo man solche Reisen macht, immer einen Kirchhof im Auge und Glockenklang im

Ohr. Es war alles sehr schön und rührend, dabei ganz unsentimental¹⁸¹, und unmittelbar nach diesen Eindrücken fand ich mich, heimkehrend durch Ihre liebenswürdigen Zeilen als Verfasser von „Stine“ begrüßt¹⁸². Schärfer zugesehen ist freilich kein Gegensatz da und Stine noch viel ernster, als alles, was ich in den 2 Tagen gesehen habe¹⁸³. Seien Sie schönstens bedankt für jedes freundliche Wort, d. h. also für alle. Denn auch die Bedenken oder was diesen nahe kommt, geben sich in so wohltuender Form. Sie werden wohl in allem Recht haben und in den leis befragezeichneten Partien vielleicht am meisten¹⁸⁴. Es wird wohl richtig sein, daß das 1. Drittel nicht recht wirkt¹⁸⁵, nur ist Ihre Erklärung dafür wahrscheinlich zu günstig für mich und meine Arbeit abgefaßt¹⁸⁶. Vielleicht ist es bis dahin, wo die Abendgesellschaft bei Paulinen schließt¹⁸⁷, doch zu lang oder zu derb oder im Ton nicht überall richtig getroffen¹⁸⁸ und es würde, wenn ich hierin Recht habe, die Frage entstehen, ob nicht durch Kürzungen die Sache zu bessern sei¹⁸⁹. Wir besprechen das 'mal; es eilt ja nicht. Der Gedanke, durch meine Gewagtheiten Ihnen und Ihrem Blatte zu schaden, ist mir schon jetzt bedrücklich und Sie werden mich zu Minderungen der Schuldgewichtschwere jeder Zeit bereit finden. — Die Honorarfrage wird schwerlich Schwierigkeiten schaffen¹⁹⁰; Sie wissen ja, so gut wie ich, was man ungefähr kriegt und es ist mir gleichgültig, ob ich innerhalb dieser ja ziemlich bestimmt abgesteckten Grenzen, an dem etwas mehr oder weniger bevorzugten Flügel stehe¹⁹¹.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

Nr. 20

Berlin 3. Sept. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ich freute mich sehr, Sie gestern zu sehn, weil Sie so *frisch und munter* aussah, man sah Ihnen an, Sie sind nun in Ihrem Fahrwasser. Mögen keine seichten Stellen kommen oder gar Riffe¹⁹². Merkwürdig gut auf dem Posten fand ich auch Hopfen, d. h. v. Hopfen, für den ich sonst in meinem Herzen nicht viel übrig habe¹⁹³; ich weiß nur nicht, ob ich es auf seinen Adel oder seine Frau (die immer reizender wird) schieben soll. Als ich ihm nachträglich gratulirte, sagte er: „ach, es ist ja schon so lange her“, worauf ich antwortete: „wahrhaftig, man kann eigentlich schon von altem Adel sprechen.“ Dieser kleine Ulk war ihm aber ersichtlich nicht angenehm¹⁹⁴.

Ich schreibe, um das Eine oder Andre gleich schriftlich erledigen zu können, ohne deshalb auf den mir freundlich zugedachten Besuch zu verzichten.

Das *Honorar*. Ich bitte um 300 Mark pro Nord und Süd-Bogen¹⁹⁵, nach dem ich immer rechne, weil das der für den Schriftsteller vortheilhafteste Bogen ist. Trotz dieser für mich vortheilhafteren Rechnung nun, werden Sie die Summe selbst hoffentlich bescheiden bemessen finden; von Kroener¹⁹⁶

kriege ich immer 600 für denselben Raum, vom „Universum“¹⁹⁷ 500, und von Vossin¹⁹⁸ und Deutscher Rundschau¹⁹⁹ 450. Sie sehen, daß ich mich in meiner Forderung an den Linken Flügel stelle, von dem ich Ihnen in einem früheren Briefe schon mal schrieb und bezweifle keinen Augenblick, daß Sie sowohl wie der Herr Verleger das Honorar nicht zu hoch bemessen finden werden.

Nachdem ich nun dies alles vorausgeschickt, zugleich auch nochmals versichre, daß von einem „Zurückzoppen“²⁰⁰ meinerseits keine Rede sein kann, werde ich nicht mißverstanden werden, wenn ich *ernstlich* noch einmal die Frage stelle: „Ist es nicht besser, Sie stehen *Ihrerseits* von der ganzen Geschichte ab?“ Viele Personen sind ja unzweifelhaft dagegen, würden auch dagegen sein, wenn ihnen das Ganze als ein großer Happen geboten würde; nun aber kriegen Sie's wöchentlich in kleinen Einzelbissen und haben Zeit, ohne daß in dem anschließenden Kapitel mildernder Succurs unmittelbar folgt, 8 Tage lang die ganze Derbheit durchzuschmecken. Ueberlegen Sie's in Ihrem und ein klein bischen auch in meinem Interesse; Sie haben die Geschichte zur Verfügung, abgemacht, aber ich bleibe dabei: *lieber nicht*. Soll's aber gebracht werden, auch dann gut, nur nicht in den ersten 4 Monaten²⁰¹; am 30. Dezember werde ich 70²⁰², und werde von ein paar Leuten als 70er, also als Urgreis, als literarischer Wrangel oder Moltke²⁰³ gefeiert werden; Sie werden einräumen, daß *Stine* zu solcher Urgreis-Feierung wie die Faust aufs Auge paßt. So schwer es mir wird, aber ein *bisichen* Rücksicht muß man doch nun mal auf die allgemeinen Anschauungen nehmen.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 21

Berlin 24. Sept. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichsten Dank für Nummer 1²⁰⁴. Ob sie zugleich Nummer eins ist (was ich von Herzen wünsche) kann ich noch nicht sagen, weil ich erst 3 Spalten Spielhagen²⁰⁵ gelesen habe. Der Zufall will es, daß ich momentan bis über die Ohren in Arbeit stecke²⁰⁶ und Abends lese ich nicht, das thu ich einem guten Schriftsteller und einem guten Blatt nicht an. Dafür ist die Abendzeitung²⁰⁷ da, mit Frau Vaneß, Klausin und Prochnow²⁰⁸. Ueber Strychnin in Butter²⁰⁹ kann man zu jeder Tageszeit lesen, vom „Schneidigen Liebchen“²¹⁰ weiß ich es noch nicht. Hoffentlich *nicht*. Sobald ich mehr gelesen habe, am besten unter Heranziehung von Nummer 2²¹¹, lasse ich ausführlicher von mir hören.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Berlin 3. Okt. 89
 Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Seit gestern Abend habe ich nun die 1. Nummer Ihrer Wochenschrift²¹² durchgelesen, Zeile um Zeile, und ich werde Ihnen hoffentlich nicht zu dringlich erscheinen, wenn ich unaufgefordert ein Wort darüber sage. Das Meiste, namentlich Hopfens Novellen-Anfang²¹³, habe ich gleich beim Lesen mit Zeichen und Bemerkungen begleitet, aber was frommt es, Ihnen noch nachträglich mit solchen Details zu kommen. Also alles ganz kurz, erst die einzelnen Nummern, dann ein Wort über das Ganze. Bei H. H. die Einleitung zu breit. Alles was er, durch den *Major*²¹⁴ redend eingeführt, die Baronesse²¹⁵ zur Charakterisirung dieser sagen läßt, ist ausgezeichnet; der Major selbst aber, wo er *sich* giebt, hat zu viel von Hopfen und ergeht sich in Schreibtisch- aber nicht Kneiptisch-Sentenzen.²¹⁶ *Preyer*²¹⁷ ist sehr anständiger aber ziemlich lederner Durchschnitt. Dasselbe gilt von *Widmanns* Aufsatz²¹⁸. Nicht dasselbe gilt von *Faustus*²¹⁹; doch wäre es besser, es gälte auch von ihm. Ich muß das schreiben, trotzdem ich es nicht für unmöglich (wenn auch nicht für wahrscheinlich halte) daß dieser Artikel vom getheilten Frankreich von Ihnen ist. Die Stelle von Neu-Caledonien²²⁰ (das Beste) ist sehr gut, sowohl die in der Mitte des Aufsatzes, wie die darauf recurrirende am Schluß. Nein, es kann doch nicht von Ihnen sein, es ist nicht witzig genug; die neu-caledonische Stelle hat mich blos zu dieser Annahme verführt. — *Spielhagen*²²¹ befriedigt mich nur in *dem*, was ihm als Familienanekdote von seinen Eltern erzählt worden ist; die Tradition ist viel besser als ihr Niederschreiber und dessen Arabesken dazu. Die ganze Vortragsweise völlig antiquirt; das muß *ich* sagen, der ich fast 10 Jahre älter bin. Nun folgen die beiden besten Nummern: Moszkowski²²² und Fritz Mauthner²²³. Wem der Vorrang gebührt, weiß ich nicht. Beide Aufsätze sind auch Muster darin, daß ihr ernster und nur zu zutreffender Inhalt ebenso interessirt, wie die witzige Form. Der Aufsatz von P. Vischer²²⁴ ist recht gut, viel besser, als die Aufsätze von Preyer und Widmann. Sehr hübsch die kleinen Kritiken²²⁵ über die beiden Franzosen²²⁶, die Bismarckbriefe²²⁷, die „besten Bücher“²²⁸ und die „Gesellschaft von Berlin“²²⁹, lauter reizende kleine Sachen, deren Verfasser, trotz des Versteckspiels mit M., mh. und r., nicht schwer zu errathen ist²³⁰. — Die ganze Nummer, nachdem ich nun ihren Gesamtinhalt kenne, gefällt mir sehr, trotzdem ihr das eigentlich „Erobernde“ fehlt, das für ein neues Unternehmen so viel bedeutet. Es wird erzählt, daß Ihr Freund Rodenberg²³¹ *dem* Umstande sein Glück (oder doch das seiner „Rundschau“) verdanke, daß er dieselbe mit der Geyer-Wally der Frau v. Hillern beginnen konnte²³². Das Publikum verlangt nicht einen saubren, geschmackvollen Kranz, sondern ein Feuerlilienbouquet, das man ihm derart unter die Nase stößt, daß es niesen muß²³³. Gräfin Waldersee als Miß Lee²³⁴, Geheimrath Hintzpeter²³⁵ über Prinzen-Erziehung, Maler Salzmann²³⁶ und Kaiser Wilhelm auf den

Lofoten²³⁷, die Wende des 20. Jahrhunderts nach Aussprüchen Bismarcks in Friedrichsruh²³⁸, Graf Herbert Bismarcks erste Liebe²³⁹, Taine²⁴⁰ und Mackenzie²⁴¹ — eine Charlatan-Parallele²⁴², so was wirkt.

Wie immer Ihr ergebenster
Th. Fontane.

Nr. 23

Ich gehorche, schon um zu zeigen, daß solche Striche etc. wirklich da sind; nur bei Sp. fehlen sie, weil ich mich genirte, gerade seiner Weise gegenüber, den Zweifler, Krittler, Besserwisser zu spielen²⁴³. Ihnen, so wie Deutschland im Allgemeinen und im Besonderen alles Beste wünschend,

Ihr ergebenster
Th. Fontane.

Berlin

9. Okt. 89

Nr. 24

Berlin 8. Novb. 89

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ludwig Fulda schickte mir heut früh einen Aufsatz über die „Freie Bühne“²⁴⁴, den ich noch nicht gelesen (ich bin krank und habe mich nur aus dem Bett gemacht, um ein paar Briefe zu schreiben); wohl aber habe ich die Freude gehabt, zu meinem ungezuckerten Morgenkaffee den Zucker Ihrer Kritiken über Lubliner²⁴⁵ und Paulus Cassel²⁴⁶ genießen zu können; meine Frau las mir beides vor. Hat mich, inmitten meiner Elendigkeit, sehr erheitert. Wenn ich einem etwas beneide, so ist es die Frische oder auch schon jene eigenthümlich lasche Nervosität, die wie Frische wirkt. Und davon haben Sie wohl noch mehr als Lindau²⁴⁷, der Ihnen (was Sie hoffentlich nicht verstimmt) am nächsten kommt.

Mir geht es schlecht, wenigstens bin ich arbeitsunfähig und was für den Landmann die regenlose Dürre ist, ist für unserein das eingetrocknete Tintenfaß. Das meine ist an der Grenze davon.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Nr. 25

Freitag 8. November (1889/die Hrsg.)²⁴⁸

Dieser Brief ist der zweite, der in dasselbe Couvert gesteckt wird²⁴⁹ und er nimmt zurück, wozu sich der erste, wenn auch schon mit starken Sorgen, bereit erklärte²⁵⁰. Schlechte Gesundheit, Erkältung, dicker Kopf, sind es nicht, die mich zum Rückzug blasen lassen, noch weniger Mangel an Lust, ja die Lust war so groß, daß ich meine Elendigkeit momentan darüber vergaß. Es ist ein wundervolles Thema²⁵¹ und ich *persönlich* bin auch, gleich freundlich gegen mich gesonnen wie Sie, der Meinung, daß ich's

könnte. Aber außer Ihnen und mir, werden mir nicht viele mehr das Recht zugestehn, in diesem Streite mitzukämpfen, denn ich habe den Kronprinzen nicht persönlich gekannt. Und darauf kommt es doch in dem gegenwärtigen Stadium des Streites²⁵² an. — Ich hatte gleich im Nu den Stoff dahin disponirt:

1. Durfte Freytag dies veröffentlichen? Ja!²⁵³

2. Hat er inhaltlich Recht? Zur Hälfte ja, zur Hälfte nein. Alles was er sagt, ist richtig; aber er sagt nicht alles, er läßt sehr Wichtiges fort und unter dem Fortgelassenen ist Vieles, was den ganzen Mann nicht edler und besser, aber würdiger und bedeutender erscheinen lassen würde.

3. Worin liegen diese künstlerischen und historischen Mängel des Charakterbildes begründet? In Freytags fragwürdigem Charakter²⁵⁴ und in Freytags fragwürdigem Stil. Es könnte dasselbe gesagt sein und doch minder verletzend wirken, wenn es ehrlicher gesagt wäre, nicht alles um die Ecke²⁵⁵.

1 macht gar keine Schwierigkeiten; ich habe da meine Beweisführung oder das was *mir* dafür gilt, in der Tasche. 3 macht eher Schwierigkeiten, aber keine großen und ich hätte den Muth, dem berühmten Schriftsteller und Historiker den Handschuh hinzuwerfen; ich hätte den Muth, weil ich in meinem Gemüth der *Sache seit lange* sicher bin. Freytag ist keine edle Natur; wichtigthuerisch und zum Ueberfluß auch noch von einer Persönlichkeit verwöhnt, die noch zweifelhafter ist, als er selbst²⁵⁶. Also über 1 und 3 käme ich hin, aber die Schwierigkeiten von 2 sind unübersteiglich. Es kommen halb humoristische Gerichtsverhandlungen vor, wo der Präsident mit einem Male sagt: „Reden Sie hier nicht mit; Sie gehören eigentlich gar nicht hierher; ich werde Sie entfernen lassen.“ Das ist meine Situation. Ich könnte mich mit einem beliebigen Historiker in Erlangen oder Tübingen, der den Kronprinzen nie gesehn, in einen ebenbürtigen Kampf einlassen, ja wäre ihm als Berliner und Landeskind um einen Pas voraus, was aber Freytag, Schrader²⁵⁷ und Delbrück²⁵⁸ gesagt haben, das kann ich weder bestätigen noch widerlegen. Ich kann das im Gespräch thun, in einem Berliner Salon, aber nicht in den Spalten einer Zeitschrift und noch dazu als Letzter und als *70jähriger*, also mit den Aspirationen des Besserwissers. Für mich persönlich, ich muß das wiederholen, steht der Charakter des Kronprinzen bummsfest²⁵⁹, ich seh' ihn als ob ich hellseherisch wäre, aber dieser schöne Glaube an mich selber, hilft mir nicht viel vor den Menschen, und so würde ich von den „eingeweihten Herrn“ sehr spöttisch heimgeschickt werden. Es geht also beim besten Willen nicht, zu meinem lebhaften Bedauern nicht.

Ich habe aber, nach einem Nachmittagsschlaf, einen erhabenen Gedanken gehabt:

Satteln Sie morgen Vormittag, rücken Sie Exc. Friedberg²⁶⁰ auf die Bude und machen Sie ihn fest. Entweder muß er Ihnen etwas schreiben oder Sie interviewen ihn einfach und sagen ihm: Excellenz ich schreibe nun das und das nieder, ohne Namensnennung, oder auch *mit* Namensnennung, nachdem Sie vorher das Niedergeschriebene gelesen und gebilligt haben werden.

Anders geht es nicht. Der Streit steht bereits so, daß Beschießung zwischen Conjecturalpolitikern²⁶¹ gar keinen Sinn mehr hat, es dürfen nur noch die neuen Kanonen ins Gefecht geführt werden, die mit rauchlosem Pulver arbeiten, mit Pulver ohne *Qualm*²⁶².

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 26

Berlin 10. Novb. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr. Gestern Abend²⁶³, als Ihr Brief kam, war gerade „Kaffe“ bei mir; ich gehöre nämlich, altberlinisch, einer seit 36 Jahren bestehenden Kaffegesellschaft an, die sich Rütli nennt²⁶⁴ und darin wir auch unsren Rösselmann, unsren Auf dieser Mauer und in einem etwas feierlichen Exemplar sogar unsren Walther Fürst²⁶⁵ haben. Ich brachte das mit Friedberg²⁶⁶ zur Sprache und beschwor sofort zwei der anwesenden Herrn, die auch mal zu den Intimen in Friedrichskron²⁶⁷ gehörten, statt Friedbergs einzutreten. Aber keiner wollte. Jedem war das Eisen zu heiß. Später las ich dann noch, was die Kaiserin Friedrich über das Buch gesagt haben soll²⁶⁸. Nach diesen rührenden Worten, die doch manches für sich haben, ist ein Eintreten für die Freytagsche Veröffentlichung fast unmöglich und sich in das Bataillon einzureihen, das nun beim Freytagschen beschäftigt ist, verbietet sich kaum minder. Ich habe das Gefühl: die Frage brannte grad' eine Wochelang lichterloh²⁶⁹, aber diese Woche ist vorüber, man hat genug davon gehabt und wird es in Ihrem Blatt nicht als eine Lücke empfinden, wenn nichts mehr kommt²⁷⁰.

In vorzügl. Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

Heute erst habe ich gehört, daß Brahm²⁷¹, während die Kastaniden²⁷² den Himmel stürmten, in Lugano²⁷³ geschlafen hat; er ist doch immer der Klügste.

Nr. 27

Berlin 19. Novb. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei mit herzlichem Gruß die neue Auflage meiner „Gedichte“²⁷⁴; vielleicht finden Sie Zeit 10 oder 20 Zeilen darüber zu schreiben; Sie finden immer Worte, die nicht todt am Ohr vorüberklingen²⁷⁵. Ich weiß aber, wie Sie in der Arbeit stecken und bin weitab davon, Ihnen das schwere Leben eines Chefredakteurs und Hauptmitarbeiters noch schwerer machen zu wollen. Ich warte auch nicht wie Jul. Wolff auf Absatz von 40,000²⁷⁶, einfache 40 thuen es auch und die läppern sich zusammen.

Lindau soll ja tolles Zeug über die Sonntagsaufführung geschrieben haben²⁷⁷. Ist es wahr? Ich kann es mir kaum denken, sehe aber leider jeden Tag, daß sich bei unsren jungen Dramatikern ein aus Verblendung, Selbstgerechtigkeit und Neid zusammengesetzter Zustand ausbildet, von dem außer den bestehenden und noch zu gründenden Kaltwasserheilstan-
an-
anstalten niemand Vortheil hat.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 28

Berlin 29. Novb. 89
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Heute früh erhielt ich Nummer 9²⁷⁸ und ich danke Ihnen herzlich für die überaus freundlichen Worte²⁷⁹. So was wirkt. Ich bewundere, wo Sie die Kraft hernehmen, von Woche zu Woche, so viel Frisches und Lebendiges zu bieten²⁸⁰. Denn man weiß doch auch wie die Wochen aussehen! Wenn es 7 mal 24 fette Stunden wären, alle triefend von Behagen und lachend vor Glück, ja, da ginge es; aber Aerger, Sorge, Kränkungen, Schnupfen, dicker Kopf, Gesichtsreißer oder Asthma, *diese* haben doch meist den Löwenantheil.

Sehr hübsch und auch wahr ist es, daß Sie dem mir fehlenden Sinn für Feierlichkeit ein gut Theil meiner Beweglichkeit („Frische“ erscheint mir schon renommistisch) zuschreiben²⁸¹, es hat aber diese Zappelfritzigkeit auch ihre sehr bedenklichen Seiten.

Sehr hübsch und sehr erfreulich ist der kl. Aufsatz über Lindau²⁸². Nachdem er 10 Jahre lang gut behandelt worden ist, ist er jetzt einem überheblichen Achselzucken so Vieler verfallen, die ihm nicht das Wasser reichen²⁸³. Er kann alles und Einzelnes kann er ausgezeichnet. Und immer ist er amüsant.

In vorzügl. Ergebenheit
Th. Fontane.

Nr. 29

Berlin 15. Dzb. 89
10 Uhr

Hochgeehrter Herr.

Die Kritik²⁸⁴ ist fertig und ich will mich in die Baba legen²⁸⁵, vorher aber muß ich noch diese paar Zeilen an Sie richten.

Ich habe mal wo gelesen, daß es zu den Schicksalen der sogenannten „artigen Menschen“ gehört, beständig Verstöße in ihrem eigensten Gebiet zu machen. Ganz mein Fall.

Ewig schreibe ich, ewig bedanke ich mich, und wenn dann mal ein Fall vorliegt, wo's wirklich nöthig wäre, so versäume ich's. So habe ich Ihnen noch nicht für Ihre kl. liebenswürdige Kritik über meine „Gedichte“²⁸⁶ gedankt. So wenigstens glaube ich. Denn auch *das* Schreckliche passirt mir – eigentlich das Tollste von allem – daß ich vergesse, mich bedankt zu haben und nach 14 Tagen de- und wehmüthig mit einer Entschuldigung komme, die gar nicht paßt.

Wie's nun auch liegen mag, üben Sie Nachsicht, es geht mir so viel im Kopf herum²⁸⁷.

Ihre freundl. Ankündigung meiner Novelle für Neujahr oder so ungefähr²⁸⁸ hat mir meine Frau vorgelesen; darf ich hervorheben, das arme Wesen heißt „Stine“. Stina kommt hier zu Lande gar nicht vor²⁸⁹.

Das Stück heute²⁹⁰ hat mich, trotz einiger stark hervortretender Fehler, doch wieder sehr interessirt. Seh ich so die Indifferenz oder doch den hochmüthigen Bummelzustand des Publikums solchen Anstrengungen und soviel *wirklich* Geleistetem gegenüber, so ärgre ich mich. Ich bin immer der Aelteste im Theater und zugleich der Naivste und Amüsableste. Ja, ich habe noch *das*, was wohl als Mirakel gezeigt werden kann: Die Kritikerthräne²⁹¹.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr
Th. Fontane.

Teil II mit den Briefen Nr. 30 bis 64 folgt in Heft 39 (1985/1)

ANMERKUNGEN ZUR EINLEITUNG

- 1 Vgl. hierzu z. B. Helmuth Nürnberger ‚Fontanes Briefstil‘ in Hugo Aust (Hrsg.): **Fontane aus heutiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werkes. Zehn Beiträge**. München: Nymphenburger 1980, S. 56–80, sowie Charlotte Jolles: **Theodor Fontane**. – Stuttgart: Metzler 1983, S. 10–11.
- 2 Fritz Mauthner: „Kommen Sie, Cohn!“ Aus meinen Erinnerungen an Theodor Fontane‘ in **Neue Zürcher Zeitung**, 141. Jg., Nr. 1 vom 1. 1. 1920, S. 1–2 (hier S. 1).
- 3 Die hier veröffentlichten 64 Fontane-Briefe befanden sich bis zum Tode Fritz Mauthners am 29. Juni 1923 in Meersburg/Bodensee – wohin er 1909, nach Ankauf des Glaserhäusles, von Freiburg/Br. aus umgesiedelt war – in dessen Besitz und gingen anschließend in den seiner Gattin – und zweiten Frau – Hedwig, geb. Strauch (1872–1945) über, die nach eigenen Angaben versuchte, den gesamten Nachlaß in einer Fritz-Mauthner-Stiftung zusammen zu halten (vgl. **Weltbühne** 22 [1926], S. 220–21); finanzielle Schwierigkeiten zwangen sie allerdings dann, in den Jahren 1925/26 einen Großteil der Mauthnerschen Bibliothek zu veräußern, dafür jedoch das Glaserhäusle in ihrem Besitz zu erhalten, wo sie auch am 20. Juni 1945 gestorben ist. Hedwig Mauthner hat zu ihrer Lebzeit stets versucht, das Andenken an ihren Gatten wach zu halten (vgl. Wilhelm Restles Nachruf im **Bodenseebuch** [Konstanz] 32 [1945], S. 97–98) und hat es verstanden, das Glaserhäusle – das nach ihrem Tode in den Besitz Wilhelm Restles überging – „zu einer Insel des Friedens, zu einer Stelle geistiger Arbeit und Forschung“ (S. 98) zu verwandeln. Wilhelm Restle (1884–1980), 1906 zum katholischen Priester geweiht, war u. a. in Donaueschingen, Freiburg/Br. und Sinsheim als Priester tätig, bis er 1923 Stadtpfarrer von Meersburg wurde, wo er 1952 in den Ruhestand trat (am 30. Oktober 1966 feierte er sein Diamantenes Priesterjubiläum im Glaserhäusle, dessen Erinnerungsblättchen obige Angaben entnommen sind); er verstarb im biblischen Alter von 93 Jahren am 20. Mai 1980 in Meersburg, nachdem er bereits im Jahre 1965 fast den gesamten Nachlaß Mauthners dem Leo-Baeck-Institute in New York vermacht hatte (vgl. Joachim Kühn: **Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk** [Berlin/New York: de Gruyter 1975],

- S. 363); nur ein verschwindend kleiner Teil der Korrespondenz an einige berühmte Zeitgenossen Mauthners verblieb in Privatbesitz („Der Briefwechsel Hofmannsthal-Fritz Mauthner“ wurde 1978 von Martin Stern in den **Hofmannsthal Blättern** 4, S. 21–28 veröffentlicht; „Vier frühe Rilke-Briefe“ wurden bereits 1962 von Edith A. Runge in **Symposium** 16/2, S. 144–47 publiziert); die Fontane-Briefe, die nach dem Tode Restles in den Besitz von Frau Felicitas Barg (Hamburg) übergingen – die sich auch noch im Besitz einer größeren Anzahl von Briefen Marie von Ebner-Eschenbachs und einiger Hauptmann-Briefe befindet – und der an dieser Stelle für ihre Hilfsbereitschaft und Zuvorkommenheit herzlich gedankt sei, wurden von Wilhelm Restle – zweifelsohne eingedenk der ihm bekannten Einstellung Mauthners zur Frage der Publikation von Briefen berühmter Persönlichkeiten, insbesondere zur Lebzeit von Zeitgenossen, die darin Erwähnung finden (vgl. Mauthners unveröffentlichte **Erinnerungen II**, S. 53 [Ms. im LBI]) – mit großer Zurückhaltung behandelt, der (wie aus dem Briefwechsel mit Elazar Benyoetz zu Mitte der 60er Jahre hervorgeht) sich sogar Anfragen von so angesehenen Forschern wie Walter Muschg widersetzte; etliche Forscher sind – wie bei Frau Barg erhaltene Korrespondenz beweist – den Fontane-Briefen auf der Spur gewesen, aber bis auf Joachim Krueger scheint es niemandem gelungen zu sein, Wilhelm Restle auch nur zu einer Abschrift zu bewegen (allerdings hat Restle nachgewiesener Maßen einige Fontane-Briefe verschenkt, von denen jedoch nur zwei Empfänger bekannt sind, bei deren Erben bisher eine Einsicht der Briefe nicht möglich war).
- 4 Erstveröffentlichung des Briefes vom 6. 12. 1891 bei Joachim Krueger: „Zu Fontanes Aufsatz „Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller“. Mit einem unbekanntem Brief des Dichters“ in **Fontane Blätter** 2 (1973), 8. S. 593–98 (wiederabgedr. in HA, IV, Nr. 172, 167–68); vgl. auch Kommentar zu diesem Brief (unten).
 - 5 Der Brief vom 20. 12. 1888 – der sich im Besitz von Herrn Dr. Eberhard Goldschmidt (Wien) befindet – wurde zum erstenmal von Marianne Bonwit veröffentlicht („Einige späte Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner und an den Pegnesischen Blumenorden“ in **DVjs** 46 [1972], S. 469–76 [wiederabgedr. in HA, III, Nr. 638, 664–66]).
 - 6 Vgl. Briefe vom 19. und 23. 12. 1888, vom 21. 12. 1891 sowie vom 2. und 7. 1. 1892 und Kommentar [unten]; HA, V (Anmerkungen) ist noch nicht erschienen.
 - 7 Hier schreibt Mauthner im Zusammenhang mit der frühen Rezeption seines Romans **Xanthippe** (1884): „Ich durfte mit dem sogenannten Erfolge zufrieden sein; für dummes Lob und dummen Tadel entschädigte mich reichlich eine feine Anerkennung Gottfried Kellers und später ein langes Schreiben Fontanes, das denn doch mehr war als nur Anerkennung: eine Abrechnung mit der Berliner Kritik, eine Abrechnung, die man dem vorsichtigen Fontane kaum zutrauen würde. Ich kann mich immer noch nicht entschließen, diese Briefe zu meinen Gunsten zu benützen und abzudrucken; die Psychologie des Briefes ist noch nicht geschrieben.“ (Fritz Mauthner: **Ausgewählte Schriften**, 5 Bde., [Berlin/Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1919], Bd. 2, S. 340). Zu Fontanes ungewöhnlich positiver Bewertung von **Xanthippe** (im Gegensatz zu Kühns Bewertung [S. 152–55]) sowie zu Mauthners Übertreibung von Fontanes „Abrechnung mit der Berliner Kritik“ vgl. Fontanes Brief vom 16. 7. 1889 und Kommentar; zur „Psychologie des Briefes“ vgl. Mauthners unveröffentlichtes Ms. „Letzter Wille“ (vom 9. 11. 1922/Original im LBI), das die Hrsg. an anderer Stelle zu publizieren hoffen.
 - 8 Vgl. Fritz Mauthner: „Theodor Fontane posthumus“ in **Das literarische Echo** 8 (1905), 5 (vom 1. 11. 1905), Sp. 157–61 (hier Sp. 160–61); vgl. ferner Kommentar zum Brief vom 2. 9. 1898.
 - 9 Gegenbriefe Mauthners sind leider bis auf wenige Ausnahmen (so z. B. Briefe vom 31. 1. 1890 und 31. 12. 1897) unbekannt geblieben; zu diesen beiden Briefen vgl. Kommentar zu Briefen vom 30. 1. 1890 und 2. 1. 1898.
 - 10 Vgl. Anm. 2; ferner den in Anm. 9 genannten Brief Mauthners vom 31. 12. 1897.
 - 11 Fritz Mauthner: **Prager Jugendjahre** (München: Georg Müller 1918), d. h. Erinnerungen bis 1876 (Abschied von Prag und Übersiedlung nach Berlin). Zu Georg Müllers Bemühungen um den Erwerb der Verlagsrechte von Mauthners „Erinnerungen“ (seine „Prager Jugendjahre“ sowie seine „Berliner Jahre“ [unveröffentlichter 2. Teil der „Erinnerungen“] vgl. die bisher unveröffentlichten Briefe des Verlegers an Mauthner aus den Jahren 1910–1919, die sich im LBI/New York befinden. Mauthners „Erinnerungen: 2. Teil“ gediehen nicht über ein handschriftliches Manuskript von 47 Seiten (datiert 9. 11. 1922; ebenfalls im LBI) hinaus, das die Hrsg. demnächst an anderer Stelle veröffentlichen werden; in diesem 2. Teil seiner Erinnerungen behandelt Mauthner vornehmlich seine Tätigkeit als Kritiker am **Berliner Tageblatt**.

- 12 Vgl. dazu u. a. die folgenden Veröffentlichungen: ‚Aus dem zweiten Teil meiner Lebenserinnerungen‘ in **Freundesgrüße an Alfred Klaar zum 60. Geburtstag 7. 11. 1908** (Berlin/Stuttgart: Cotta 1908), S. 19–25; ‚Aus meinen Lebenserinnerungen‘ in **Der Bund** (Bern), 447 (vom 24. 9. 1917), 449 (vom 25. 9. 1917), 451 (vom 26. 9. 1917), 453 (vom 27. 9. 1917), 455 (vom 28. 9. 1917) und 457 (vom 29. 9. 1917) (betr. Keller, Widmann, Stauffer-Bern, Anzengruber u. a.).
- 13 Drohende Erblindung zwang Mauthner 1898 zum Abbruch jeder dichterischen Arbeit und zur Zusammenarbeit mit Gustav Landauer, obwohl ihn bereits seit längerer Zeit Zweifel an der Berufung zum Dichter geplagt hatten, die u. a. Ausdruck im Bilde des gescheiterten Künstlers fanden (vgl. Kühn, S. 168–69).
- 14 Mitte 1905 legte Mauthner endgültig seine Tätigkeit als Theaterkritiker des **Berliner Tageblattes** nieder, nachdem bereits 1901/1903 eine Unterbrechung eingetreten war.
- 15 Vgl. vor allem Kühns Arbeit; ferner (als Auswahl) Walter Eschenbach: **Fritz Mauthner und die deutsche Literatur um 1900. Eine Untersuchung zur Sprachkrise der Jahrhundertwende** (Bern: Lang 1977); Allan Janik/Stephan Toulmin: **Wittgenstein's Vienna** (New York: Simon & Schuster 1973), Kap. 5 (‚Fritz Mauthner's Critique of Language‘); Linda Ben-Zvi: ‚Samuel Beckett, Fritz Mauthner, and the Limits of Language‘ in **PMLA** 95 (1980), S. 183–200.
- 16 Kühn behauptet zusammenfassend, daß Mauthner als Schriftsteller und Journalist versagt habe (S. 198–99).
- 17 Im Rahmen der Berliner Jahre läßt Kühn Mauthner eigentlich nur als Parodisten zeitgenössischer Autoren (**Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien** [Stuttgart: Spemann 1879; Gesamtausgabe 1897]) gelten (vgl. S. 130–42), kritisiert diese Tätigkeit aber trotzdem und gerade im Zusammenhang mit Fontane (vgl. S. 139–40, Anm. 59 sowie S. 178) als nicht ganz aufrichtig und ernsthaft; ansonsten bezeichnet Kühn Mauthners Berliner Wochenschrift **Deutschland** (1889/1890) als Mißerfolg (S. 180–81).
- 18 Vgl. hierzu z. B. Fontanes Brief an seinen Sohn Friedrich vom 4. 9. 1898 (HA, IV, Nr. 866, 745), worin es u. a. heißt: „Was Du mir von Kritiken schicktest, habe ich durchgelesen und richtig überflogen, mit Ausnahme der sehr liebenswürdigen Worte, die der gute Mauthner für mich gehabt hat.“
- 19 Zu Fontanes Kritik an Mauthners satirischer Schrift **Schmock** vgl. Kommentar zum Brief vom 20. 12. 1888 sowie Anm. 49 (unten).
- 20 Hierin übt Fontane tatsächlich starke Kritik an Mauthner, die in dem Satz gipfelt: „Mauthner ist der spendideste Gastgeber, aber auch zugleich der routinierteste Kellner, der einem den Teller schon wieder wegnimmt, wenn man eben anfangen will“ (Kühn, S. 178, zit. nach **Briefen. 2. Sammlung** [1910], Bd. 2, S. 312–13, wiederabgedr. in HA, IV, Nr. 319, 313); vgl. hierzu auch Kühns Kommentar: „Hinter dem sprühenden Witz und den immer neuen Einfällen verbirgt sich die Unzufriedenheit mit dem, was er tut und sagt. Mauthner möchte sich nicht festlegen und sich nicht festlegen lassen. So bemüht er sich als Dichter etwas Großes zu schaffen und spottet doch in seiner Dichtung über seine Bemühungen.“
- 21 Kühn, a. a. O., S. 178.
- 22 Vgl. dazu Frederick Betz: ‚Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin: Ein Freundeskreis um Theodor Fontane‘ in **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte** 27 (1976), 86–104.
- 23 Kühn (S. 174) verwechselt auch diese Vereine; vgl. dazu Betz (s. Anm. 22), S. 86–87.
- 24 Vgl. Bonwit (S. 469) und Betz. – Mauthner erwähnt die ‚Zwanglose Gesellschaft auch im Zusammenhang mit seinen Erinnerungen an den Maler Karl Stauffer-Bern (der zeitweilig Mitglied war); diese Erinnerungen enthalten jedoch keine genaueren Einzelheiten über die Gründung des Zwanglosen-Kreises bzw. die Beziehungen zu Fontane und seinen Söhnen (vgl. ‚Aus meinen Lebenserinnerungen‘ [Nr. 455 vom 28. 9. 1917, S. 2]).
- 25 Vgl. den von Kühn oben zitierten – durchwegs negativen – Brief an seine Frau vom 15. 5. 1884 (Propyläen, I, Nr. 138, 256) sowie den Brief an seine Frau vom 12. 6. 1884 (Propyläen, I, Nr. 143, 262); letzterer bezieht sich auf Mauthners Parodien **Nach berühmten Mustern**.
- 26 Vgl. hierzu Frederick Betz: ‚Fontanes „Irrungen, Wirrungen“: Eine Analyse der zeitgenössischen Rezeption des Romans‘ in Hugo Aust (Hrsg.), a. a. O., S. 258–81.
- 27 Vgl. Aufbau-Ausgabe, Bd. 3, S. 559 (Anm. zu **L'Adultera**); Fontanes Tagebucheintragung verzeichnet diese Kritik am 15. 4. 1882; die Kritik – verfaßt von Fritz Mauthner – erschien im **Berliner Tageblatt** am 14. 4. 1882 und wird im Anhang zu Charlotte Jolles' Edition von Fontanes Briefen an Eduard Engel im **JDSG** 1984 erstmals vollständig abgedruckt.

- 28 Wiederabgedr. in HA, III, Nr. 292, 321: „Von Fritz Mauthner hab' ich eine Kritik gelesen über ‚neue historische Romane‘ (erschienen als ‚Die Mode des historischen Romans‘ in Schorer's Familienblatt 5 [1884], S. 141 [vom 20. 3. 1884]/die Hrsg.). Hat mich enttäuscht. Ich hielt ihn wenigstens für klug, aber er ist bloß klugschmusig und die Schreibweise, die was zu sein prätendirt, sehr anfechtbar.“
- 29 Während Fontane sich in einem Brief an Paul Meyer vom 7. 5. 1886 (in Paul Meyer: **Erinnerungen an Theodor Fontane** [Berlin: Privatdruck 1936], 57–58) noch sehr kritisch über Mauthners Roman äußerte: „Daß das Buch, trotz einzelner glänzender Kapitel (so namentlich zu Anfang) in seinem weiteren Verlauf so häßlich wirkt, liegt nicht am Stoff, sondern an seiner Behandlung; nicht die Dinge sind schrecklich, sondern die Gläser, durch die er sie sah. Es waren Gläser, die alles verzerrten und allem eine häßliche falsche Farbe gaben; die Figuren sind nicht unstatthaft und unglaublich in sich selbst, sondern werden erst falsch durch ihre falsche künstlerische Gestaltung. Nicht die vorgeführten Sünden und Zustände verderben uns die Lesefreude, sondern die großen Fehler, die bei ihrer Vorführung gemacht werden, nicht die Charaktere verdrießen uns, sondern ihre schwache, schwankende, mangelhafte Zeichnung. Das Psychologische darin ist mißrathen und verstimmt uns; selbst die Vertheilung von Licht und Schatten, die nicht richtig erscheint, erscheint uns deshalb unrichtig, weil die psychologische Zeichnung auch der guten und liebenswürdigen Gestalten . . . uns unbefriedigt läßt“, wenn also sein Urteil über Mauthner 1886 noch ziemlich streng war, so teilte er nunmehr den Lesern der **VZ** in seiner Rez. vom 14. 7. 1886 (Nr. 321) mit, daß das Buch „einen tiefen und dauernden Eindruck“ auf ihn gemacht habe; um dann allerdings in seiner Rez. von Paul Lindaus Roman **Der Zug nach dem Westen** in der **VZ** Nr. 155 vom 27. 11. 1886 nochmals einen kleinen Seitenhieb anzubringen auf Mauthners Werk, „über dessen in grotesker Übertreibung wurzelnde Fehler“ er sich mokierte.
- 30 Vgl. hierzu Kommentar zum Brief vom 10. 2. 1888 (Anm. 63).
- 31 Vgl. hierzu den vollständigen Abdruck von Mauthners Rez. von **Irrungen, Wirrungen** in **Die Nation** Jg. 5, Nr. 28 (vom 3. 3. 1888), S. 323–24 unter dem Titel „Eine Berliner Dorfgeschichte“ in Anm. 63 zum Brief vom 10. 2. 1888 (Nr. 1).
- 32 Vgl. HA, III, Nr. 575, 603.
- 33 Kühn, S. 178, Anm. 234; zu Mauthners Preisgedicht vgl. ferner Kommentar zum Brief vom 3. 9. 1889.
- 34 Zum Vorabdruck von **Stine** vgl. Briefe vom 12. 7. 1889, 13. 8. 1889, 14. 8. 1889, 18. 8. 1889, 3. 9. 1889, 15. 12. 1889 und 14. 1. 1890.
- 35 Zu ‚Nante Strump‘ vgl. Briefe vom 11. 4. 1890 und 14. 9. 1890; zu ‚Wilhelm Gentz‘ vgl. Briefe vom 18. 9. 1890 und 6. 12. 1890.
- 36 Zu ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘ vgl. Brief vom 6. 12. 1891, aber auch Briefe vom 21. 12. 1891 sowie vom 2. 1. 1892 und 7. 1. 1892; zu Mauthner als Mitherausgeber des **Magazins für Litteratur** vgl. Brief vom 31. 10. 1890: die qualitative Verbesserung des **Magazins** während Mauthners Zeit als Koeditor (von 60 [1891], 1 [vom 3. 1. 1891] bis 61 [1892], 52 [vom 31. 12. 1892]) war unverkennbar!
- 37 Zur 3. Aufl. von Fontanes **Gedichten** vgl. Briefe vom 19. 11. 1889, 24. 11. 1889 und 15. 12. 1889.
- 38 Zu **Quitt** vgl. Brief vom 6. 12. 1890.
- 39 Zur Verleihung des ‚Schillerpreises‘ (1891) vgl. Brief vom 2. 5. 1891.
- 40 Zu **Unwiederbringlich** vgl. Brief vom 6. 12. 1891.
- 41 Zu **Effi Briest** vgl. Brief vom 14. 11. 1895.
- 42 Zu **Die Poggenpuhls** vgl. Brief vom 4. 5. 1897.
- 43 Zu **Von Zwanzig bis Dreißig** vgl. Briefe vom 29. 8. 1898 und 2. 9. 1898.
- 44 Vgl. Briefe vom 30. 1. 1890, 16. 11. 1890, 10. 1. 1892, 11. 1. 1892 und 29. 8. 1898; ferner vom 29. 4. 1892 (bezgl. Einladung an Fontane). In Mauthners **Erinnerungen** aus dem Jahre 1920 wird allerdings der Begriff ‚Freundeskreis‘ präziser umrissen: „Ich möchte keinen falschen Eindruck hervorrufen. Ich habe, doch erst seit ‚Irrungen Wirrungen‘, zu den treuesten Verehrern von Theodor Fontane gehört, darf mich aber nicht rühmen, zu seinen näheren Freunden zu zählen. Trotz herzlicher Gefühle von beiden Seiten. Ich glaube genau zu wissen, welche Leute . . . sich feindlich und falsch zwischen uns drängten, so oft der mündliche Verkehr trotz dem Altersunterschiede . . . zu einer intimen Annäherung zu führen schien. Ich nahm die Einladungen fast niemals mehr an, weil ich dort einigen der ‚jüngsten Freunde‘ nicht begegnen wollte“ (S. 1). Vgl. hierzu aber auch Kühns Kommentar: „Es sind nicht nur die falschen Einblaser, die beide trennen. Fontane spürte eine Wirrnis und einen falschen Ton in Mauthner“ (S. 177). Es ist zu vermuten, daß Mauthner dieser Reaktion Fontanes bewußt

war; vielleicht distanzierte er sich auch aus diesem Grunde zunehmend von Fontane und seinem näheren Freundeskreis (vgl. ansonsten Mauthners Brief an Fontane vom 31. 12. 1897); diese Distanz kommt sowohl in Mauthners Erinnerungen aus den Jahren 1905 als auch 1920 zum Ausdruck; in dem bisher veröffentlichten Ms. ‚Letzter Wille‘ äußerte sich Mauthner noch viel bitterer über die angebliche Heuchelei Fontanes in dessen 1905 veröffentlichten **Familienbriefen**; eine Bewertung dieser letzten Äußerungen Mauthners über Fontane behalten sich die Hrsg. vor.

- 45 Zu **Xanthippe** vgl. Briefe vom 16. 7. 1889 und 2. 9. 1898.
- 46 Zu **Der letzte Deutsche von Blatna** vgl. Briefe aus dem Jahre 1889 sowie vom 29. 8. 1898 und 2. 9. 1898.
- 47 Vorliegende Briefe vom Sept./Okt. 1888 dokumentieren zum erstenmal die ‚Entstehungsgeschichte‘ von Fontanes Rez. über **Die Fanfare** (in der **VZ** vom 24. 10. 1888; abgedr. in *NyA*, XXI/2, S. 265–68); vgl. hierzu auch Fontanes Brief an seine Frau vom 30. 9. 1888 (*Propyläen*, I, Nr. 209, 348), wo Fontane auf seine ‚Kritik über Mauthner‘ (in *Propyläen*-Ausg. nicht ermittelt) hinweist. – Zum ersten Roman der Berliner Trilogie Mauthners **Quartett** (von Fontane in der **VZ** vom 14. 7. 1886 rezensiert; abgedr. in *NyA*, XXI/2, S. 264–65) vgl. jetzt auch vorliegende Briefe vom 23. 9. 1888 und 16. 7. 1889. Zum dritten Roman dieser Trilogie **Der Villenhof** vgl. Brief vom 1. 4. 1890; ob Fontane aber den **Villenhof** rezensierte, kann anhand der vorliegenden Briefsammlung nicht festgestellt werden; es ist eher zu vermuten, daß Fontane über diesen Roman keine Rez. geschrieben hat.
- 48 Zu einzelnen Beiträgen Mauthners in **Deutschland** vgl. insbes. Briefe vom 3. 10. 1889, 8. 11. 1889, 1. 4. 1890, 14. 9. 1890, 21. 9. 1890, 28. 9. 1890, 15. 11. 1890; zu einzelnen Beiträgen Mauthners zum **Magazin** vgl. bes. Briefe vom 2. 5. 1891, 29. 4. 1892 und 15. 11. 1892.
- 49 Zu Fontanes Kritik an Mauthners **Schmock** vgl. insbes. Brief vom 20. 12. 1888; ferner Briefe vom 19. 12. 1888 und 23. 12. 1888, welche Fontanes kritische, aber auch taktvolle und einfühlsame Stellungnahme zeigen.
- 50 Zu Fontanes Kritik an einzelnen Beiträgen Mauthners in **Deutschland** vgl. insbes. Briefe vom 3. 10. 1889 und 31. 10. 1890.
- 51 Zu Fontanes Reaktion auf die Gesamtkonzeption von **Deutschland** unter Mauthners Redaktion vgl. Brief vom 31. 10. 1890.
- 52 Zur ‚Freien Bühne‘ und zu einzelnen Aufführungen s. Briefe aus den Jahren 1889/1890.
- 53 Zum Streit um Freytags Schrift **Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone** vgl. Briefe vom 8. 11. 1889 (d. h. den zweiten Brief vom 8. 11. 1889) und 10. 11. 1889.
- 54 Zur Lindau-Affäre vgl. Briefe vom 14. 9. 1890, 21. 9. 1890 und 28. 9. 1890.
- 55 Zu Bismarcks Abdankung vgl. Brief vom 22. 3. 1890.
- 56 Zu Hardens Kritik an Wilhelm II. etc. vgl. Briefe vom 10. 1. 1898, 27. 6. 1898 und 6. 7. 1898.
- 57 Zu den deutsch-tschechischen Beziehungen vgl. Brief vom 2. 9. 1898.
- 58 Diese Solidarität mit dem Briefpartner kommt auch in dem andeutenden oder esoterischen Briefstil Fontanes zum Ausdruck. Zu kulturellen, literarischen, kulinarischen Andeutungen, Hinweisen, Metaphern und Wortspielen vgl. Briefe vom 7. 4. 1889, 24. 7. 1889, 3. 10. 1889, 10. 11. 1889, 21. 9. 1890, 14. 11. 1895, 4. 5. 1897, 27. 6. 1898 und 6. 7. 1898; solche Briefe stellen besondere Ansprüche an heutige Leser und Forscher und verlangen des öfteren auch ausgedehntere Kommentare, um dem zugrunde liegenden Material gerecht zu werden!
- 59 Vgl. hierzu Mauthners Nachruf im **Berliner Tageblatt** vom 21. 9. 1898 (Nr. 480) ‚Theodor Fontane † – 30. Dezember 1819 – 20. September 1898‘, worin es u. a. heißt: „Es gehört zu den schwersten Stunden in der journalistischen Thätigkeit, auch dann den Dienst zu verrichten, wenn eine Nachricht uns tief ergriffen hat. Es sind Dichter von größerer Bedeutung, Männer von europäischem Einfluß gestorben, und man hat kaltblütig seine Erinnerungen an ihr Leben und Wirken zusammengerafft, um dem Leser der nächsten Zeitungsausgabe nach besten Kräften ein vorläufiges Bild des eben verstorbenen zu bieten. Anders, wenn uns die Persönlichkeit des Mannes theuer war; ich habe an dieser Stelle meine Liebe, ich möchte beinahe steigend sagen: meine Verliebtheit für Theodor Fontane so oft und so lebhaft ausgesprochen, daß man mir das Geständnis glauben wird, eine wohlabgewogene literarhistorische Würdigung sei mir in diesem Augenblick nicht möglich. Noch liegen ungeordnet die Briefe aus den letzten Monaten vor mir, in denen Fontane sich mit seinem behaglichen Freimuth über politische und literarische Dinge, über Zeitungsverbote und Verfolgungen von Schriftstellern ausspricht. Uebrigens: es ist keine Sache der Eitelkeit, sich des Besitzes so entzückender Fontane-Briefe zu rühmen; es war ein charakteristischer Zug Fontanes, auf jede Freundlichkeit, auf jeden Gruß mit einem seiner zierlichen

kalligraphisch geschriebenen, aber durch die kreuz- und quergehenden Nachschriften oft schwer leserlichen Briefe zu antworten. Nicht Arbeit, nicht Alter, nicht Körperleiden konnten ihn von dieser Artigkeit zurückhalten; er nannte das seine Pflicht . . . Eigentlich hielt er das Schreiben dieser Briefe, die einmal ein wertvolles Denkmal sein werden [NB/die Hrsg.], für Schlaueit; in Wirklichkeit war es Herzensgüte.“ Vgl. Mauthners Beitrag ‚Ein neues Totengespräch‘ im **Berliner Tageblatt** vom 26. 9. 1898 (Nr. 488), wiederabgedr. in **Totengespräche** (Berlin: K. Schnabel 1906), Kap. IX, S. 82–93.

- 60 Entgegen der Behauptung Mauthners in seinen Erinnerungen an Fontane aus dem Jahre 1920: „Unter den nahe an hundert Briefen, die ich von Fontane besitze, sind viele, die nur – oft in entzückender Form – Danksagungen für meine Aufsätze oder geliehene Bücher enthalten; erst die Briefe aus der allerletzten Zeit, da Fontane sich bereits den 80 näherte – zeigen schwarz auf weiß, wieviel Vertrauen er mir entgegenbrachte.“ (S. 1). Hieran anschließend sei auch noch vermerkt, daß scheinbar durch einen glücklichen Zufall fast nur **Briefe von Substanz** erhalten geblieben sind.
- 61 Zu den Vorteilen einer zusammenhängenden Dokumentation der Korrespondenz mit nur **einem** Briefpartner vgl. auch Charlotte Jolles' Einleitung zu den Briefen Fontanes an Eduard Engel im **JDSG** 1984.

KOMMENTAR ZU DEN BRIEFEN IN ANMERKUNGEN

Nr. 1

- 62 Dieser Brief befindet sich im Besitz von Prof. S. Nissen (Hamburg).
- 63 Zur Entstehungsgeschichte von **Irrungen, Wirrungen** vgl. Jürgen Jahns Anmerkungen in **Theodor Fontane. Romane und Erzählungen** Bd. 5 (Berlin/Weimar: Aufbau 1969), S. 529–43 und Helmuth Nürnbergers in **Theodor Fontane. Werke, Schriften, Briefe**. Abt. 2, Bd. 2, 2. Aufl. (München: Hanser 1973), S. 906–11; vgl. ferner Frederick Betz' Kommentar in **Theodor Fontane: Irrungen, Wirrungen** (Erläuterungen und Dokumente, Kap. II) (Stuttgart: Reclam 1979), S. 64. Der Vorabdruck erfolgte in der **Vossischen Zeitung** zwischen dem 24. 7. 1887 und dem 23. 8. 1887; die Buchausgabe erschien Anfang Februar 1888 im Leipziger Verlag von F. W. Steffens, obwohl über das Zustandekommen dieser Edition wenig bekannt ist (vgl. Jahn, 541–42 und Betz, 64). In einem Brief an seinen Sohn Theodor vom 9. 5. 1888 (HA, II, Nr. 575, 603) teilt Fontane mit, daß Brahm, Schlenther, Max von Waldberg, Schiff und Mauthner „sämtlich sehr ausführlich und sehr anerkennend über ‚Irrungen, Wirrungen‘ geschrieben [haben] . . .“; diese Rez. waren bis auf die von Schiff (vgl. dazu auch Fontanes Brief an Emil Schiff vom 15. 2. 1888 [HA, III, Nr. 561, 585–86]) und Mauthner bereits ermittelt worden (vgl. Betz, 90–98); hiermit wird nunmehr erstmals der volle Wortlaut der Mauthnerschen Rezension (die unter dem Titel ‚Eine Berliner Dorfgeschichte‘ in **Die Nation** 5 [1888], 23 [vom 3. 3. 1888], S. 323–24 erschienen ist) abgedruckt:
- „Ich möchte damit beginnen, freudigen Herzens **pater peccavi** zu sagen. Ich habe **Theodor Fontane** stets für einen geistreichen und anregenden Plauderer, ja auch für einen Dichter von viel latenter Kraft gehalten, dabei aber doch auch für einen Sonderling, dessen Führung man sich nur anvertrauen kann, wenn einem Ziel und Weg gleichgültig ist. Und nun habe ich über ein Werk des beinahe siebzigjährigen Mannes zu berichten und muß gestehen, daß mir darin von einem Sonntagskinde wie im Traume gefunden scheint, wonach Weise und Thoren seit vielen Jahren suchten: eine richtige autochthone Berliner Erzählung.
- Ich habe persönlich begonnen und möchte noch die persönliche Bemerkung hinzufügen, daß es mir schwer fällt, den Kranz in dem Wettbewerb einem Nebenbuhler zuzuerkennen, und noch dazu einem, der so spät aufgestanden ist, wie Theodor Fontane. Es müßte mir ja eigentlich lieber sein, wenn er sich als so unfähig erwiesen hätte, wie Hugo Lubliner. Aber da hilft nun nichts; ich habe „**Irrungen, Wirrungen**“ mit immer steigendem Entzücken zu Ende gelesen und muß das bekennen. Glücklicher Weise hat Fontane einige schlechte Gewohnheiten, die er ja wohl nicht mehr ablegen wird und die wir ihm darum recht ernsthaft vorhalten können; und noch günstiger trifft es sich, daß seine Erzählung nicht genau unter den Begriff des Berliner Romans fällt. Sonst müßten wir am Ende unser Tintenfaß ausgießen.
- Das litterarische Laster Fontane's besteht darin, daß er nicht über seinen Schatten zu springen vermag, daß alle seine Personen von dem Bismarckfeindlichen Hochtory bis zur alten Wäscherin Fontane'sch reden, d. h. scharf, witzig, beziehungsreich, aber so eigenartig, daß die Unterschiede des Charakters und der Lebensstellung ein wenig verwischt werden. Es ist aber gerade ein Zeichen außerordentlicher Begabung, daß unter diesem gleichförmigen Redeton jede Person dennoch mit großer Lebenswahrheit ihre eigene Weise singt.

Die Unterordnung unter einen feststehenden Romanbegriff ist bei Fontane darum so schwierig, weil einerseits die so beliebten Verwicklungen vollständig fehlen, andererseits das liebevoll ausgemalte Idyll, das heimliche Dasein der Leute, von denen Berlin nichts weiß und die nicht viel von Berlin wissen, fast das ganze Buch ausfüllt. So ist „Irrungen, Wirrungen“ im Grunde eine Berliner Dorfgeschichte, welche einen ganz neuen Stoffkreis für die Dichtkunst erobern könnte.

Der Berliner Roman ist von zwei Seiten her gepackt worden. Die ältere Schule, wie Gutzkow und Spielhagen, führte mit Vorliebe bedeutende Männer und Frauen vor, welche auf der geistigen Höhe des Dichters standen und darum berufen schienen, uns durch ihre Reden selbst dann noch zu fesseln, wenn ihre Abenteuer uns zeitweise zu Athem kommen ließen. Diesen groß angelegten Werken gegenüber erhebt sich unter westlichen und östlichen Einflüssen eine neuere Schule, deren Ideal es wohl ist, auch die Armen am Geiste, Durchschnittsmenschen und Leute aus dem Pöbel, kurz alle Welt, gleich charakteristisch zu Worte kommen zu lassen. Ein Dichter, der Hoch und Nieder schildern will, wird nun ohne viel Nachdenken auf den Einfall kommen, die sozialen Gegensätze durch ein Liebesverhältniß zu überbrücken. In den Kreisen, wo der Mensch beim Baron anfängt, fängt ja die Liebe nicht immer bei der Baronin an. So baute sich z. B. Paul Lindau seinen Roman „Arme Mädchen“ auf; und wenn er auch die Wirkung seiner ersten Erzählung [Der Zug nach dem Westen/die Hrsg.] bei weitem nicht erreichte, so fand er doch Gelegenheit, allerlei Berliner Menschen vom Kavallerieoffizier und reichen Berliner Kaufmannssohn bis zum heruntergekommenen Flickschneider und dessen hübschen Töchtern behaglich und lustig zu schildern, bis der unmögliche Schluß auch im Ende verstimmt. Wer aber aufmerksam liest, wird sich von Anfang an angefreundet fühlen durch die Leblosigkeit der Umgebung, in welcher die einfachen Leute leben. Lindau hat viel Kunst aufgewendet, um diesen Mangel zu verdecken. Er hat sich die Wohnstube eines kleinen Handwerkers angesehen und beschreibt sie gut und ausführlich; er läßt die Leute allerlei Redensarten gebrauchen, wie der schlichte Berliner sie liebt. Aber während er in seinem ersten Roman tout Berlin sich bewegen ließ, wie das reiche Berlin sich bewegt, treten die „Armen Mädchen“ und ihre Verwandten etwa so auf wie das Volk in unseren sogenannten Volksstücken. Der Schauplatz ist mit hundert Kleinigkeiten der Wirklichkeit möglichst ähnlich gemacht, es fehlt auch nicht an Berolinismen, aber man glaubt dem Dichter nicht, daß er das Leben seiner Gestalten gelebt hat.

Einen ganz ähnlichen Stoff behandelt Theodor Fontane in „Irrungen, Wirrungen“. Baron Botho hat ein Verhältniß mit Lene; draußen hinter dem Zoologischen vier Stock hohe Häuser den Schauplatz der Dorfgeschichte verdrängen. Kaum daß wir die geheimen Reize dieser leichten Liebschaft ergründet haben, ist sie auch schon zu Ende. Baron Botho verheirathet sich um des lieben Geldes willen mit der schönen und anmuthigen Käthe von So und So und gibt der treuen Lene den Abschied. Aber so nett seine Frau auch ist, ihr leeres Geschwätz läßt ihn niemals die einfachwahre Lene vergessen. Und Lene, welche nach Jahren in dem braven Fabrikmeister und Konventikler Gideon Franke ihren guten Gatten findet, wird wohl bis an ihr Lebensende die Küsse des geliebten Barons nicht vergessen. Man sieht, die Fabel ist einfach und alltäglich, daß sie uns aber als so alltäglich erzählt wird, das ist die Moral und der Humor davon. Der gebrechliche Zustand der Welt zwingt das Liebespaar auseinanderzugehen. Botho denkt nicht daran, das Wäschermädel zu heirathen und Lene weiß ganz gut, daß der Baron sie eines Tages verlassen wird. Die Liebe ist ganz aussichtslos und gerade dadurch wird dieser moderne Protest gegen die Konvenienzehe so schneidig. In „Kabale und Liebe“ wollen die Liebenden alle Schranken überschreiten und müssen darum sterben. Botho und Lene sind äußerst vernünftig und wollen ruhig weiterleben; aber Botho ist steinunglücklich in seiner zusammengeklügelten Ehe und die arme Frau des Gideon Franke wird es nicht verwinden, daß sie einmal ihren Baron gehabt hat, wie sie alle einmal so ein Verhältniß gehabt haben. Diese ernste, den Philister tief verletzende Symbolik der Erzählung hebt sie freilich mit einem Ruck aus dem Kreise einer nach Berlin verirrtten Dorfgeschichte empor, und war die Handlung für einen Roman kaum reich genug, so ist die Fülle des Lebens für ein Epos nicht zu klein.

Was aber den Reiz des Buches ausmacht, das ist natürlich nicht die verborgene Symbolik, sondern die helle Schönheit der einzelnen Bilder und die unnachahmliche Charakteristik namentlich der zahlreichen Nebenpersonen. Auch da läßt Fontane nicht von seiner Art; bald vergißt er über einer Landschaftsschilderung seine Menschen, bald schildert er sie so Fontane'sch, daß der Leser die Menschen wieder über dem Erzähler vergißt. Aber wenn die einfachen Frauen in der Waschküche, oder die Offiziere in ihrem Klub einmal zu reden anfangen, so erweisen sie sich bald stärker als der Eigensinn ihres Dichters und stehen so

rund vor uns als hätten wir sie längst gekannt. Wohl verwandelt sie sich mitunter, wenn wir ihnen die Hand reichen möchten, plötzlich in den Dichter selbst; aber Niemand wird darum seine Hand zurückziehen wollen.

Unter den breit ausgeführten Einzelbildern wird jedem Leser der Ausflug von Botho und Lene unvergeßlich bleiben. Der Litterarhistoriker hätte die Pflicht, an Daudet's „Sappho“ zu erinnern, die eine ähnliche Szene in einer ähnlichen Absicht enthält. Aber Fontane kann nicht nur den Vergleich ertragen, er könnte auch, wenn ihm der französische Roman vorgeschwebt hat, kühnlich behaupten, daß er die kleine Erfindung sich zu eigen gemacht hat, indem er sie ganz eigen machte. Es bleibt auch nicht der leiseste Rest französischen Wesens übrig, und gerade das Auftreten der verdächtigen Frauenzimmer mit den französischen Namen könnte garnicht Berlinischer sein. Ich möchte fast glauben, daß dieses Kapitel, das neben den Musterstücken deutscher Prosa bestehen kann, noch von einem künftigen Geschlecht mit Freude wird gelesen werden.

Ein Geheimniß Fontane's ist es, daß der aufmerksamste Leser, der gerade die kleinen Schrullen des Dichters nicht zu übersehen vermag, über viele seiner Züge in Entzücken geräth, welche dem Geschwindleser entgehen müssen. Da ist z. B. ein Liebesbrief Lenes, dessen orthographische Fehler, ich möchte sagen, so organisch sind, daß man fast meinen möchte: so sollte man schreiben. Und so sagen wir *mutatis mutandis* nach der Lesung von „Irrungen, Wirrungen“, was Botho ausruft, da er das Briefchen beendet hat: Wahrhaftig der Brief ist wie Lene selber, gut, treu, zuverlässig und die Fehler machen ihn nur noch reizender.“

- 64 Vgl. dazu Fontanes parallelen Brief vom 10. 2. 1888 (HA, III, Nr. 559, 584), worin er Ludwig Pietsch mitteilt, daß er ihm seinen jüngsten Roman – d. h. **Irrungen, Wirrungen** – zugesandt habe und um eine Rez. bitte; vgl. ferner Frederick Betz: „Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. Eine Analyse der zeitgenössischen Rezeption des Romans“ in Hugo Aust (Hrsg.), a. a. O., S. 278 (Anm.), obwohl diese Anmerkung angesichts des obigen Briefes revisionsbedürftig ist.

Nr. 2

- 65 Scheinbar hatte Mauthner Fontane einen sehr aner kennenden Brief zu **Irrungen, Wirrungen** geschrieben.
- 66 Vgl. Brief Nr. 1, Anm. 63.
- 67 F. W. Steffens; damals noch in Dresden hatte er 1884 bereits **Graf Petöfy** verlegt.
- 68 Vgl. dazu Fontanes Brief vom 19. 11. 1889 (Nr. 27, Anm. 3, 276): „Ich warte auch nicht wie Jul. Wolff auf Absatz von 40.000 [Exemplaren/die Hrsg.] ...“; bzw. Fontanes Brief vom 15. 11. 1892 (Nr. 52): „... Wildenbruch wird da hin gehen, wohin Jul Wolff bereits ging.“ Julius Wolff (1834–1910) war äußerst erfolgreicher Romanschriftsteller und Versepiker, der seinen Stoff vornehmlich der mittelalterlichen Geschichts- und Sagenwelt entnahm; Fontane war nicht gut auf ihn als Dichter und literarischen Großverdiener zu sprechen (vgl. **Theodor Fontane. Briefe** Bd. 4 [Berlin: Propyläen: 1971], Anm. zu Nr. 122, S. 227); vgl. ebenfalls Fontanes Äußerungen über Wolffs **Tannhäuser** (2 Bde., 1880) – veröffentlicht unter dem Titel ‚Versuch einer Kritik‘ (1881) in **Aufzeichnungen zur Literatur, Ungedrucktes und Unbekanntes**, hrsg. von Hans-Heinrich Reuter (Berlin/Weimar: Aufbau 1969), S. 99–102 und Anm. S. 325–27 –, welche Reuter folgendermaßen kommentierte: „Fontane beobachtete mit belustigter Verachtung den Aufstieg Wolffs zum gefeierten Modeschriftsteller des jungen Hohenzollernreiches und zum Lieblingsautor eines anspruchslos-unkritischen bourgeoisen Lesepublikums... Wolffs Erfolge waren für Fontane ein Symptom. Immer wieder kam er in seinen Briefen auf sie zu sprechen...“ (S. 325); so etwa am 23. 12. 84 in einem Schreiben an seinen Sohn Friedrich: „Julius Wolff ist in vier Wochen schon wieder bis an 12- oder 15000 'ran. Gott gibt es den seinen im Schlaf. Und wer diese Höhe 'mal erreicht hat, der kann sie nie wieder ganz verlieren, auch wenn er das Dümme schreibt.“ (HA, III, Nr. 345, 370–71)

Nr. 3

- 69 Fritz Mauthner: **Die Fanfare** (Dresden/Leipzig: Heinrich Minden 1888); hierbei ist zu beachten, daß bereits im Erscheinungsjahr – das Buch wurde im Mai 1888 ausgeliefert – mehrere Auflagen erschienen; laut Joachim Schobeß („Die Bibliothek Theodor Fontanes“, **Fontane Blätter** 2 [1973], 8, S. 561) besaß Fontane die 4. Aufl. von 1888.
- 70 Die Briefe Mauthners an Fontane sind bis auf wenige Ausnahmen leider nicht erhalten.

- 71 Hierbei wird es sich wohl um eine bisher nicht ermittelte, von Mauthner beigelegte, Kritik zu seinem Roman *Fanfare* gehandelt haben.
- 72 Fontanes Rezension von Mauthners Roman erschien anonym in der Rubrik „Journal- und Bücherschau“ der *Vossischen Zeitung* Nr. 504 vom 24. Oktober 1888 (Morgenausgabe; 1. Beilage) (vgl. *Theodor Fontane. Literarische Essays und Studien XXI/2* [München: Nymphenburger 1974], S. 265–69 und Anm. S. 917); am 30. September 1888 berichtet Fontane seiner Frau, daß er die Rez. immer noch nicht abgeliefert habe (Propyläen-Ausgabe, I, Nr. 209, 348); und daß Fontane sich bei der Abfassung der Rez. Zeit gelassen hat, folgt auch aus dem Brief vom 21. 9. 1888 an Mauthner (Nr. 5, Anm. 92); am 7. 10. 1888 jedoch berichtet Fontane, daß die Rez. nunmehr abgeliefert sei und bei Stephany ‚lagert‘ (Nr. 7).
- 73 Mauthner hatte scheinbar in einem vorherigen – aber nicht erhaltenen – Brief an Fontane eine bisher nicht ermittelte Rez. von seinem Roman *Fanfare* im *Börsen-Courier* (Berlin) erwähnt, sie aber vergessen beizulegen; im Brief vom 16. 9. 1888 (Nr. 4) hatte er diese nachgeliefert.

Nr. 4

- 74 Vgl. Brief von 13. 9. 1888 (Nr. 3, Anm. 73); scheinbar hatte Mauthner die früher erwähnte Rezension nachgeliefert.
- 75 Noch nicht ermittelt; vgl. hierzu Fontanes Brief an Mauthner vom 13. 9. 1888 (Nr. 3, Anm. 71).
- 76 Auch diese Rez. konnte bisher nicht ermittelt werden.
- 77 Fontane zitiert hier entweder aus der Rez. im *BC* oder der *Post*.
- 78 Friedrich Stephany (1830–1912), von 1880 (als Nachfolger von Hermann Kletke) bis 1900 Chefredakteur der *VZ*.
- 79 Es handelt sich hier um die sich in Vorbereitung befindliche Rez. von Mauthners *Fanfare* (vgl. Brief Nr. 3, Anm. 72).
- 80 Rez. von Mauthners Roman *Fanfare* im *BC*.
- 81 Vgl. hierzu zum Vergleich die Rez. von Conrad Alberti (= C.A-i) („Die *Fanfare*. Roman von Fritz Mauthner“ in der Rubrik „Romane und Novellen“ der *Gesellschaft* 4 [1888], H. 1–6 [April–Sept.], S. 414–16, bes. S. 415): „Die ‚*Fanfare*‘ von Fritz Mauthner war eben herausgekommen, und von allen Seiten wurde mir mit einer verblüffenden Einstimmigkeit versichert, daß man etwas thörichtereres und langweiligeres noch nicht gelesen habe als dieses Buch.“; vgl. ferner Otto und Leixners (= v. L.) Rez. „Die *Fanfare* von Fritz Mauthner“ im Feuilleton der *Deutschen Romanzeitung* 4 (1888), Sp. 714.
- 82 Vgl. Zitate aus der Rez. zur *Fanfare* im ersten Teil dieses Briefes.
- 83 Es handelt sich hierbei um die verarmte Familie von Havenow-Trienitz in Mauthners Roman *Fanfare*, bestehend aus der verwitweten Kriegsärztin, ihrer Tochter Johanna und ihrem Sohn, dem Leutnant Achim; vgl. dazu auch folgendes Zitat (von Mettmann Sen.) aus dem Roman (2. Aufl., 1888, S. 114): „Sie sind Bettler, die Mutter und die Tochter.“
- 84 Berliner Gefängnis. Dr. Walter Bode, Chefredakteur des Inseraten-Blattes ‚*Fanfare*‘ im gleichnamigen Roman Mauthners (Inh. Gottlieb Mettmann) war wegen eines Artikels in der von ihm redigierten Zeitung in Plötzensee inhaftiert worden; vgl. dazu auch *Fanfare* (S. 138), wo der Presseprozeß behandelt wird: „Die Anklage betraf einen Leitartikel gegen die katholische Kirche. Bode selbst hatte den Aufsatz geschrieben, in welchem ... der Ablaßkram der Reformationszeit mit dem Inseratenschacher käuflicher Journalisten verglichen wurde.“ Auf S. 149 im gleichen Roman heißt es ferner: „... und heute früh hatte man erfahren, daß Doktor Bode von der *Fanfare* wegen Gotteslästerung und Schmähung der Einrichtung der katholischen Kirche zu sechs Wochen Gefängnis [in Plötzensee/ die Hrsg.] verurteilt war.“

Nr. 5

- 85 Fritz Mauthner: *Xanthippe* (Dresden/Leipzig: Heinrich Minden 1884).
- 86 Nicht zu ermitteln, da die Briefe Mauthners an Fontane mit wenigen Ausnahmen nicht zur Verfügung stehen.
- 87 Einzelheiten zur ‚Fähnrichsgeschichte aus Brünn‘ konnten bisher nicht ermittelt werden; weder in *Der deutsche Krieg von 1866*, Bd. 1: ‚Der Feldzug in Böhmen und Mähren‘ (Berlin: Vlg. d. königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei 1870) noch in *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*, hrsg. von Christian Andree (Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Propyläen 1973), ließen sich Einzelheiten ausmachen; auch Hermann Frickes äußerst verdienstvolle Arbeit ‚Theodor Fontanes

Der deutsche Krieg 1866 und seine militärgeschichtlichen Helfer' in *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 15 (1967), S. 203–24 und Erich Michels Beitrag 'Theodor Fontane 1866 in Böhmen und Mähren' in *Sudetenland* H. 4 (1982), S. 267–74 lieferten keine weiterführenden Angaben; allerdings erwähnt Fontane in einem Brief aus Brünn vom 16. Juli 1866 im Abschnitt 'Durch Böhmen und Mähren' aus *Der deutsche Krieg von 1866* (S. 677), daß „der Fürst der Mark Brandenburg in Brünn sein Hauptquartier aufgeschlagen [habe] und brandenburgische Landeskinder die Straßen [beleben]...“; bei den fraglichen märkischen Regimentern handelte es sich um das 3., 12., 24., 35., 48., 60. und 64., die seit dem 13. Juli 1866 in Brünn einquartiert waren; Mauthners Angabe wird sich also wohl auf einen bestimmten Fähnrich eines dieser Regimenter bezogen haben.

- 88 Vgl. dazu Fontanes Brief an seine Frau vom 12. 10. 1888 (Propyläen, I, Nr. 212, 351–52): „Vergleicht man sich mit damals, so ist man doch ... ein rechtes Wrack geworden. Es ist immer die alte Geschichte ‚nun möcht' ich wieder Fähnrich sein', wie, auch vor 40 Jahren, in einem unbedeutenden sentimental Lied gesungen wurde. Wieder Fähnrich sein. Aber nicht noch 'mal anfangen.“ Vgl. dazu ebenfalls Fontanes scheinbare Bewunderung, wenn er in einem weiteren Brief an seine Frau vom 25. 6. 1883 (Propyläen, I, Nr. 117, 212) das „Ungezügelte, das Durchgängerische, die wildgewordene Fähnrichsphantasie“ herausstreicht.
- 89 Vgl. Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 4, 'Spree- und Ulanenregiment' (1831), Kap. 'Rahnsdorf' (Untertitel: 'Alexander Anderssen. Fähnrich im 4. Ulanenregiment. Erschossen zu Thionville am 29. Oktober 1870') (HA, Abt. 2, Bd. 4, 119–29; dort finden sich auch Angaben zum Vorabdruck in der VZ; vgl. auch NyA, XIII, 112–20); ansonsten vgl. Reuter, Bd. 1, S. 382: „Die Abschnitte ‚Rahnsdorf' (IV) und ‚Zwischen Zermützel- und Tornowsee' (I), beide von 1874, können als zwei Beispiele von vielen gelten. Das erste ist auch autobiographisch bemerkenswert, insofern als Fontane darin sein eigenes Erleben während der Kriegsgefangenschaft von 1870 – drohende Erschießung als Spion – gleichnishaft verdichtete zur anspruchslos-ergreifenden Prosaballade vom Schicksal eines leichtsinnigen, lebenslustigen Fähnrichs, dem dasjenige tatsächlich widerfahren war, was der Erzähler nur zu fürchten gehabt hatte.“ Fähnrich Anderssen hatte, zusammen mit seinem Wirt, einem gewissen Herrn Bauer, widerrechtlich die französische Festung Thionville während der Belagerung im Oktober 1870 betreten, war gefangengenommen, von einem frz. Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 29. Oktober 1870 standrechtlich erschossen worden.
- 90 Emil von Arnstedt, Fähnrich im Leibregiment; enthauptet am 25. April 1837; vgl. Fontanes *Wanderungen aus der Mark Brandenburg. Fünfter Band, ‚Fünf Schlösser' (1888)*, 'Hoppenrade', Kap. 14 Untertitel: 'Emil von Arnstedt, Fähnrich im Leibregiment'; enthauptet am 25. April 1837 (NyA, XIII, 207–25 und Anm. S. 405); der 21jährige von Arnstedt, gebürtig aus dem Herzogtum Anhalt-Bernburg, Portepiefähnrich im 8. Infanterie-Regiment stationiert zu Frankurt/Oder hatte am 5. 12. 1836 seinen vorgesetzten Offizier, Lieutenant Wenzel, aus Rachegründen mit einem Pistolenschuß getötet, wofür er vor einem Kriegsgericht zum Tode durch Enthauptung verurteilt wurde; das Urteil wurde am 25. 4. 1837 vollstreckt.
- 91 Bisher nicht ermittelt.
- 92 Vgl. Anm. 72 zu obigem Brief Nr. 3 vom 13. 9. 1888.

Nr. 6

- 93 Mauthner hatte vier Brüder (vgl. Kühn, S. 106): Ernst (1844–1923), Gustav (1848–1902), Alfred (?–1919), Carl (?–1897). Die Widmung der Erstausgabe und späterer Fassungen lautete: „Meinen lieben Brüdern gewidmet“ F. M.
- 94 Interessante Einschätzung von Mauthners Roman, die Fontane wohl vom Autor selbst in Erfahrung gebracht hatte.
- 95 S. Anm. 7.
- 96 Vgl. hierzu Fontanes Rez. von Mauthners Roman *Quartett* (1886) in der VZ vom 14. 7. 1886 (Nr. 321, 1. Beilage) in der Rubrik 'Journal- u. Bücherschau' (NyA, XXI/2, S. 64–65 und Anm. S. 916–17); hierin heißt es abschließend (S. 265): „Dennoch macht die Erzählung mit ihrem einfachen Apparat an Personen und Mitteln, mit der Sicherheit und Lebenswahrheit, welche die meisten Auftretenden auszeichnet, und mit dem zu hohen Idealen aufschauenden Ernst des Ganzen ... einen tiefen und dauernden Eindruck.“
- 97 Fritz Mauthner: *Quartett* (1. Teil der Trilogie ‚Berlin W.') (Berlin/Leipzig: Heinrich Minden 1886), vgl. hierzu Fontanes kritische Anmerkungen zu *Quartett* in seiner Rez. von Paul Lindaus Roman *Der Zug nach dem Westen* in der VZ vom 27. November 1886 (NyA, XXI/1, S. 282–89 und XXI/2, Anm., S. 652–58): „Nach dieser einen Seite hin ist Fritz Mauthners Roman *Quartett* – über dessen, in

grotesker Übertreibung wurzelnde Fehler ich hier wegsehe – doch stellenweise bedeutender, origineller und lebensvoller, und nach einer Gestalt, wie die, meinem Dafürhalten nach, glänzend getroffene des Kommerzienrats Pietersen, wird man sich in Lindaus Buch vergeblich umtun.“ (vgl. ferner Jörg Thunecke: „Lebensphilosophische Anklänge in Fontanes *Stine*“ in Jörg Thunecke/Eda Sagarra Eds: *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles* (Nottingham: Sherwood Press 1979, S. 519/Anm. 66). Wesentlich kritischer war Fontane in einer unveröffentlichten Anmerkung vom August 1886 (zitiert in Josef Ettliger [Hrsg.]: *Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane* [Berlin: F. Fontane 1908], S. 268–69): Eine andere Schicht der Gesellschaft, Berlin W., oder noch richtiger das Finanz- und Geheimrats-Berlin einschließlich der Kommerzienräte und derer, die es werden wollen, hat bei Frenzel, Kretzer, Mauthner, Lindau eine Abpiegelung erfahren. Es fehlt all diesen Schilderungen etwas. Was? Was fehlt diesem Realismus?“ Vgl. abschließend ein Zitat aus Fontanes Tagebuch vom 29. April–15. Sept. 1886 (in Ernst Heilborn [Hrsg.]: *Das Fontane-Buch* [Berlin: S. Fischer 1919], S. 162): „Mauthners Buch ist talentvoll und wenn es besser feiner, wahrer wäre, so ließe sich von einem guten Buch sprechen ...“ Bzgl. dem frühen Verhältnis zwischen Fontane und Mauthner vgl. die Einleitung zu dieser Edition bzw. Betz (1980), S. 265–66: „Das Verhältnis zwischen Mauthner und Fontane war nicht immer sehr erfreulich ... Es ist aber möglich, daß Mauthner *Irrungen, Wirrungen* deswegen nicht rezensiert hat, weil Fontane Ende 1886 den ersten Band von Mauthners Berliner Trilogie (Berlin W.) ‚Quartett‘ (1886), den dieser übrigens den ‚Zwanglosen‘ gewidmet hatte ... öffentlich kritisierte.“ (vgl. dazu Frederick Betz: ‚Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin. Ein Freundeskreis um Theodor Fontane‘ in *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 27 [1976], S. 86–104; letztere These ist allerdings seit dem Auffinden der Mauthnerschen Rezension von *Irrungen, Wirrungen* durch Jörg Thunecke so nicht haltbar).

98 Diese Angabe stimmt in etwa mit der im Brief an seine Frau vom 30. 9. 1888 überein.

Nr. 7

- 99 D. h. die seit längerem angekündigte Rez. von Mauthners Roman *Die Fanfare*.
 100 Fontanes Angaben sind hier nicht ganz präzise, da er (laut Brief an seine Frau vom 30. 9. 1888) die Rez. erst zu Anfang Oktober abgeliefert hatte.
 101 Die Rez. erschien in der *VZ* am 24. 10. 1888 (vgl. Nr. 3, Anm. 72).

Nr. 8

- 102 Fritz Mauthner: *Schmock oder Die litterarische Karriere der Gegenwart. Satire* (Berlin: F. u. P. Lehmann 1888); vgl. auch Mauthners *Ausgewählte Schriften* (1919), Bd. 2, S. 303–37 bzgl. des Ausdrucks ‚Schmock‘; vgl. ferner Gustav Freytags Drama *Die Journalisten* (1854; 2. Aufl. 1887) sowie ‚Der Fall Meißner‘ in *Deutschland* Jg. 1, Nr. 8 (vom 25. 11. 1889), S. 141–42.
 103 Fontane hatte sich seit der Rückkehr vom Sommerurlaub im Riesengebirge erneut intensiv der Überarbeitung von *Quitt* gewidmet und war „um Neujahr halb zu Ende“ damit; in den letzten Märztagen 1889 lag das Ganze dann fertig vor (vgl. Anm. von Peter Goldammer in *Aufbau*-Ausgabe, Bd. 5, S. 617, der allerdings die Fertigstellung des Manuskripts einen Monat zu spät ansetzt [vgl. Fontanes Brief an Wilhelm Herz vom 9. 4. 1889 [Nr. 466]]; die Fahnen des *Gartenlaubens*-Vorabdrucks lagen bereits zu Anfang Mai vor).
 104 Fontanes Brief an Mauthner vom 20. 12. 1888 (Erstveröffentlichung durch Marianne Bonwit in *DVjs* 46 [1972] 3, S. 469–72 unter dem Titel ‚Einige späte Briefe von Theodor Fontane an Fritz Mauthner und an den Pegnesischen Blumenorden‘ [hier abgedruckt als Nr. 9]; das Original befindet sich im Besitz von Herrn Dr. Eberhard Goldschmidt [Wien]).
 105 Vgl. *Schmock*; in den satirischen Ratschlägen für den ‚candidatus litterarum‘ bezieht Mauthner in der Tat in vielen Fällen Stellung zu den sogen. „Schlachten des Jahrhunderts (im Bereich des Literarischen): so u. a. zu Fragen der Taufe jüdischer Schriftsteller, der Allgemeinbildung (Vielseitigkeit), der Denkmalpflege (bes. solcher von Literaten), zu den Triebfedern literarischer Tätigkeit (Hunger, Liebe, Eitelkeit), zur Problematik literarischer ‚Preisdrückerei‘, den Schwierigkeiten von Börsenliteraten, Memoirenschriftstellern und Feuilletonisten (insbesondere Musik- und Kunstkritikern), Überzeugungs- und Lohnschriftstellern, sowie zu Fragen der Parteizugehörigkeit von Literaten.
 106 Vgl. Anm. 104 oben.

- 107 Die ersten sieben Zeilen aus **Schmoeck** (Kap. 1) lauten: „So wie höfliche Menschen auch heutzutage noch in Gegenwart von Juden gern das Wort ‚Israelite‘ gebrauchen, während sie unter sich vor dem Ausdruck ‚Hebräer‘ nicht zurückschrecken, so wird der Litterat ins Gesicht ein ‚Schriftsteller‘, hinter seinem Rücken wohl auch ‚Zeitungsschreiber‘ genannt. Die Anrede ‚Herr Doktor‘ deckt sich mit allen diesen Bezeichnungen.“
- 108 Vgl. dazu Fontanes Brief vom 23. 12. 1888 (Nr. 10), dem scheinbar ein Rechtfertigungsschreiben Mauthners vorausgegangen war.
- 109 Dr. Preisdrücker ist eine Figur aus **Schmoeck** (S. 45–49; der Untertitel lautet: ‚Das Freibillet des Dr. Preisdrücker. Ein Berliner Roman mit glücklichem Ausgang‘); vgl. Bonwit (Anm. 6, S. 471): „Th. F., der ‚Theater-Fremdling‘ der ‚Vossischen Zeitung‘, kannte das Gefühl des Theaterkritikers, dessen finanzielle Misere durch Freibillets nur notdürftig aufgewogen wird, – und dann waren es immer zu wenige Karten für Freunde und Familienmitglieder.“
- 110 Die zehn Gebote lauten (**Schmoeck**, S. 53–54):
1. Erwähne niemals die alten Meister, die du nicht kennst. Willst du modern heißen, so verachte sie einfach.
 2. Böseartig werde nur gegen berühmte Künstler über sechzig Jahren. Junge hauen mitunter.
 3. Sollte ein Künstler mit dir umgehen und dir seine unbefangenen Bemerkungen über seine Kollegen mitteilen wollen, so setze dich mit ihm zu seiner Flasche Wein und lasse dir alles schriftlich geben. Du schreibst sonst Unsinn.
 4. Hast du Zutritt in ein Atelier und wird dir eine Skizze in die Hand gegeben, so halte sie nicht verkehrt. Denn wenn du dich erst einmal unsterblich lächerlich gemacht hast, bleibt deinem Verleger nichts anderes übrig, als dein Honorar zu verkürzen.
 5. Du sollst nicht wörtlich abschreiben.
 6. Schreibe und schweige. Über Kunst schreiben kann jedermann; darüber verständlich reden ist schwer.
 7. Eile mit Katalog und Bleistift immer dorthin, wo du die meisten Leute stehen siehst. War es aber vor dem Buffet, so ziehe dich wieder zurück, falls du keinen Freund bemerktest.
 8. Lobe vorsichtig, schimpfe keck.
 9. Verwechsle die Bilder nicht bei der Beschreibung und hüte dich namentlich Männer für Frauen und Seestücke für Gebirgslandschaften auszugeben. Andere Schnitzer bemerkt der Leser nicht so leicht.
 10. Sei unklar
- Als elftes Gebot setzt Mauthner hinzu (S. 54): „Trachte alt zu werden.“ Hier – wie auch andernorts – hat Bonwit leider ungenau zitiert!
- 111 Vgl. **Schmoeck**, S. 23: „So hat sich neben dem Revolverjournalisten der Kanonen-Journalist und besonders in Frankreich der Degen-Journalist entwickelt. Aber noch besser als das rohe Kriegerhandwerk wird die Universität mit ihrem Zerfall in Fakultäten dem Vergleiche dienen können. Einst vor fünfhundert Jahren hatte die Universität den Namen eben daher genommen, daß ein jeder sie gefüllt mit der ganzen Bildung seiner Zeit verließ, um dann die erworbenen Kenntnisse als Lehrer, als Richter oder als Prediger zinsbar zu machen. Unser praktisches Jahrhundert denkt nicht mehr daran, einem jungen sogenannten Doktor die gesamte Bildung zuzumuten, woher es denn auch kommt, daß so viel mangelhaft gebildete Doktoren von der Universität ins Leben zurückkehren.“
- 112 Vgl. **Schmoeck**, S. 42–42: „Wer einmal zugesehen hat, wie in der Nähe eines Ameisenhaufen eine tote Maus entdeckt wird, und wie nun unzählige Scharen von Ameisen hervorbrechen und sich auf die Beute werfen und sie mit ihren Körpern verhüllen, bis anstatt des Beutestückes nur noch Ameisen zu sehen sind, der hat ein prächtiges Bild der feuilletonistischen Karriere geschaut.“
- 113 Bei Bonwit nicht ermittelt (vgl. **DVjs**, S. 471, Anm. 10); vgl. dazu jedoch die typische Box-Haltung des englischen Faustkämpfers Charlie Mitchell (gest. 1918); die **Encyclopaedia of Boxing** (Ed. Maurice Golesworthy, London: Rob. Hale 1960, S. 146–47) bezeichnet Mitchell als einen „game little fighter“, der am 14. Mai 1883 gegen den damaligen Weltmeister John L. Sullivan antrat (vgl. dazu Nat Fleischer: **John L. Sullivan. Champion of Champions** [New York: Putnam's 1951], S. 75) und dem es als erstem Boxer gelang, Sullivan zu Boden zu schlagen, obwohl er anschließend den Kampf doch noch durch KO verlor; ein Rückkampf fand am 10. März 1888 auf dem Gut des Barons Rothschild in Chantilly/Frankreich (während Sullivans Europa-Tour) statt; der Kampf dauerte 39 Runden und endete unentschieden, da er wegen schlechter Lichtverhältnisse abgebrochen werden mußte; vgl. dazu folgenden Bericht (unter der Überschrift ‚The International Fight‘) der englischen Tageszeitung **The Daily Telegraph** Nr. 10235 vom 12. März 1888, S. 2: „At the onset it looked as though the American was going

to win right off, as he repeatedly knocked Mitchell down. Later on as the fight progressed a terrible rain fell and made the ground a quagmire. Mitchell pursued the plan of dodging all round the ring until at one time the fight might have been better described as a foot-race. This gradually wore Sullivan out, and his hand giving way he was unable to get his man in a corner way and finish him off. At last both parties became exhausted and ... a draw was agreed. Both men looked much the worse for wear."

114 Vgl. hierzu Fontanes Bemerkungen in seinem Brief an Mauthner vom 23. 12. 1888 (Nr. 10); in einem unbekanntem Brief (geschrieben zwischen dem 20. und 23. 12. 1888) hatte Mauthner Fontane scheinbar seine Arbeitsweise im Falle **Schmock** erläutert.

115 Ironische Abwandlung der ersten zwei Zeilen aus Goethes Gedicht 'Erinnerung' (1777/78): „Willst du immer weiter schweiften? / Sieh, das Gute liegt so nah.“ Die erste Zeile des Zitats wird häufig falsch zitiert: „Warum (oder Wozu) in die Ferne schweiften“ (vgl. Georg Büchmann: **Der Zitatenschatz des deutschen Volkes** [München: DTV 1967], Bd. 1, S. 186–87).

Nr. 10

116 Zum Weihnachtsfest 1888; aber vielleicht auch zu **Schmock**.

117 Hieraus folgt, daß Mauthner Fontane einen Rechtfertigungsbrief geschrieben hatte (vgl. Anm. 108 zu Brief Nr. 9 vom 20. 12. 1888), in dem er – scheinbar zu Fontanes Zufriedenheit – seine Arbeitsweise bei der Herstellung von **Schmock** erklärt hatte.

118 Vgl. hierzu Fontanes kritische Anmerkungen im obigen Brief Nr. 9 vom 20. 12. 1888.

119 Vgl. hierzu auch Fontanes anonymen Artikel in der von Mauthner – zusammen mit Otto Neumann-Hofer – redigierten Zeitschrift **Magazin für Litteratur** 60 (1891) 53, S. 818–19 mit dem Titel ‚Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller‘, den Mauthner später (vgl. ‚Friedrich Spielhagen‘ in **Das literarische Echo** 11 [1909], Sp. 854) einen „kleine[n] Notschrei“ nannte (vgl. hierzu ebenfalls den Abschnitt mit dem Titel ‚Th. Fontane oder „Die Geschichte einer Verspätung“‘. Zum sozialen Status und zur sozialen Lage eines Schriftstellers zwischen 1860–1890‘ in Carin Liesenhoffs Buch **Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie** [Bonn: Bouvier 1976], S. 17–39 [insbes. S. 25 f]); vgl. letztlich Conrad Albertis (=C.A.-i.) Rez. von Mauthners **Schmock** (‚Fritz Mauthner: Schmock oder die literarische Carriere der Gegenwart‘ in **Die Gesellschaft** 5 [1889] 1. Quartal, S. 277), worin es heißt: „er [Mauthner/die Hrsg.] wählt sich ein treffliches Thema ...“

Nr. 11

120 Donnerstag, der 4. April 1889; laut Fricke (**Chronik**, S. 77) war Fontane im März 1889 Mitglied der seit 1888 bestehenden und von Spielhagen geleiteten ‚Literarischen Gesellschaft‘ geworden, die sich jeden Donnerstag im Kaiserhof traf; in einem Brief an Friedlaender vom 28. 3. 1889 – weniger als eine Woche früher geschrieben als vorliegende Karte – vgl. Kurt Schreinert [Hrsg.]: **Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedlaender** [Heidelberg: Quelle & Meyer 1954], Nr. 111, S. 106 und Anm. dazu S. 351) heißt es einerseits: „Und nun breche ich ab, denn ich muß noch in meinen ‚literar. Club‘. Ja, ich habe mich einfangen lassen, tauche jeden Donnerstag Abend im Kaiserhof auf und finde es über Erwarten nett.“ Andererseits werden jedoch hier bereits Bedenken laut, die sich auch auf den folgenden Brief vom 7. 4. 1889 (Nr. 12) an Mauthner beziehen könnten: „Wenn's nur vorhält! Parteihader wird wohl dafür sorgen, daß die Sache bald wieder einen Knax kriegt. Aber das soll mir die Freude, so lang es dauert, nicht verderben.“ In ihrer Anm. zu Brief Nr. 467 (**Theodor Fontane. Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898**, hrsg. von Kurt Schreinert u. Gerhard Hay [Stuttgart: Klett 1972], S. 540) liefern die Hrsg. folgende Information zur ‚Literarischen Gesellschaft‘ (für das Jahr 1889): „...Vorsitzender war Fedor v. Zobeltitz, dem Vorstand gehörten weiter an: Richard Grelling, Otto Neumann-Hofer und Fritz Mauthner (laut Kürschners **Litteratur-Kalender** für das Jahr 1889 [S. 23] war Mauthner 1888 noch kein Vorstandsmitglied/die Hrsg.) ... Die ersten Präsidenten waren Spielhagen und Julius Wolff, als Mitglieder gehörten ihr an u. a. Karl Frenzel, Moritz Lazarus, Alexander Meyer, der Verleger Wilhelm Hertz ...“ Diese Information wird ferner untermauert durch einen Hinweis von Karl Frenzel in **Das literarische Echo** 16 (1913/14), 20 (vom 15. 6. 1914), Sp. 1411, worin u. a. Fontane, Spielhagen, Alexander Meyer, Wilhelm Hertz und Moritz Lazarus als Mitglieder der ‚Literarischen Gesellschaft‘ namentlich genannt werden (laut Kürschner [s. o.] waren auch Friedrich Stephany, Erich Schmidt und Otto Neumann-Hofer Mitglieder): Fontane hat den ‚Club‘ allerdings bereits Ende 1890 wieder verlassen, wie er Wilhelm Hertz am 7. 12. 1890 (Nr. 494, S. 327–28) berichtet: „Wie schade, daß ich nicht mehr zu einem gef. Rendez-vous

im Club auffordern und eine Plauderhalbestunde mit ihnen haben kann. Aber ich gehe nicht mehr hin, trotzdem ich es immer amüsant und auch selbst lehrreich gefunden habe. Der Grund ist die Zusammensetzung der Gesellschaft. Ich finde vielleicht Brahm der eben von Gensichen hat drucken lassen ‚er sei ein Schafskopf‘. Wie soll ich mich da benehmen? Kann ich mit dem kleinen Brahm ein Liebes- und Freundschafts-Tête à Tête haben, während Gensichen oder Zabel oder irgend ein anderer eben Abgeschlachteter daneben sitzt? Oder ich kose mit Mauthner und im selben Augenblick tritt Frenzel oder Rodenberg ein, von denen M. hat drucken lassen: sie seien Cretins oder könnten keinen Satz gutes Deutsch schreiben? Es geht nicht.“

- 121 Anscheinend hatte Mauthner Fontane seinen Roman **Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung aus Böhmen** (Dresden/Leipzig: Heinrich Minden 1887) zukommen lassen und um eine kritische Stellungnahme gebeten, dieser jedoch noch keine Muße zur Lektüre des Buches gehabt.
- 122 Theophil Zolling: **Der Klatsch. Ein Roman aus der Gesellschaft** (Leipzig: Hässel 1889), ein langatmiger, mittelmäßiger Roman mit kolonialgeschichtlichem Hintergrund; Zolling (1849–1901) war seit 1881 Herausgeber der Wochenschrift **Die Gegenwart**; zu Zollings Roman vgl. auch Fontanes Bemerkung im Brief an Wilhelm Hertz vom 2. 4. 1889 (Nr. 465, S. 309): „Immer neue Novellen von immer neuen Kollegen, darunter die fragwürdigsten Gestalten. So von Zolling ein Buch, das sich ‚Klatsch‘ nennt und diesen Namen verdient, aber einfach als Aufschrift und ganz anders als der ich glaube moralisiren-wollende ... Herr Verfasser vermeint.“ Ob Fontane Zollings Roman rezensiert hat, ließ sich bisher nicht ermitteln; vgl. dazu aber Fontanes Rezension von Zollings zweitem Roman **Frau Minne. Ein Künstler-Roman** (Leipzig: Hässel 1890) in der **VZ** (nicht ermittelt), auszugsweise zitiert in einer Anzeige in der Zeitschrift **Die Gegenwart** 37 (1890), 6 (vom 8. 2. 1890), S. 96, worin es heißt: „**Theodor Fontane** beschreibt in der Vossischen Zeitung u. A.: ‚Der Herausgeber der **Gegenwart**, der seit einer ganzen Reihe von Jahren Berlin angehört und das Berliner Leben aus dem Grunde kennt, gibt hier eine Schilderung eben dieses Lebens, die in ihrer photographisch exakten Wiedergabe einen Werth für unsere dermaleinstige Kulturgeschichte hat ... Wie im **Klatsch** die sogenannte Gesellschaft, so haben wir hier die Künstlerschaft. In Geschlossenheit der Composition, überhaupt der Technik, wächst dieser zweite Roman über den ersten hinaus, mit dem er die Lebendigkeit des Vortrags und die Frische der Farbe gemein hat. Jedenfalls hat sich Zolling in hervorragender Weise in die Gruppe derer eingeführt, die den sog. Berliner Roman zu einem bestimmten Literaturzweig gemacht haben.“
- 123 Offensichtlich erhoffte Fontane, sich bei der Lektüre von Mauthners Roman **Der letzte Deutsche von Blatna** (s. Anm. 121) von Zollings Roman zu erholen; vgl. ferner Brief Nr. 64, Anm. 515.

Nr. 12

- 124 Noch nicht ermittelt; eventuell im Zusammenhang mit personellen Veränderungen innerhalb der ‚Literarischen Gesellschaft‘ (vgl. Anm. 120 zu Postkarte Nr. 11 vom 2. 4. 1889), die Fontane seit Mitte März 1889 frequentierte; vgl. dazu auch Kühn, S. 174: „Neben Richard Grelling und Otto Neumann-Hofer ist er [Mauthner/die Hrsg.] Vorstandsmitglied der 1888 gegründeten, von Friedrich Spielhagen geleiteten **Literarischen Gesellschaft**, dem **Club**, der sich donnerstagsabends im ‚Kaiserhof‘ traf.“
- 125 Diese Initialen konnten bisher nicht eindeutig ermittelt werden. Vielleicht sollte man zur Annahme tendieren, daß sich hinter M und L die Namen von Schauspielern bzw. Sängern verstecken: so fand z. B. im Frühsommer 1889 am Berliner Hoftheater durch das Engagement Adalbert Matkowskys (1858–1909) eine Wachaflösung statt (ab 1. 6. 1889), da in Zukunft Matkowsky – und nicht mehr Maximilian Ludwig (1847–1906) – die Rollen der Bravourhelden und Liebhaber spielte (vgl. hierzu Julius Bab/Willi Handl: **Deutsche Schauspieler. Porträts aus Berlin und Wien** [Berlin: Oesterheld 1908], S. 30–31: „Ihm gab die Natur den Leib eines Riesen und die weitaus langenden, königlich packenden Gebärden eines Löwen, ein Antlitz blühend im Fleisch, doch durch das Leuchten zweier mächtiger Augen stets seelischer Bewegung überflutet, und eine Stimme ohne Schranken ...“); Matkowsky hatte zwischen 1887 und 1889 wiederholt Gastspiele in Berlin gegeben, und Fontane hat sich verschiedentlich ausführlich mit dessen Schauspielerpersönlichkeit auseinandergesetzt (vgl. hierzu Julius Bab: **Adalbert Matkowsky. Eine Heldensage** [Berlin: Oesterheld 1932], insbes. das Kap. ‚Die Eroberung Berlins‘, S. 99 f, worin Fontane ausführlich zitiert wird); Matkowskys erstes Gastspiel fand am 7. 6. 1887 in Schillers **Die Braut von Messina** statt (und Fontane berichtete darüber in der **VZ** Nr. 257 [vom 7. 6. 1887], wobei der Eindruck entsteht, daß das Debüt Matkowskys ziemlich gemischte Gefühle hinterlassen hat); im Dezember 1887 erlebte Matkowsky seinen ersten Triumph in Calderons **Das Leben ein Traum** (wobei Fontane in der **VZ** Nr. 592 [vom 19. 12. 1887] gesteht,

daß er „Anti-Matkowsky“ sei und seine ganze Spielweise für eine Verirrung halte, allerdings zugestehen muß, daß der 2. Akt noch nie so gespielt worden sei: „Herr Matkowsky gibt hier ein Maß von Glut und Stimme, von Leidenschaft und Sinnlichkeit, dessen Wirkung sich der keines Überfalls gewärtige Zuschauer sicherlich nicht entziehen kann...“; am 7. 6. 1889 stand dann der Name Matkowsky zum erstenmal ohne den Zusatz ‚als Gast‘ auf dem Theaterzettel (das Engagement war allerdings bereits im Dezember 1887 durch den Intendanten der Hofbühne, Graf Hochberg, vertraglich abgesichert, jedoch damals noch nicht publik gemacht worden, wobei ausdrücklich auf das zunehmende Alter Maximilian Ludwigs hingewiesen wurde [Schreiben an den Kaiser]); da Fontane in persönlichem Verkehr mit Ludwig gestanden hat, den er als Schauspieler und Mensch sehr schätzte, mag ihn dessen widerstandslose Absetzung von bestimmten Rollen irritiert haben (vgl. die folgenden Anm. 126 und 127).

- 126 Rodrigo Diaz (gest. 1099), berühmter span. Nationalheld im 11. Jahrhundert, der sowohl gegen Christen als auch Mauren in Spanien kämpfte und aufgrund seiner Mischung von kriegerischen Heldentaten bzw. verschlagener Politik bekannt wurde; die Mauren gaben ihm den Beinamen El Seid (= Cid) von arab. sayyid = ‚Herr‘; die Spanier betitelten ihn ‚El Campeador‘ (= ‚Kämpfer‘); vgl. dazu auch **Effi Briest**, Kap. 8 (Aufbau-Ausg., Bd. 7, S. 67): „Gieshübler hätte nun am liebsten gleich eine Liebeserklärung gemacht und gebeten, daß er als Cid oder wenigstens sonst ein Campeador für sie kämpfen und sterben könne.“ Das ‚Cid‘-Thema war zu Ende des 19. Jahrhunderts populär; Jules Massenet (1842–1912) schrieb u. a. eine Oper ‚Le Cid‘ (1885), die den zeitgenössischen Modeschmack widerspiegelte; es konnte allerdings nicht festgestellt werden, ob dieses Musikstück (z. B. an der Hofoper) zu dieser Zeit zur Aufführung gelangt ist.
- 127 Moriscos waren getaufte Mauren, die nach Beseitigung der arabischen Herrschaft in Spanien (‚Reconquista‘) in Spanien verblieben waren und zumindest äußerlich das Christentum angenommen hatten; vgl. dazu auch Fontanes Rez. einer **Othello**-Aufführung vom 7. 12. 1880 (**VZ** Nr. 342 vom 9. 12. 1880; wiederabgedr. in *NyA*, XXII/1, S. 952): „Im allgemeinen sind wir daran gewöhnt, den Mohren, in leisem Hinblick auf die gut venezianischen Moros oder doch höchstens auf die spanischen Moriscos, in einer gewissen Abschwächung gespielt zu sehen...“
- 128 Hierbei handelte es sich um den 11. April 1889.
- 129 Vgl. Anm. 121 zu Brief Nr. 11 vom 2. 4. 1889.

Nr. 13

- 130 Vgl. obigen Brief Nr. 6 vom 23. 9. 1888.
- 131 In den frühen Ausgaben von **Xanthippe** ist S. 10 noch ein Teil der Einleitung.
- 132 Die Novelle **Stine**, zu Anfang 1890 in der von Mauthner herausgegebenen Zeitschrift **Deutschland** im Vorabdruck erschienen (vgl. dazu Anm. 168 zu Brief Nr. 18 vom 14. 8. 1889); bzgl. des Vorabdruckes vgl. ferner Jürgen Jahns Anm. in Bd. 5 der Aufbau-Ausgabe (S. 588–89), die allerdings angesichts vorliegender Korrespondenz revisionsbedürftig sind, sowie Thuncke, a. a. O., S. 508–10 und S. 519 (ibid Anm. 59).
- 133 Vgl. hierzu Fontanes Brief an Paul Schlenther vom 22. 6. 1888 (HA, III, Nr. 589, 618), worin die Rücksendung des **Stine**-Manuskripts bestätigt und der „Nicht-Abdruck in der **VZ** erörtert wird.
- 134 Bereits in seinem Begleitbrief vom 4. 6. 1888 an Schlenther sprach Fontane von der „höchst fragwürdigen ‚Stine‘“ (HA, III, Nr. 582, 609), und am 22. 6. 1888 (s. o.) ironisierte er das „sittliche Hallo“ der Familie Müller, Mitbesitzer der **VZ** (S. 618); auch am 2. 10. 1888 sprach Fontane in einem Brief an seine Frau (Propyläen, I, Nr. 210, 349) noch von „unsittliche[n] Novellen“, die am besten im Kasten blieben.
- 135 Vgl. den in Anm. 133 erwähnten Brief an Paul Schlenther vom 22. 6. 1888.
- 136 Zu Fragen der Heuchelei, konventioneller Lügen und moralischer Entrüstung im Zusammenhang mit dem Vorabdruck von **Irrungen, Wirrungen** vgl. insbes. Fontanes Brief an seinen Sohn Theodor vom 6. 9. 1887 (HA, III, Nr. 530, 559–60); nach dem Debakel mit diesem Vorabdruck in der **VZ** wiesen selbst Fontane freundlich gesinnte Herausgeber von literarischen Zeitschriften (wie Emil Dominik für **Zur guten Stunde**, Joseph Kürschner für **Vom Fels zum Meer**, ganz abgesehen von Friedrich Stephany, dem Chefredakteur der **VZ**) den Vorabdruck von **Stine** zurück (vgl. dazu auch Stephanys Brief an Fontane vom 27. 7. 1887 [Propyläen, IV, Anm. zu Nr. 197, S. 247–48], worin es u. a. heißt: „Und was Ihre Novelle [Irrungen, Wirrungen/die Hrsg.] betrifft, so habe ich uns beide in bezug auf Frau Lessing sichergestellt. Ich sprach mit Lessing darüber und gab ihm Kapitel 11, 12 und 13 zu lesen. ‚Mein Gott, sagte er, was ist da weiter; daß zwei Leute miteinander schlafen gehn, ist doch am Ende so schlimm nicht‘ Das wollte ich; diese Stimmung für Ihre Novelle hatte ich vorher bei ihm vorzubereiten gesucht. Nun hat er die Sache bei seiner Frau zu vertreten und muß als unser Anwalt bei ihr, falls Skrupel bei ihr auftauchen sollten, eintreten.“).

137 Fontanes 70. Geburtstag (am 30. Dezember 1889) warf seine Schatten voraus.

Nr. 14

138 Zur Datierung beachte man den vorhergehenden Brief (Nr. 13) vom 12. 7. 1889, worin einerseits die „zur Disposition gestellte Novelle“ (d. h. **Stine**) zum ersten Mal Erwähnung findet, andererseits die Tatsache, daß Fontane die 1888 abgebrochene Lektüre von Mauthners **Xanthippe** (vgl. hierzu Brief Nr. 6 vom 23. 9. 1888) wieder aufgenommen, jedoch nicht abgeschlossen hatte, wogegen er im Brief (Nr. 15) vom 16. 7. 1889 zu berichten weiß, daß er **Xanthippe** nunmehr zu Ende gelesen habe. Hieraus darf man schließen, daß obiger undatiertes Brief zwischen dem 12. und 16. 7. 1888 geschrieben worden ist; da sich Fontane zu dieser Zeit (vom 27. 6. 1889 bis zum 6. 8. 1889) in der ‚Sommerfrische‘ in Bad Kissingen zur Erholung befand, muß der Brief ebenfalls aus Kissingen stammen.

139 Fontanes Brief Nr. 13 vom 12. 7. 1889.

140 D. h. **Stine**.

141 Vgl. dazu obige Anm. 138.

142 Fontanes Gründe für die Weigerung, **Stine** noch 1889 zu veröffentlichen, hängen sicher mit den Vorbereitungen zu seinem 70. Geburtstag am 30. 12. 1889 zusammen; vgl. dazu Fontanes Kommentar im Brief Nr. 13 vom 12. 7. 1889 sowie auf der Postkarte Nr. 16 vom 24. 7. 1889 aus Bad Kissingen, worin deutlich wird, daß Fontanes Bedingung für den Vorabdruck von **Stine** in **Deutschland** war, daß dieser erst nach Abschluß der Feierlichkeiten zu seinem 70. Geburtstag – d. h. nicht vor Anfang 1890 – erfolgte. In diesem Zusammenhang ist ferner erwähnenswert, daß die Vorbereitungen zur Gründung einer neuen Zeitschrift zu diesem Zeitpunkt bereits weit fortgeschritten waren: man vgl. etwa den Brief eines gewissen Dr. H. Müller an Mauthner vom 18. 5. 1889 (Carl Flemming Sen. war bereits am 1. 11. 1878 gestorben und das Unternehmen war bis zum Verkauf am 15. 5. 1889 von den beiden Söhnen des Firmengründers, Carl und Georg, weitergeleitet worden; Einzelheiten hierzu bei Erwin Stein [Hrsg.]: **Monographie deutscher Städte**, Bd. 17 ‚Glogau‘ [Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunal-Verlag 1926], S. 238 bzw. im **Gesammt-Verlags-Katalog**, Bd. 4 [Münster i. W.: Adolph Russell 1881], S. 610), worin es u. a. heißt: „Ich bin gespannt darauf, die größere Verlagsidee, derer Sie in Ihrem Schreiben vom 17. d. M. Erwähnung thun, zu erfahren, und sehe Ihren weiteren Mitteilungen gern entgegen.“ (Original im LBI/New York).

143 Fontane ließ Mauthner das Manuskript von **Stine** im August 1889 zukommen (vgl. Brief Nr. 18 vom 14. 8. 1889).

Nr. 15

144 Vgl. dazu Anm. 138 und 141 zu Brief Nr. 14 (von ca. 14. 7. 1889).

145 Vgl. hierzu Fontanes überaus positive Beurteilung von Mauthners Roman **Xanthippe**, die nicht von allen Zeitgenossen geteilt wurde und die dem ‚Zahn der Zeit‘ nicht standgehalten hat! Vgl. dazu die Rez. in **Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften** 56 (April–Sept. 1884), S. 279, worin Mauthner zwar einerseits sein „parodistische[s] Talent“ bestätigt wird, andererseits jedoch sehr diplomatisch festgestellt wird: „sie [d. h. **Xanthippe**, ein neuer Charaktertyp, den Mauthner eingeführt hatte/die Hrsg.] ist vielleicht nicht für jedermann, aber wem sie zusagt, der wird gewiß auch eine rechte Freude daran haben.“ Mauthner selbst vermerkte im ‚Nachwort‘ zu diesem Roman in seinen **Ausgewählten Schriften**, Bd. 2, a. a. O., S. 340: „Ich durfte mit dem sogenannten Erfolg zufrieden sein; für dummes Lob und dummen Tadel entschädigte mich reichlich eine feine Anerkennung Gottfried Kellers und später ein langes Schreiben Fontanes, das denn doch mehr war als nur Anerkennung: eine Abrechnung mit der Berliner Kritik, eine Abrechnung, die man dem vorsichtigen Fontane kaum zutrauen würde.“

146 Vgl. Fontanes ungez. Rez. in **VZ** Nr. 504 vom 24. 10. 1888 (1. Beilage/Rubrik ‚Journal u. Bücherschau‘; wiederabgedruckt in **NyA**, XXI/2, S. 269), worin es u. a. heißt: „Wir besitzen viele gute Romane, wogegen wir nur wenige gute Sittenschilderungen haben ... Daß diese Schilderungen ... etwas **Groteskes** aufweisen, ist unzweifelhaft, und hier und da mag die Korrektheit der Zeichnung darunter gelitten haben. Im ganzen aber erwächst aus diesem Element des Grotesken eher ein Vorzug als ein Nachteil ... Denn das Groteske, mit seiner phantastischen Extravaganz, **verklärt**, indem es übertreibt, und ist dadurch **auch** eine Form der Poesie.“

147 Vgl. dazu Fontanes Brief vom 2. 9. 1898 (Nr. 64), worin er **Xanthippe** – neben **Der letzte Deutsche von Blatna** – als Mauthners bestes Buch bezeichnet.

148 Unter ‚Lebensweisheitsbuch‘ verstand Fontane sicher die unerschütterliche Haltung **Xanthippes** angesichts zahlreicher Schicksalsschläge, sowie ihre Erziehungsmethoden – besonders am Ende des Buches –, womit sie ihrem Sohne zweifels-

ohne das Los seines Vaters ersparte; vgl. dazu auch die lobenden Worte eines anonymen F. v. Th. in der Rubrik 'Unsre Mitarbeiter' von **Schorer's Familienblatt** 9 (1888), 9, S. 141: „Ganz auf seinem Feld ist Mauthner dagegen, wenn er seiner feinen Ironie, seiner durchdachten Satire Raum gibt, wie dies in der höchst anregenden ‚Xanthippe‘ der Fall ist. Diese Ehrenrettung der Eehälfte des Sokrates, die in Mauthners Buch als harmloses Mädchen die Gattin des Weltweisen und nur durch dessen Fehler folgerecht zu ihren Fehlern verleitet wird, ist das originellste Werk des Autors.“

- 149 Das Programm, von dem Fontane hier spricht, läuft darauf hinaus, daß die Liebe zur Wahrheit sehr leicht tödlich enden kann, wenn man sie, wie Sokrates, konsequent verfolgt.
- 150 Vgl. **Xanthippe**, S. 256–57: „Um die folgende Mitternacht fühlte sie ihr Ende herannahen. Sie hieß den weinenden Sohn den Krystall aus dem Schreine nehmen. Er gehorchte in andächtiger Stimmung; oft hatte er durch seine Genossen von dem Wunderglase gehört, noch nie hatte er es gesehen. Seine Mutter wurde plötzlich von einer marternden Angst befallen. Sie legte ihre linke Hand, die weniger von Wunden zerrissen war, auf seine Rechte und fragte so flehentlich, wie er sonst nur ein Kind bitten gehört hatte: ‚Ich habe für Dich gearbeitet, mein Sohn. Wenn ich Dich verlasse, brauche ich keine Sorgen um Dich mitzunehmen. Aber ich habe Dir das Andenken an Deinen Vater geraubt. Ich hab' es Dir geraubt, weil ich Dich liebte! Kannst Du mir das verzeihen?‘ ‚Mutter! Stirb nicht!‘ rief der Jüngling in seiner Seelenangst. ‚Was immer Du thatest, war recht gethan! Kein Sohn hat eine bessere Mutter gehabt als ich!‘ Da flog ein glückliches Lächeln über ihr todenfahles Gesicht. Der Sohn hing an dem Mund der Sterbenden. Noch bewegte sie die Lippen. Er mußte ganz nahe heran horchen, um die letzten Silben zu verstehen: ‚Nimm den Krystall, ein Andenken von Deinem Vater. Er war der beste Mann. Werde nicht wie er! Nicht so gut! Sei lieber glücklich! Nimm den Krystall! Das reine Sonnenlicht ist tödtlich. Zertheil' es in Farben, damit es freundlich sei und schön.‘“
- 151 Abgesehen von dem augenscheinlichen Vergleich könnte Fontane auf Lewy Bezug genommen haben, den ersten Kompagnon seines Sohnes Friedrich, der am 1. Oktober 1888 einen eigenen Verlag gegründet hatte; Lewy, und ab 1. 7. 1893 Friedrich Theodor Cohn (zusammen mit Egon Fleischel) waren die ersten Kommanditisten der jungen Firma (vgl. Hermann Fricke: ‚Der Sohn des Dichters. In memoriam Friedrich Fontane‘, in: **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte** 17 [1966], S. 28–29); ebenso gut mag sich Fontane allerdings an Emil Cohn, den früheren Teilhaber Rudolf Mosses am **Berliner Tageblatt** und späteren Besitzer der Berliner **Volks-Zeitung** erinnert haben bzw. an Isidor Levy (1852–1929), den glänzenden Leitartikler der **VZ**.

Nr. 16

- 152 Hankels Ablage, nördlich von Königs-Wusterhausen; Anlegestelle und Ausflugsort am Westufer der Dahme (Wendische Spree); vgl. hierzu Fontanes Beitrag ‚Colonie Zeuthensee‘ in der **VZ**, Nr. 241 vom 28. 5. 1885 sowie Wolfgang E. Rosts Dissertation **Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken** (Berlin/Leipzig: de Gruyter 1931), S. 131–32. Fontane verbrachte dort rund 14 Tage – vom 12. bis 26. Mai 1884 – um Studien zu treiben und schrieb 8 Kapitel von **Irrungen, Wirrungen** (vgl. Heilborn: **Fontane-Buch**, S. 144; vgl. ferner Propyläen, IV, Anm. zu Nr. 135, S. 231); im Mai 1885 verbrachte Fontane erneut ca. 14 Tage in der Villa Käppel, diesmal zusammen mit seiner Tochter Mete (vgl. Heilborn, S. 155). Hankels Ablage wurde Schauplatz des Ausfluges von Botho und Lene (Kap. 11–14).
- 153 Vgl. allerdings auch Fontanes sehr negative Bemerkungen im Brief an Mete vom 25. 6. 1889 (Propyläen, II, Nr. 301, 137): „So ist es auch mit den Namen unsrer Vergnügungsorter: Eierhäuschen, Hankels Ablage, Kaput, – man fühlt ordentlich wie das Vergnügen entzwei geht.“
- 154 Berg und Kurort in der Schweiz (zwischen Vierwaldstätter- und Zuger-See).
- 155 Höchster Berg im Harz.
- 156 Schneekoppe, höchste Erhebung im Riesengebirge.
- 157 Ort an der Wendischen Spree (vgl. Theodor Fontane: **Wanderungen durch die Mark Brandenburg**, Bd. 4: ‚Spreeland‘ [In den Spreewald. Von Köpenick bis Dolgenbrod] [NyA, XII, S. 68]).
- 158 Ort etwas abseits des linken Oberlaufes der Wendischen Spree (vgl. Theodor Fontane: **Wanderungen durch die Mark Brandenburg**, Bd. 4: ‚Spreeland‘ [Links der Spree. Königs-Wusterhausen] [NyA, XII, S. 227]).
- 159 Hotelier, dem die ‚Albergo di Michele Pagano‘, eine von Deutschen bevorzugte Pension auf Capri, gehörte (vgl. K. Baedeker: **Italien-Handbuch für Reisende**, Dritter Teil: Unter-Italien und Sicilien, 4. verb. Aufl. [Leipzig: Karl Baedeker 1874], S. 145); vgl. auch Fontanes Brief an Mete vom 8. 5. 1889 (Propyläen, II, Nr. 294, 122).

160 Besitzer des Hotels und Restaurants ‚Villa Käppel‘ bei Hankels Ablage (bzgl. Einzelheiten der Familie Käppel vgl. Fontanes Brief an seine Frau vom 12./13. 5. 1884 [Propyläen, I, Nr. 135, 251]).

161 Der Ausdruck ‚vorläufig‘ legt den Schluß nahe, daß die Verhandlungen über den Vorabdruck von **Stine** in **Deutschland** inzwischen soweit fortgeschritten waren, daß feststand, daß **Stine** definitiv nach Fontanes 70. Geburtstag erscheinen würde; seit Fontane das Manuskript am 22. 6. 1888 von Paul Schlenther zurückbekommen hatte, hatte es in einer Art ‚Dornröschenschlaf‘ im Kasten gelegen.

Nr. 17

162 Fontane war erst vor einigen Tagen aus Bad Kissingen (wo er sich vom 27. 6. bis 6. 8. 1889 aufgehalten hatte) nach Berlin zurückgekehrt (vgl. Heilborn, S. 179).

163 Vgl. dazu Fontanes Brief Nr. 13 vom 14. 8. 1889, woraus man folgern kann, daß Mauthner das Manuskript erst am 16. August 1889 erhalten hat.

164 Vgl. Anm. 142 zu Brief Nr. 14.

Nr. 18

165 Vgl. Anm. 163 zu Brief Nr. 17.

166 In einem Brief an Paul Schlenther vom 4. 6. 1888 sprach Fontane von der „höchst fragwürdigen Stine“ (vgl. HA, III, Nr. 582, 609).

167 Vgl. Anm. 161 zu Brief Nr. 16.

168 **Stine** erschien im Vorabdruck in **Deutschland** ab 25. Januar 1890; vgl. Maximilian Hardens Artikel ‚Stine und Leontine‘ (in **Die Nation** Nr. 45 vom 9. 8. 1890, S. 680): „In Fontanes staatsstützender Gesinnung steht es nun einmal fest: nur Gleich und Gleich gesellt sich zum Glück, die Jugend der Jugend, der Adel dem Adel, das kleine Mädchen dem kleinen Mann ... Die Weltanschauung ist gewiß nicht sehr modern und für das jüngere Geschlecht gilt solche Pittelkowweisheit nicht mehr; Fritz Mauthner bedenkt sich keinen Augenblick vor einer Mesalliance ...“

169 Zum Motiv der ‚Krankhaftigkeit‘ vgl. Thuncke, S. 512–14.

170 Vgl. dazu Fontanes Brief an Paul Schlenther vom 13. 6. 1888 (HA, III, Nr. 583, 610): „Stine, als Figur, bleibt weit hinter Lene zurück und da sie Hauptheldin ist und dem Ganzen den Namen gibt, so hat das Ganze mit darunter zu leiden.“ Vgl. ebenfalls Fontanes Brief an Theodor Wolff vom 24. 5. 1890 (HA, IV, Nr. 47, 46): „Auf die Frage ‚Lene‘ oder ‚Stine‘ hin angesehen, kann Stine nicht bestehn, darüber habe ich mir selbst keine Illusionen gemacht ...“

171 Vgl. dazu insbes. Kap. 1–3.

172 Vgl. Maximilian Hardens Gegenüberstellung von Fontanes **Stine** und Mauthners **Leontine** (in **Quartett** und **Fanfare**), S. 680: „Die zarte **Stine** erdrückt die stattliche **Leontine**. Und Fritz Mauthner, der vor allen Mitstreitern um den Preis des großen Berliner Romans den beweglich modernen Geist, den flinken Blick und die empfindlichen Nerven voraus hat, könnte von des älteren Freundes sonniger Milde recht wohl ein Theilchen brauchen.“

173 Vgl. Fontanes Brief an Theodor Wolff vom 24. 5. 1890, worin es heißt: „Mir sind die **Pittelkow** und der alte Graf die Hauptpersonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger als die Geschichte.“ Vgl. gleichfalls Fontanes Brief an Paul Schlenther vom 13. 6. 1888: „... auch der Umstand, daß die **Pittelkow** und der alte Graf Haldern zu den besten Figuren meiner Gesamtproduktion gehören, kann die Sache nicht wieder ins Gleiche bringen.“ Vgl. letztlich auch Fontanes Brief an Maximilian Harden vom 20. 8. 1890 (HA, IV, Nr. 62, 57–8): „Es ist richtig, daß meine Nebenfiguren immer die Hauptsache sind, in ‚**Stine**‘ nun schon ganz gewiß, die **Pittelkow** ist mir als Figur viel wichtiger als die ganze Geschichte.“

Nr. 19

174 Fontane war am 16. 8. 1889 in Dobbertin und am 17. 8. 1889 in Ludwigslust; vgl. dazu Fontanes Brief an Mete vom 19. 8. 1889 (Propyläen, II, Nr. 306, S. 146): „Ich war ... am Freitag und Sonnabend in Mecklenburg, erst in Dobbertin, dann in Ludwigslust.“ Vgl. ebenfalls Fontanes Brief an Karl Zöllner vom 19. 8. 1889 (Propyläen, IV, Nr. 807, 109): „... ich war 1 Tag bei meiner guten alten Rohr in Dobbertin und 1 Tag bei meiner auch von mir geschätzten Frau v. Below in Ludwigslust. Die Rohr ist 79, die Below 76, es heißt da also, was Du thun willst, thue bald.“

- 175 Bzgl. Dobbertin vgl. Anhang in Propyläen-Ausg. Bd. 3 (Kloster Dobbertin in Mecklenburg-Schwerin), S. 241–44.
- 176 Stadt in Mecklenburg mit Schloß aus dem 18. Jht. (einstmals Residenz der Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin).
- 177 Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (1823–1883), ab 1842 ‚Landesvater‘; aus seinen 3 Ehen gingen 4 Kinder hervor.
- 178 Vgl. Propyläen, IV, Einführung zum Briefwechsel Fontane–Mathilde v. Rohr, S. 323: „Das Freundschaftsverhältnis wurde sogar noch enger, als M. v. Rohr 1869 als Konventualin in Kloster Dobbertin einzog.“ Vgl. dazu ebenfalls **Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg**: ‚Mathilde von Rohr, Konventualin zu Kloster Dobbertin. † 16. September 1889‘ (Propyläen, III, Anhang, 245–62/bes. 255).
- 179 Clara von Below, geb. Müller (1813–1895).
- 180 Mathilde von Rohr war am Sterben (vgl. Fontanes Brief an Mete vom 13. 7. 1888 [Propyläen, II, Nr. 287, 111]): „Heute kam auch ein Brief von Frl. von Bülow; es geht doch nun schlecht mit der alten Rohr.“ Bzgl. ihres Ablebens vgl. Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 18. 9. 1889 (Nr. 476, 316): „Heute früh hatten wir einen Brief aus Dobbertin von dem Fräulein v. Bülow, der uns den am 16. erfolgten Tod unsrer lieben alten Rohr meldete. Daß ich sie vor 4 Wochen noch mal besucht habe, ist mir eine Freude . . .“ Daß diese Freude auf Gegenseitigkeit beruhte, folgt aus den Aufzeichnungen von Stiftsdame Jeannette von Bülow (1825–1900) (Original im Fontane-Archiv): „Dann war es ihr noch vergönnt, den Besuch ihres alten Freundes des Herrn Fontane zu erhalten. Zwar nur einen halben Tag, aber es war noch der letzte Sonnenblick, der an frühere glückliche Zeiten erinnerte. Sie hatte die Gabe die Zeit zu nutzen, viel zu geben und viel zu empfangen auch in wenigen Stunden. So waren ihr diese Stunden ein Schatz in der Erinnerung, und sie erkannte es immer wieder dankend an, daß Herr Fontane sich der Anstrengung der kurzen Reise unterzog.“ (Propyläen, IV, einführende Anm. zum Briefwechsel mit Mathilde von Rohr, S. 323).
- 181 Vgl. dazu Fontanes Abneigung gegen jede Art von Sentimentalität, die in dem geflügelten Spruch gipfelte: ‚Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit‘; hierzu gehört auch seine Kritik an der ‚angekränkelte[n] Sentimentalwelt‘ in **Stine** (Brief an Paul Schletter vom 13. 6. 1889 [HA, III, Nr. 583, 611]), hervorgehoben durch die Kontrastierung von ‚Natürlichkeitssprache‘ und ‚Sentimentalsprache‘.
- 182 Vgl. Brief Nr. 18 vom 14. 8. 1889; Mauthner hatte das Manuskript inzwischen gelesen und **Stine** für den Vorabdruck in **Deutschland** akzeptiert; vgl. ferner Fontanes Brief an Mete vom 19. 8. 1889 – am Montag nach dem Wochenende in Mecklenburg –, worin Mauthners Antwortschreiben erwähnt wird: „Ich schließe diesen Zeilen einen Fritz Mauthnerschen Brief bei, der Dich vielleicht interessieren wird.“ (Propyläen, II, Nr. 306, 147).
- 183 Vgl. dazu z. B. die Begräbnisszene in Kap. 16 von **Stine** (NyA, III, 308–13).
- 184 Vgl. Mauthners Kurzrezension in **Deutschland** 2 (1890), 7, S. 96, worin, versteckt, einige sehr kritische Töne anklingen; insbes. wird Fontane das ‚unregelmäßige Leben‘ der Pittelkow im Sinn gehabt haben, d. h. vor allem das ‚Untätchen‘-Kapitel (Kap. 13; NyA, III, 291–97; vgl. auch Anm. 183).
- 185 Vermutlich die Kap. 1–6 (NyA, III, 235–260), d. h. insbes. diejenigen Kapitel, die das erste Zusammentreffen von Aristokratie und Bourgeoisie in der Wohnung der Witwe Pittelkow zum Gegenstand haben.
- 186 Insgesamt lobt obige Rez. (vgl. Anm. 184) die Erzählung – die als ‚Meisternovelle‘ gekennzeichnet wird – in höchsten Tönen.
- 187 Vgl. Anm. 185.
- 188 In obiger Rez. wird u. a. die ‚unregelmäßige Sprache‘ der Pittelkow kritisiert; bei den ‚befragezeichneten Partien‘ wird es sich um all die Passagen gehandelt haben, in denen die Pittelkow im Berliner Dialekt sprechend auftritt.
- 189 Die Handschrift von **Stine**, die sich bis 1945 im Märkischen Museum (Berlin) befand, gehört bis auf wenige Kapitel zu den Kriegsverlusten (vgl. C. Laufer: ‚Verloren geglaubte Fontane-Manuskripte wieder im Märkischen Museum‘ in **Formen realistischer Erzählkunst**, S. 277–78), jedoch scheint Mauthner keine Änderungen vorgenommen zu haben.
- 190 Zur Honorarfrage vgl. Anm. 195 zu Brief Nr. 20.
- 191 Fontane war in seinen Honorarforderungen nie unverschämt; allerdings haben gewisse Redakteure dies auszunutzen gewußt, so z. B. Julius Rodenberg von der **Deutschen Rundschau** (vgl. Heilborn, S. 194; vgl. ebenfalls Wilmont Haacke: **Julius Rodenberg und die Deutsche Rundschau** [Heidelberg: K. Vowinkel 1950], der bestätigt, daß Fontane sich über Rodenbergs ‚magere Honorarsätze‘ beklagt hatte [S. 145]).

- 192 Fontane bezieht sich auf Mauthners Vorbereitungen zur Publikation von **Deutschland**; die Vorankündigung („Circulair“-Exemplar) erschien am 21. 9. 1889, die erste Nummer am 5. 10. 1889.
- 193 Hans (von) Hopfen (1835–1904), Lyriker im Stile Heyses, später auch Novellen- und Romanautor, der Schilderungen tragischer Lebensläufe aus dem Künstler- und Studententum bevorzugte; Fontane war anfangs nicht gut auf Hopfen zu sprechen: vgl. hierzu Fontanes Brief an seine Frau vom 10. 4. 1880 (Propyläen, I, Nr. 66, 125): „Hans Hopfen ist eine wunderliche Figur...“; vgl. einen ähnlich negativen Brief an seine Frau vom 16. 6. 1883 (Propyläen, I, Nr. 113, 204); positiver äußerte sich Fontane dagegen später in einem weiteren Brief an seine Frau vom 10. 7. 1887 (Propyläen, I, Nr. 189, 326): „Hopfens Arbeit [die Künstlergeschichte **Der Genius und sein Erbe** [1887]/die Hrsg.] ist hervorragend, einzigartig, keine Dutzendarbeit.“
- 194 Hopfen war im Jahre 1888 durch Verleihung des Verdienstordens der bayrischen Krone geadelt worden.
- 195 **Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift** (1877–1930), gegründet und bis 1904 geleitet von Paul Lindau; brachte im Vorabdruck Fontanes **Grete Minde** (1879) und **L'Adultera** (1880); bzgl. des Formats der Zeitschrift **Nord und Süd** vgl. Fontanes Brief an Emil Dominik vom 14. 7. 1887 (HA, III, Nr. 521, 551): „Den Geldpunkt lasse ich dabei noch unerwähnt; ich kriege nun, weil es schon ein über 4 Jahr altes Abkommen ist, 400 Mark pro Nord-und-Süd-Bogen, während mir Kröner für meine neueste... Arbeit 600 Mark zahlt.“ Vgl. ebenfalls Fontanes Brief an Friedrich Stephany vom 1. 8. 1887 (Brinkmann/Wiethölter, II, S. 367), worin es bzgl. der Honorarzahlgung für den Vorabdruck von **Irrungen, Wirrungen** in der **VZ** heißt: „Ich rechne 7 1/2 Nord u. Süd-Bogen à 400 Mark.“
- 196 Adolf Kröner (1836–1911), Verlagsbuchhändler in Stuttgart und seit 1889 **Besitzer** der Cottaaschen Verlagsbuchhandlung; seit 1894 ferner **Besitzer** der **Gartenlaube**, die im Vorabdruck Fontanes **Unterm Birnbaum** (1885), **Quitt** (1890) sowie die posthume Erstveröffentlichung von **Mathilde Möhring** (1906) herausbrachte.
- 197 Das **Universum** brachte den Vorabdruck von **Cécile** (1886).
- 198 In der **Vossischen Zeitung** erschien der Vorabdruck von **Schach von Wuthenow** (1882) und **Irrungen, Wirrungen** (1887).
- 199 Die **Deutsche Rundschau**, von Julius Rodenberg gegründete belletristische und populärwissenschaftliche Monatsschrift, brachte im Vorabdruck **Unwiederbringlich** (1891), **Frau Jenny Treibel** (1892) und **Effi Briest** (1894/5).
- 200 ‚zoppen‘: niederdt. Form von ‚zupfen‘; vgl. Propyläen, IV, Nr. 806, 106.
- 201 **Stine** erschien im Vorabdruck in Mauthners Zeitschrift **Deutschland** ab 5. 1. 1890 (Jg. 1, Nr. 17, S. 285–88).
- 202 Vgl. Paul Heyses Eloge ‚An Theodor Fontane zum siebzigsten Geburtstag, den 30. Dezember 1889‘ in **Deutschland** vom 28. 12. 1889 (Jg. 1, Nr. 13, S. 213–14), worin es gegen Ende heißt: „So recht! So laß, wie die Jahre schwinden, / Dich immer tapfer den Alten finden. / Zeige den Jungen, den Naturalisten, / wie sie's eigentlich machen müßten, / wollten sie wirkliches nur verehren / und doch als Dichter sich bewähren, / Und sieh dem tollen Lauf der Zeiten / In heiterm Gleichmut zu von weitem. / Du lässest ja zwischen Ernst und Lachen / **Das alles längst von Andern machen.**“ Vgl. in diesem Zusammenhang auch Mauthners (unveröffentlichtes Preisgedicht ‚An Theodor Fontane‘ (Original im LBI/New York), womit er Fontane zum 70. Geburtstag ehrte: „Sie waren Ihr Lebtag kein Sprachenreiniger, / Kein Ursprungswächter, kein Grenzzollpeiniger; / Doch stimmen Sie sicher darin mir bei, / Dass Lorbeer ein dummes Fremdwort sei, / Dass es abzuschaffen endlich wohl / Als deutscher Dichter Ruhmessymbol. / Wo fanden Sie Lorbeer im märkischen Sand? / Im Treibhaus höchstens ein Bäumlein stand / So steif wie im Frack ein Gratulant. / So bleibe der Lorbeer den Treibhausdichtern / Doch Ihnen send ich von unsern schlichtern, / Stets grünen Blättern einen Strauss / In das blumenerfüllte Feierhaus. / Von dem, was ewig, treu und stark, / Hab' ich in Ihrer alten Mark / Kein besser Bildniss je geschaut / Als Tanne, Kiefer und Heidekraut. / So hat's die Mark von je getrieben. / Als hätte sie zwanglos, die echte Natur, / Mit ihren Geschöpfen in Wald und Flur / Von je Fontane'sche Verse geschrieben.“ (Berlin, 30. 12. 1889).
- 203 Friedrich Heinrich Ernst Graf von Wrangel (1784–1877), Generalfeldmarschall; übernahm 1864, im Alter von 80 Jahren, den Oberbefehl über das preußisch-österreichische Heer im Krieg gegen Dänemark; er war bekannt für seine Popularitätshascherei (u. a. suchte er im persönlichen Umgang den alten Blücher zu imitieren) und pflegte, um sich volkstümlich zu machen, den Akkusativ durch den Dativ zu ersetzen. Helmuth Graf von Moltke (1809–1891), Generalfeldmarschall, leitete von 1858 bis 1888 als Generalstabschef die Kriege von 1864, 1866 und 1870/1, also ebenfalls in ziemlich fortgeschrittenem Alter. Man vgl. damit das ebenfalls relativ späte Einsetzen von Fontanes literarischer Karriere.

- 204 Die erste Nummer von **Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und soziales Leben** erschien am 5. 10. 1889. Allerdings wurde bereits am 21. 9. 1889 eine Vorankündigung (ein ‚Circulair‘-Exemplar, das u. a. das spätere Format und die Aufmachung vorwegnahm) verbreitet; vgl. dazu eine Kurznotiz in der Rubrik ‚Zeitschriften und Bücherschau‘ der **VZ** Nr. 409 vom 3. 9. 1889 (1. Beilage, S. 1), worin es heißt: „Die von Fritz Mauthner redigirte **Wochenschrift** wird sich ‚Deutschland‘ betiteln und im Verlag von Carl Flemming in Glogau erscheinen. Die erste Nummer wird am 21. September zur Ausgabe gelangen. Das Unternehmen wird vor Allem der literarischen Kritik gewidmet sein, daneben auch kleinere novellistische Beiträge enthalten, sowie auf Grund eines freisinnigen, jedoch von jeder Parteirichtung unabhängigen Standpunktes der Politik einen gewissen Spielraum gewähren.“ Fontane muß von Mauthner ein derartiges Vorausesemplar erhalten haben, da er bereits im 24. 9. 1889, d. h. fast zwei Wochen vor dem offiziellen Erscheinungstermin, einen Teil des Inhalts der ersten Nummer der neuen Zeitschrift kannte.
- 205 Friedrich Spielhagen (1829–1911): ‚Erinnerungen aus meinem Leben‘ in **Deutschland** Nr. 1 (vom 5. 10. 1889), S. 10–13; fortgesetzt in: Nr. 2 (vom 12. 10. 1889), S. 28–29; Nr. 3 (vom 19. 10. 1889), S. 49–50; Nr. 4 (vom 26. 10. 1889), S. 68–70; Nr. 5 (vom 2. 11. 1889), S. 90–92; Nr. 6 (vom 9. 11. 1889), S. 105–07. Es handelt sich hierbei um einen auszugsweisen Vorabdruck (vgl. ‚Vorwort‘ zu Bd. 1, S. XI) von Spielhagens Autobiographie **Finder und Erfinder – Erinnerungen aus meinem Leben**, 2 Bde., (Leipzig: L. Staackmann 1890 f); der 1. Bd. wurde in **Deutschland** 1 (1890), 22, S. 379–80 (vom 1. 3. 1890) besprochen (unter dem Pseudonym st.); vgl. dazu auch Spielhagens Briefe an Mauthner vom 27. 9. 1889 bzw. 30. 9. 1889 (unveröffentlicht/Originale im LBI/New York) bzgl. der Verhandlungen über die Honorarfrage.
- 206 Es wird sich hierbei um Fontanes Beschäftigung mit der märkischen Familie von Bredow – im Rahmen der **Wanderungen durch die Mark Brandenburg** – gehandelt haben, eine Arbeit, die allerdings, bis auf das Fragment **Ländchen Friesack**, unvollendet blieb; Fontane hatte sich mit dem Material wiederholt intensiv beschäftigt (vgl. **NyA**, XXIV, S. 969–70), insbes. auch im Jahre 1889, als er verschiedentlich in die Mark fuhr, um an Ort und Stelle Quellenstudien zu treiben: eine solche Fahrt fand Mitte September 1889 statt (vgl. Fricke, S. 77, Heilborn, S. 179 und die Korrespondenz aus dieser Zeit, wie etwa Fontanes Brief an Schlenther vom 10. 9. 1889 [**Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung**, hrsg. von Otto Pniower/Paul Schlenther, S. 215]: „... an der Bredowerei hängt das bißchen Zukunft, daß ich noch habe. Mit dieser großen Arbeit will ich abschließen.“)
- 207 Es wird sich wohl um die Abendausgabe der **Vossischen Zeitung** gehandelt haben.
- 208 Es wird sich hierbei wohl um erfundene Frauennamen handeln, die eventuell den vorjährigen Mordtaten von ‚Jack the Ripper‘ zwischen dem 31. August und dem 9. November 1888 Rechnung tragen; am 12. September 1888 berichtete die **VZ** von dem erneuten Fund einer „verstümmelten Frauenleiche in Whitechapel“ im Londoner East End, wobei die Tat ‚Jack dem Aufschlitzer‘ zugeschrieben wurde (vgl. **VZ** vom 12. 9. 1888, 1. Beilage zu Nr. 426); derartige Berichterstattungen nahmen sicher Bezug auf entspr. Korrespondenten-Berichte aus London, wie etwa in **The Daily Telegraph** Nr. 10705 vom 11. September 1888 [S. 5] (unter der Überschrift ‚Horrible Discovery in Whitechapel‘); wesentlich ist hierbei die Tatsache, daß dieser – und vier andere – Morde (vgl. Stephen Knight: **Jack the Ripper. The Final Solution** [St. Albans: Granada 1977], S. 50) in einer Gegend von London verübt wurden, in der sich eine große Emigrantengemeinde von Ostpreußen und Deutschen (u. a. auch viele Juden; vgl. den berühmten ‚Lipski‘-Mordprozeß aus dem Jahre 1887) angesiedelt hatte (vgl. **Daily Telegraph**, dessen Bericht davon spricht, daß „a large proportion of the inhabitants being Germans, Poles and Russians“); Fontane kannte diese Gegend seit seinem Aufenthalt in London zu Ende der 1850er Jahre und nannte die „Armut- und Fabrikquartiere White-Chapel“ in einem Beitrag in der **Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung** Nr. 147 vom 27. 5. 1857 „das Quartier der Dirnen und Diebe“ (abgedr. in **NyA**, XXII/3, S. 674–75).
- 209 Nicht ermittelter Mordfall; eventuell wird hier von Fontane Bezug genommen auf den ‚cause célèbre‘ des Frühjahrs 1889, als der Sohn des österreichischen Kaisers, Kronprinz Rudolf, zusammen mit seiner Geliebten Selbstmord verübte; laut Tyler Whittle (**Kaiser Wilhelm II. Biographie** [München: List 1979, S. 139]) kursierten Gerüchte, daß der Kronprinz und seine Geliebte mit Zyankali vergiftet im Bett aufgefunden worden seien.
- 210 Vorabdruck von Hans Hopfens Novelle **Schneidiges Liebchen. Eine neue Geschichte des Majors** in **Deutschland** Nr. 1 (vom 5. 10. 1889), S. 2–6; fortgesetzt in: Nr. 2 (vom 12. 10. 1889), S. 21–24; Nr. 3 (vom 19. 10. 1889), S. 41–44; Nr. 4 (vom

- 26 10. 1889), S. 61–64; Nr. 5 (vom 2. 11. 1889), S. 81–84; Nr. 6 (vom 9. 11. 1889), S. 97–100; Nr. 7 (vom 16. 11. 1889), S. 113–16; Nr. 8 (vom 23. 11. 1889), S. 129–32; Nr. 9 (vom 30. 11. 1889), S. 145–48. Die Buchausgabe erfolgte als Teil von **Neue Geschichten des Majors** (Berlin: Gebr. Paetel 1890), S. 255–400; dieser Band enthielt außer **Schneidiges Liebchen** zwei weitere Novellen: **Uebergangen** und **Der polnische Wachtmeister**, wobei es sich um eine Art Fortsetzung einer früheren Veröffentlichung Hopfens mit dem Titel **Die Geschichten des Majors** (Berlin: Schneider 1880) handelte (vgl. die Rez. des obigen Sammelbandes in **Deutschland** Nr. 50 [vom 13. 9. 1890], S. 812).
- 211 Nr. 2 von **Deutschland** erschien am 12. 10. 1889.
- Nr. 22**
- 212 Nr. 1 von **Deutschland**; vgl. dazu Anm. 204 zu Brief Nr. 21 vom 24. 9. 1889.
- 213 Vgl. Anm. 210 zu Brief Nr. 21 vom 24. 9. 1889.
- 214 Der Major ist der Erzähler in Hopfens Novelle **Schneidiges Liebchen**.
- 215 Die Baronesse in Hopfens Novelle heißt Seraphine.
- 216 Der Major gibt seine Geschichte in einer Bierrunde (in einer Gastwirtschaft) zum Besten
- 217 William Thierry Preyer (1841–1897), geb. in der Nähe von Manchester/England; Professor in Jena, ab 1888 Dozent in Berlin; trieb physiologische Studien und schrieb zahlreiche, z. T. populärwissenschaftliche Bücher; sein Artikel in **Deutschland** trug den Titel ‚Die Zukunft der Schulen in Deutschland‘, S. 6–7.
- 218 Joseph Viktor Widmann (1842–1911), Dichter und Essayist; Feuilleton-Redakteur beim **Berner Bund**; Mauthner war mit dem gebürtigen Österreicher nach eigenen Angaben herzlich befreundet (vgl. ‚Aus meinen Lebenserinnerungen, Teil 2‘, **Der Bund** [Bern], Jg. 68, Nr. 451 vom 26. 9. 1917; Widmann hatte Mauthners Roman **Quartett** sehr positiv besprochen [vgl. **Das Echo** Jg. 9 vom 22. 1. 1886, S. 116]; sein Beitrag in **Deutschland** trug den Titel: ‚Die politischen Sympathieen [sic] der Schweizer‘, S. 8–9.
- 219 Faustus ist ein Pseudonym; ob sich möglicherweise Mauthner selbst dahinter versteckt (vgl. seine ausgezeichneten frz. Kenntnisse), wie Fontane andeutet, ließ sich nicht feststellen; der Beitrag in **Deutschland** trug den Titel: ‚Die Teilung Frankreichs‘, S. 13–15.
- 220 Vgl. S. 15: ‚Das rote Paris war allein geblieben. Nur ein schmaler Streifen Landes hing ihm an, gleichsam das Angelände des großen Kanals, der von Paris nach Rouen sich zieht und Paris zur Seestadt macht, weil es Schiffe tragen kann. Das ganze Land bestand aus den sieben Departements Seine, Seine intérieure, Seine et Marne, Seine et Oise, Loiret, Yonne, Eure und zählte auf nicht ganz siebenhundert Quadratmeilen über fünf Millionen Einwohner. Doch nein, die Kommune Paris hatte noch weiteren Landbesitz: die vergessene Kolonie Neu-Caledonien . . . Wenn die Pariser Neucaledonien nicht behalten hätten, wohin sollten sie dann ihre Aufrührer schicken? und vor allem: woher sollten sie ihre Führer holen?“ Es handelt sich hierbei um die frz. Inselkolonie Neu-Kaledonien im westlichen Stillen Ozean; dorthin wurden zahlreiche Pariser Kommunisten deportiert (vgl. auch **Quitt**, Kap. 20, Aufbau-Ausg., Bd. 5, S. 411).
- 221 Vgl. Anm. 205 von Brief Nr. 21 vom 24. 9. 1889; zum Verhältnis von Fontane und Spielhagen vgl. u. a. Gregor H. Pompen: ‚Dichtung und Wahrheit. Spielhagen auf den Spuren Fontanes‘ in: **Festgabe des Deutschen Instituts der Universität Nijmegen Paul B. Wessels zum 65. Geburtstag** (Nijmegen: 1974), S. 112–30; vgl. ferner Hans Werner Seiffert: ‚Fontanes **Effi Briest** und Spielhagens **Zum Zeitvertreib**. Zeugnisse und Materialien‘ in **Studien zur neueren deutschen Literatur** (Berlin: 1964), S. 255–300.
- 222 Moritz Moszkowski (1854–1925), Pianist und Komponist; sein Beitrag in **Deutschland** trug den Titel: ‚Eine Erbkrankheit unserer Kammermusik‘, S. 15–16.
- 223 Fritz Mauthner: ‚Der Realismus des Regisseurs. Zur Eröffnung der Theater-Saison‘, S. 16–18.
- 224 P. Vischer: ‚Das Nationaldenkmal für Wilhelm I.‘, S. 18–19.
- 225 ‚Kleine Kritik‘ – eine regelmäßige Rezensionsecke am Ende jeder **Deutschland**-Nummer.
- 226 M.: ‚Paul Bourget: „Le Disciple“ (Paris: 1889)‘, S. 20; -r.: ‚Guy de Maupassant: „Fort comme la Mort“ (Paris: 1889)‘, S. 20.
- 227 -r.: ‚Bismarckbriefe. Neue Folge (Berlin: 1889)‘, S. 19.
- 228 mh.: ‚Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen‘, S. 20.
- 229 mh.: ‚Gesellschaft von Berlin‘, S. 20.
- 230 Pseudonyme, die Mauthner wiederholt in **Deutschland** verwendete.

- 231 Julius Rodenberg (1831–1914), Roman- und Reiseschriftsteller sowie Publizist; gründete 1874 in Berlin die Zeitschrift **Deutsche Rundschau**, die er bis zu seinem Tode herausgab. Rodenberg war seit Sommer 1871 Korrespondenzpartner Fontanes (vgl. Hans-Heinrich Reuter [Hrsg.]: **Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation** [Berlin/Weimar: Aufbau 1969]; vgl. ferner Kurt Schreinert: „Allerlei Ungedrucktes über und von Theodor Fontane“ in **Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft** 4 [1960], S. 377–83, Teil 1: „Julius Rodenberg und Theodor Fontane“). Laut Kühn (S. 179, Anm. 240) war Mauthner mit Rodenberg verfeindet, weshalb er auch scheinbar nie für die **Deutsche Rundschau** geschrieben hat; dieses Feindschaftsverhältnis beruhte auf prinzipiellen Differenzen (vgl. dazu auch den Beitrag „Ein Urbild des Stilkünstlers Wippchen“ in Mauthners Essay-Sammlung **Von Keller zu Zola** [Berlin: J. J. Heine 1887], S. 144–153, worin er Rodenberg als den „Typ des schwächlichen Journalisten“ bezeichnete, „dessen Unaufrichtigkeit sich in der Vergewaltigung der Sprache offenbare.“ [Kühn, S. 189, Anm. 303]); vgl. ferner Mauthners abfällige Bemerkungen über Rodenberg in seinen (unveröffentlichten) **Lebenserinnerungen II** „Letzter Wille“, worin er von dem „gräßlichen Julius Rodenberg“ spricht (S. 57), ihn einen „Lauseredakteur“ nennt (S. 50) und betont, daß er nicht in Wettbewerb treten möchte mit einem Mann, „der als Redakteur der deutschen Rundschau ein sehr tüchtiger Buchhandlungsgehilfe war, sonst aber – als deutscher Schriftsteller – einfach ein Lumpenkerl!“ (S. 57); Fontane hat später diese Ansicht mit Mauthner geteilt, nachdem es 1896 zum Bruch mit Rodenberg gekommen war (vgl. Schreinert, a. a. O., S. 379; vgl. ferner Haacke, a. a. O., S. 144–46).
- 232 Wilhelmine von Hillern: „Die Geyer-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen“, Vorabdruck in der **Deutschen Rundschau** Bd. 2 (Jan.–März 1875), S. 1–53 und S. 167–227; der Roman war sehr populär und die Buchausgabe **Die Geyer-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen** (Berlin: Gebr. Paetel) erschien in 1. und 2. Auflage bereits im gleichen Jahr 1875; Fontane hatte laut Tagebuch (vgl. Heilborn, S. 143) am 25. 4. 1884 die dramatisierte Form des Romans gesehen. Friedrich Kreyßig, Redakteur der „Literarischen Rundschau“ von 1874 bis 1879, hatte in einer Rez. der Buchausgabe der **Geyer-Wally** geschrieben: „Die Deutsche Rundschau ist ihr [Wilhelmine von Hillern/die Hrsg.] zum guten Teile für die ungewöhnlichen Erfolge ihrer Nummern verpflichtet; die Begeisterung der Leserinnen namentlich, war ungeteilt.“ (Julius Rodenberg: **Die Begründung der „Deutschen Rundschau“, Jubiläumsschrift 1889** [Berlin: 1889], S. 4); vgl. ferner Fontanes Brief an seine Frau vom 21. 9. 1887 (Propyläen, I, Nr. 203, 339–40 und IV, Anm., 249).
- 233 Vgl. dazu Fontanes Besprechung des Erfolgsstückes (in **VZ** Nr. 473 vom 11. 10. 1881; zit. aus Knudsen, a. a. O., S. 198–99): „Vom ersten Augenblick an glüht es und sprüht es und knattert's und prasselt's, und wenn die Rakete mit den fünf Leuchtkugeln eben als Sanspareil in die Luft gestiegen ist, so folgt auch schon eine zweite, die mit ihren zwölf knatternden Schwärmern die Fünf-Leuchtkugeln-Rakete wieder aus dem Felde schlägt. Effekt über Effekt, zugestanden. Und doch nichts von eigentlicher Effekthascherei; die grellen Farben geben sich als das natürlich Kleid, und mehr Braun oder Grau darin zu verlangen, hieße den Goldfasan vom Sperlingsstandpunkt rektifizieren zu wollen. Alles im Leben hat entweder sein besonderes Licht oder verlangt es; und für den, der nächstens ein Turmseil ansteigen will, sind vielleicht Sonnen und pots à feu's die natürlichen Beleuchtung...“
- 234 Marie Esther Gräfin von Waldersee (1838–1914), Tochter von Daniel Lee (New York); heiratete Ende 1864 (als Bürgerliche) den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1800–1865), der im September 1864 – unter Verzichtleistung auf seinen bisherigen Namen und Stand (vgl. Heinrich Otto Meisner [Hrsg.]: **Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Graf von Waldersee** [Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1922], Bd. 1, S. 200, Anm. 1) – vom Kaiser den Titel „Fürst von Noer“ verliehen bekam (er starb 1865); heiratete dann 1874 den Grafen Alfred von Waldersee (1832–1904) (zu Einzelheiten seiner Karriere als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabes der Armee vgl. Meisner, a. a. O., Bd. 1–3; zur Verlobung und Heirat vgl. Bd. 1, S. 170 f.); laut Michael Balfour (**Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit** [Frankf. a. M./Berlin/Wien: 1979/=Ullstein TB 27501, S. 133) hatte die Gräfin große Ambitionen und brannte darauf, ihren Mann als Reichskanzler zu sehen; beide Waldersees waren daher bitter enttäuscht, als Wilhelm II. 1890 den Grafen Leo v. Caprivi zum Reichskanzler ernannte; Fontane hat in dieser Eheschließung wohl eine Parallele zur Problematik seiner Charakterpaare Botho/Lene bzw. Waldemar/Stine gesehen.
- 235 Georg Ernst Hinzpeter (1827–1907), von 1866–77 Erzieher des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelm II.; vgl. dazu G. Hinzpeter: **Kaiser Wilhelm II. Eine Skizze nach der Natur gezeichnet** (Bielefeld: Velhagen & Klasing 1888), worin es u. a. heißt: „Aber je leichter alle diese Äußerlichkeiten mit dem nötigen Eifer sich besorgen und erreichen ließen; desto schwerer war es, das innere

- Wesen zu fassen und die Entwicklung desselben in eine bestimmte Richtung zu schieben. Schon der Zucht des Denkens widerstrebte die spröde Natur auf das äußerste. Der von frühester Jugend an allen Fürstenkindern zuströmende Überfluß von Vorstellungen und Empfindungen hat leicht eine gewisse Zerfahrenheit im Denken und Blasirtheit im Fühlen zur Folge. Die Bekämpfung eines solchen unheilvollen Mangels an Konzentrationsfähigkeit ist überall eine der wichtigsten Aufgaben der Prinzenziehung. Diese war bei solcher an sich so spröden Natur schwer zu lösen (S. 5); und an anderer Stelle schreibt Hinzpeter: „Durch eine Verletzung bei der Geburt . . . war seine physische und psychische Entwicklung ein ganz eigentümliches Hindernis bereitet, welches zu beseitigen alle Kunst und Sorgfalt unfähig bleiben mußten, wenn nicht das Kind schon in ungewöhnlicher Energie des Willens dabei mitwirkte. Es galt, das natürliche Gefühl körperlicher Unbeholfenheit und der damit unvermeidlich verbundenen Zagheit zu überwinden.“ (S. 10); „Dr. Georg Hinzpeter war 39 Jahre alt, als er sein Amt als Prinzenzieher antrat. Wie ist das modern eingestellte Kronprinzenpaar nur auf diesen Mann gekommen? Calvinist, Systematiker, Pädagoge aus Leidenschaft, geistig ganz in Sparta beheimatet, weit weg von Athen, absolut humorlos, aber sarkastisch, das Schreckbild eines Hofmeisters alter Schule.“ (in Friedrich Hartau: **Wilhelm II. in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten** [Reinbek: Rowohlt [rm 264] 1973], S. 19); Virginia Cowles: **Wilhelm II. Der letzte deutsche Kaiser** (Frankf. a. M.: Heyne [Heyne Biographien 26], 2. Aufl., 1978) bestätigt dieses vernichtende Urteil: „Zu Wilhelms Hauslehrer bestimmte sie [die Kronprinzessin Victoria/die Hrsrg.] einen starren und unbeugsamen calvinistischen Schulmeister namens Georg Hinzpeter. Dieser freudlose Mensch huldigte spartanischen Vorstellungen von Pflichterfüllung und Entsagung. Alles, was nach Vergnügen aussah, galt ihm als schädlich für den Charakter. Wilhelms Bruder Heinrich mußte bald am Unterricht teilnehmen. Die beiden Jungen hielten sich für kaum etwas Besseres als Gefangene.“ (S. 27), und auf S. 40 fügt die Biographin diesem hinzu: „ . . . Hinzpeter war nicht der rechte Mann, um mit Prinz Wilhelms Arroganz fertigzuwerden. Er war schwerfällig und phantasielos, ihm ging der Humor ab, mit dessen Hilfe er vielleicht dem Dünkel hätte zu Leibe gehen können. Hinzpeter neigte dazu, selbst die unbedeutendsten Dinge mit lächerlicher Feierlichkeit zu behandeln.“ In **Aus meinem Leben** (Leipzig: 1927; zit. nach Tyler Whittle, S. 44–5) zeigte sich Wilhelm durchaus dankbar für alles, was Hinzpeter für ihn getan hatte. „Zugleich aber beschreibt er hier die drängende Willenanspannung, mit der dieser Lehrer ihn zwang, ein guter Reiter zu werden . . . Die größte Anspannung lag freilich darin, daß über die Lippen dieses Erziehers niemals ein Wort des Lobes kam. Nie leuchteten seine grüngefleckten Augen mit ermutigender Wärme auf . . . ein Wort der Anerkennung gab es nicht.“
- 236 Carl Salzmann (1847–1923), Maler, bes. von Seelandschaften (vgl. dazu Fontanes Brief an Erich Sello vom 26. 8. 1898 [HA, IV, Nr. 861, 742]); er begleitete Wilhelm II. im Sommer 1888 nach Petersburg (vgl. Ludwig Pietsch: ‚Aus den Tagen der Kaiserzusammenkunft‘ in **VZ** Nr. 343 vom 21. 7. 1888) und im Sommer 1889 auf dessen jährliche Sommerkreuzfahrt vor die norwegische Westküste; vgl. dazu Kaiser Wilhelm II. **Aus meinem Leben 1859–1888** (Berlin/Leipzig: Koehler 1927), worin der ehemalige Kaiser zu berichten weiß: „Im Jahre 1884 wurde endlich ein alter Wunsch erfüllt, den mir die Liebe zur See und zur Marine eingegeben hatte: Seebilder malen zu lernen. Der junge Maler Karl Salzmann . . . hatte die Aufmerksamkeit meiner Mutter durch sein prachtvolles Bild, das die Einfahrt des Kolberger Hafens im Sturm darstellte, auf sich gelenkt; sie bewirkte dessen Ankauf durch meinen Großvater . . . Als mein Bruder seine zweijährige Weltreise an Bord S.M.S. ‚Prinz Adalbert‘ antrat, veranlaßte meine Mutter, daß Salzmann ihn begleitete. Er brachte auch reiches Material an Skizzen, Zeichnungen und Bildern mit zurück . . . Auf den späteren alljährlichen Sommerreisen nach dem Norden war Salzmann mir stets ein treuer, lustiger Begleiter, der die gesamte Reisegesellschaft durch seine Scherze zu unterhalten wußte, ohne dank seines ungemein liebenswürdigen und feinen Herzenstaktes jemals verletzend zu wirken . . . Ich habe auf einer Nordlandfahrt einmal eines Abends von 9 bis 11 Uhr auf dem Heck meiner Yacht neben ihm gesessen und die Gewandheit bewundern können, mit der er den Fjord, in dem wir ankerten, mit seinen ihn umgebenden gewaltigen Bergen in zwei Stunden in Öl auf die Leinwand warf . . .“ (271–72); vgl. dazu auch die Illustrationen von Salzmann in dem von Adalbert von Hanstein herausgegebenen Band **Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südfahrten** (Berlin: Deutsch-Nationaler Vlg. 1889).
- 237 Obige Reise hat auch die Lofoten-Inseln mit eingeschlossen (vgl. dazu die Berichterstattung von Paul Gübelfeldt [1840–1920] **Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890** [Berlin: 1890], Kap. 11, S. 314–20 und des Kaisers eigene Anmerkungen zu diesen Reisen in **Aus meinem Leben**, a. a. O., S. 238–39).
- 238 Es war allgemein bekannt, daß Bismarck seine Mitarbeiter (Moritz Busch, Horst Kohl und Heinrich von Poschinger an der Spitze) ununterbrochen mit politischen

Stellungnahmen, historischen Vor- und Rückblicken usw. fütterte (vgl. dazu auch Lothar Gall: **Bismarck. Der weiße Revolutionär** [Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1980], S. 711); die **Norddeutsche Allgemeine Zeitung** war das Sprachrohr Bismarcks („Kanzlerblatt“), vgl. dazu insbes. Busch' Publikation **Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbild**, 2 Bde., (Leipzig: Grunow 1884); vgl. ferner J. Grunow: **Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse** (Leipzig: F. W. Grunow 1899).

- 239 Graf Herbert von Bismarck, der Sohn des Reichskanzlers, verliebte sich 1881 in eine verheiratete Frau, die Prinzessin Elisabeth Carolath (geb. Hatzfeldt); sie wollte sich scheiden lassen und Herbert von Bismarck heiraten; der alte Bismarck jedoch opponierte und hintertrieb diese Verbindung (vgl. Edward Crankshaw: **Bismarck** [London: MacMillan 1981], S. 383).
- 240 Hippolyte Taine (1828–1893) begründete in seiner **Philosophie de L'Art** (1864) – eine autorisierte dt. Übersetzung mit dem Titel **Philosophie der Kunst** (Paris/Leipzig: Germer Ballière/C. Jung-Treuttel) erschien bereits 1866 – eine Schule naturwissenschaftlicher Behandlung ästhetischer Probleme, die u. a. großen Einfluß auf Zolas Werk hatte; vgl. insbes. Arno Holz' Beitrag „Zola als Theoretiker“ in **Freie Bühne für modernes Leben** 1 (1890), 4 (vom 26. 2. 1890), S. 101, worin betont wird: „Mit Taine hob in der Kunstwissenschaft eine neue Aera an. Er war der Erste, der die naturwissenschaftliche Methode in sie einführte...“ Man vgl. diesbzgl. ferner Julius Zeitlers Abhandlung **Die Kunstphilosophie von Hippolyte Taine** (Leipzig: H. Seemann Nachf. 1901), S. 13, der ebenfalls unterstreicht, daß Taines Fehler war, „daß er Principien der Naturwissenschaft an Objekte heranbrachte, die allein der Geisteswissenschaft zustehen.“ Letztlich ziehe man vielleicht auch noch Wilhelm Bölsches zeitgenössische Arbeit in Betracht: **Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik** (Leipzig: C. Reissner 1887). Fontane beschäftigte sich im Sommer 1883, also zur Zeit der letzten Überarbeitung von **Graf Petöfy**, ausführlich mit den Romanen Zolas (vgl. H.-H. Reuter [Hrsg.] **Aufzeichnungen zur Literatur**, a. a. O. u. Werner Weber [Hrsg.] **Theodor Fontane. Schriften und Glossen zur europäischen Literatur**, Bd. 1 „Außerdeutsches Sprachgebiet. Schauspielerporträts“ [Zürich/Stuttgart: Artemis 1965], S. 198–221 und Anm. S. 233–37); Taine wird ansonsten scheinbar nur noch einmal bei Fontane erwähnt (Brief an Moritz Necker vom 27. 4. 1894).
- 241 Sir Morell Mackenzie (1837–1892), engl. Facharzt für Kehlkopfkrankheiten (Harley Street Spezialist); wurde zur Behandlung von Kronprinz Friedrich Wilhelm (später Kaiser Friedrich III.) – der ein Kehlkopfkrebs-Leiden hatte – hinzugezogen, zum Ärger der behandelnden deutschen Ärzte. Nach dem Tode Friedrichs III. am 15. 6. 1888 wurde Mackenzie von einem Großteil der deutschen Presse als Charlatan verschrien (vgl. Kap. 3: „Die Berichterstattung über das Leiden Friedrichs III. und die Reaktion der deutschen und englischen Öffentlichkeit auf die mit der Krankheit Friedrichs III. zusammenhängenden Vorgänge“ [S. 115–34] in H.-J. Wolfs Abhandlung: **Die Krankheit Friedrichs III. und ihre Wirkung auf die deutsche und englische Öffentlichkeit** [Berlin-Lichterfeld: Medizinische Verlagsanstalt 1958]) und sogar eine Anklageschrift vorbereitet (Fontane erwähnt diese in seinem Brief an Mete vom 12. 7. 1888 [Propyläen, II, Nr. 286, 110 und 4, Anm., S. 271–72]) und nennt sie „das große Ereignis“; der gleiche Brief erwähnt ferner, daß die **Nationalzeitung** Mackenzie offen Betrüger und Schwindler geziehen habe; Mackenzie, der sicher ein guter Arzt war, verteidigte sich ausführlich und kenntnisreich (**Friedrich der Edle und seine Ärzte** [Styrum/Leipzig: Spaarmann 1888] – worin u. a. Auskunft erteilt wird über den Gebrauch technischer Innovationen, wie etwa den Gebrauch von Spezial-Kanülen, und die Ausführungen mit Dutzenden von Illustrationen unterstützt werden – gegen den offiziellen ärztlichen Bericht **Die Krankheit Kaiser Friedrich des Dritten** [Berlin: Kaiserl. Reichsdruckerei 1888]). Fontane scheint sich hier dem weitverbreiteten zeitgenössischen Pauschalurteil gegen Mackenzie angeschlossen zu haben (vgl. Kap. 2: „Sir Morell Mackenzie als Arzt Friedrichs III.“ in Wolfs Buch [S. 43–76]).
- 242 Die von Fontane erwähnte „Charlatan-Parallele“ bezieht sich auf die Anwendung naturwissenschaftlicher Kriterien im Bereich der Ästhetik (und der Medizin): Taine und seine Schüler hatten für Fontanes Geschmack die naturwissenschaftliche Methode im Bereich des Ästhetischen zu weit getrieben (vgl. dazu etwa Zolas Bemerkung in seinem Buch **Le Roman expérimental** [1880; zit. aus der Ausgabe von 1890 [Paris: Bibliothèque-Charpentier], S. 22]: „Le roman expérimental est une conséquence de l'évolution scientifique du siècle; il continue et complète la physiologie, qui elle-même s'appuie sur la chimie et la physique; il substitue à l'étude de l'homme abstrait, de l'homme métaphysique...“; vgl. in diesem Zusammenhang ferner die medizinische Terminologie zeitgenössischer Autoren im Zusammenhang mit Flauberts Arbeitsweise: „Je crois reconnaître des signes littéraires nouveaux: science, esprit d'observation, maturité, force, un peu de dureté. Ce sont les caractères que semblent affecter les chefs de file des

génération nouvelles. Fils et frère de médecins distingués, M. Gustave Flaubert tient la pulve comme d'autres le scalpel. Anatomistes et physiologistes, je vous retrouve partout!" [vgl. Charles Augustin Sainte-Beuve: „Madame Bovary par M. Gustave Flaubert“ in *Causeries du Lundi* XIII [Paris: 4. 5. 1857], S. 346–63; hier S. 363]; ähnliche Terminologie fand auch Verwendung in Gerhart Hauptmanns Drama *Vor Sonnenaufgang* (Akt II): „**Helene**: Vielleicht geben Sie mir Auskunft; man redet so viel von Zola und Ibsen in den Zeitungen; sind das große Dichter? **Loth**: Es sind gar keine Dichter, sondern notwendige Übel, Fräulein. Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren, erfrischenden Trunk. – Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin.“ – Zur medizinischen Terminologie vgl. außerdem Lorenzo O'Rourke's Einleitung zur engl. Übersetzung von Taine's *Balzac. A Critical Study* (1906, Nachdr.; New York: 1973) und R. Butler: 'Zola between Taine and Saint-Beuve 1863–1869' in *MLR* 69 (1974), S. 279–89, insbes. S. 283: "Published a year before the appearance of the *Étude de la médecine expérimentale* Taine's *Histoire de la littérature anglaise* presents a number of important points of similarity with Claude Bernard's work [frz. *Physiologie* [1813–1878]/die Hrsg.], and with the views subsequently expressed by Zola in *Le Roman expérimental* ... An awareness of the demands of the scientific method is occasionally voiced."

Nr. 23

- 243 Zu Spielhagens Beitrag in *Deutschland* vgl. Anm. 205 zu Brief Nr. 21 vom 24. 9. 1889; Fontane kannte Spielhagen persönlich gut, einerseits vom Sommerurlaub 1884 auf Norderney, andererseits von der ‚Literarischen Gesellschaft‘ (1889–90); ferner mag Fontane bereits zu diesem Zeitpunkt (Beschluss des Festkomitees vom 29. 9. 1889) gewußt haben, daß Spielhagen bei den offiziellen Feierlichkeiten im Englischen Haus am 4. 1. 1890 anlässlich seines 70. Geburtstages den Vorsitz führen werde (Einzelheiten u. a. bei Reuter: *Fontane*, Bd. 2, S. 730–32); jedenfalls schrieb Fontane am 18. 8. 1890 nachträglich an Emille Zöllner (Propyläen, IV, Nr. 809, S. 110–11): „Ich glaubte nicht an 70 und nicht an eine Feier und am wenigsten an Spielhagen. Es kommt immer anders wie man denkt.“ Aufgrund von Spielhagens wohlwollender Rezension von Fontanes *Effi Briest* („Die Wahlverwandtschaften und Effi Briest. Eine litterar-ästhetische Studie“ in *Das Magazin für Litteratur* 65 [1896] 13 [vom 28. 3. 1896], Sp. 409–26) scheint sich das Verhältnis zwischen den beiden Schriftstellern fast freundschaftlich gestaltet zu haben (vgl. Fontanes Briefe an Spielhagen aus den Jahren 1896/97).

Nr. 24

- 244 Ludwig Fulda (1862–1939), Lustspiieldichter und Übersetzer; der Titel seines Beitrages in *Deutschland* (Nr. 6 vom 9. 11. 1889, S. 107–09) lautet ‚Noch einmal die „Freie Bühne“‘, worin er insbes. Hauptmanns Drama *Vor Sonnenaufgang* diskutiert, das von der ‚Freien Bühne‘ am 20. Oktober 1889 erstaufgeführt worden war.
- 245 Hugo Lubliner (1846–1911), Kritiker; Mauthner hatte in *Deutschland* (Nr. 6 vom 9. 11. 1889, S. 112) Lubliners Drama *Der Name* rezensiert (vgl. dazu ebenfalls Fontanes Rez. von Lubliners Stück in der *VZ* Nr. 512 vom 1. 11. 1889 (wiederabgedr. in *NyA*, XXII/2, S. 650–54).
- 246 Paulus Cassel (1821–1892), Gelehrter und Philologe, von 1868 bis 1891 Prediger an der Christuskirche in Berlin; Mauthner – der in feindschaftlichem Verhältnis zu Cassel stand (vgl. unveröffentlichte *Lebenserinnerungen* Teil II, S. 13–21) – hatte in *Deutschland* 1 (1889), 6 (vom 9. 11. 1889), S. 110–11 einen Beitrag mit dem Titel ‚D. Paulus Cassel als Dichter‘ veröffentlicht.
- 247 Paul Lindau (1839–1919), Schriftsteller und Publizist; gründete 1872 die Wochenzeitschrift *Die Gegenwart* und redigierte ab 1877 die Monatsschrift *Nord und Süd*; er war Korrespondenzpartner Fontanes seit 1872 (vgl. hierzu Fontanes Beitrag ‚Paul und Rudolf Lindau‘, abgedr. in *NyA*, XXI/2, S. 230–38 mit Anm. dazu S. 892–901); Fontane hatte zahlreiche Dramen von Paul Lindau rezensiert; Lindau war seit 1879 ebenfalls Korrespondenzpartner von Fritz Mauthner; in einem undatierten Brief von ca. 1886 (Original im LBI/New York) bedankt sich Lindau bei Mauthner für die Zusendung von dessen Berliner Roman (*Quartett*) und bittet um die Rez. seines eigenen Berliner Romans (*Der Zug nach dem Westen*/1886), indem er betont, daß ihm „ablehnende Kritik“ lieber wäre als „freundliche Seichtbeutelei“; im November 1887 bedankt er sich nachträglich herzlich für die „Theilnahme“ an *Der Zug nach dem Westen* (vgl. Mauthners ausgewogene Kritik an *Der Zug nach dem Westen* in *Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze* [Berlin: J. J. Heine 1887], S. 104–10) und bittet um ähnlich „wohlwollende Aufmerksamkeit“ für seinen nächsten Roman *Arme Mädchen* (1887).

- 248 Dieser Brief hat keine Jahresangabe; der 8. November war allerdings ein Freitag!
- 249 Vgl. Brief Nr. 24 vom 8. 11. 1889 (wenn dieses Datum stimmt und Fontane sich nicht geirrt hat; vgl. dazu Anm. 250).
- 250 Hier wird Bezug genommen auf einen vorhergehenden Brief, und aus dem Zusammenhang (Freytags Veröffentlichung) darf man den Schluß ziehen, daß es sich um das Jahr 1889 handelt; allerdings kann es sich nicht um den in dieser Veröffentlichung vorhergehenden Brief Nr. 24 handeln, da darin weder die Freytagsche Streitschrift noch Fontanes Angebot an Mauthner, hierüber für **Deutschland** zu schreiben, erwähnt wird; die Tatsache, daß der in Brief Nr. 24 erwähnte Artikel von Ludwig Fulda in **Deutschland** am 9. 11. 1889 erschien (wie auch Mauthners Rez. zu Lubliner und Cassel), gibt Anlaß zur Vermutung, daß Fontane am 8. 11. 1889 einen dritten Brief an Mauthner geschrieben hat (der verloren gegangen ist) und daß Fontane sich bei Brief Nr. 24 im Datum geirrt hat, so daß anzunehmen ist, daß dieser Brief bereits am 7. 11. 1889 verfaßt wurde, ein Fehler, der mit Fontanes damaligem schlechten Gesundheitszustand (vgl. Erwähnung in Nr. 24 und 25) erklärt werden könnte.
- 251 Gustav Freytag: **Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter** (Leipzig: S. Hirzel 1889); die Broschüre gliederte sich folgendermaßen: ‚Vorwort‘ (S. 1–4); ‚Aus dem Hauptquartier der dritten Armee‘ (S. 5–65); ‚Nach dem Kriege‘ (S. 66–86); ‚Beilagen‘ (S. 89–126). Freytag – der im Vorwort zu seinem Pamphlet für sich das Recht in Anspruch genommen hatte, als geborener Preuße eine unbefangene Arbeit abzulegen und der der Meinung war, „daß den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen“ (S. 3–4) – erwähnt das Thema zum ersten Mal in einem Brief an seine Frau vom 3. 7. 1889 (Hermance Strakosch-Freytag/Walter van der Bleek [Hrsg.]: **Gustav Freytag. Briefe an seine Gattin** [Berlin: W. Borngräber 1912], S. 297): „Ich habe gegenwärtig die Charakteristik des Kronprinzen vor, mit der ich nicht zufrieden bin, sie muß noch vertieft und ausgeführt werden.“ Jedoch bereits ein Jahr zuvor, am 20. 7. 1889 in einem Brief an von Stosch (vgl. Hans F. Helmolt [Hrsg.]: **Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch** [Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1913], Nr. 225, S. 208), war deutlich geworden, daß die Ex-Kaiserin Freytag ersucht hatte, etwas zum Andenken ihres verstorbenen Gatten beizusteuern: „... Die Kaiserin hat jetzt ... einen Kultus mit dem Verstorbenen begonnen ... sie sammelt Aufsätze und schriftliche Zeugnisse über seine Tugenden. Sie hat ... von mir einen Aufsatz gefordert, was mich in einige Verlegenheit setzt, weil sie offenbar ... zuletzt ein Buch daraus machen wird, ihm zu Ehren, sich zur Rechtfertigung. Und ich fürchte, ich werde ihr so, wie sie es wünscht, nicht dienen können. Denn wenn ich überhaupt das Recht habe, öffentlich über K[aiser] Friedrich lautbar zu werden, so darf ich es doch nicht im Hofkleide thun ...“ Am 29. 9. 1889 (Brief an seine Frau; S. 305) weiß Freytag dann bereits zu berichten, daß „das Opus, welches angekündigt noch nicht erschienen ist, bereits seine Schatten voraus [wirft]“; und am 29. 10. 1889 (Brief an seine Frau; S. 324) hatte die Presse-reaktion voll eingesetzt.
- 252 Viele, aber nicht alle den Herausgebern bekannt gewordenen Autoren von Entgegnungsschriften hatten den Kronprinzen persönlich gekannt, so z. B. Hans Delbrück (‚Gustav Freytag über Kaiser Friedrich‘ in: **Preußische Jahrbücher** 64 [Nov. 1889], S. 587–95), Karl Schrader (**Der deutsche Kaiser Friedrich. Eine Erwiderung auf Gustav Freytags Schrift: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone** [Berlin: Rosenbaum & Hart 1889]) sowie auch Alfred Freiherr von Eberstein (**Entgegnung gegen Gustav Freytag** [Wiesbaden: Schellenbergsche Hofbuchdruckerei 1889]), nicht aber Otto Arendt (**Gustav Freytag über Kaiser Friedrich** [Berlin: Walther & Apolant 1889]) oder Th. Mühlendorf (**Gustav Freytag und die deutsche Kaiserkrone. Nochmals ein offenes Wort** [Berlin: Imberg & Leffon 1890]).
- 253 Vgl. Freytags Bericht über die Vorlage der Fahnen beim Kaiser (Mühlendorf, S. 8–9), die dieser Anfang Oktober 1889 (vgl. Freytags Brief vom 3. 10. 1889 an seine Frau; S. 306–07) zur Information über den Inhalt der Broschüre angefordert hatte; Freytag sorgte sich eine zeitlang, daß die Schrift verboten werden könnte, am 13. 10. 1889 (an seine Frau; S. 314) konnte er dann allerdings berichten, daß der Kaiser die Schrift gutgeheißen habe, mit Ausnahme der beiden letzten Beilagen (die dann weggelassen wurden). Bzgl. der moralischen Berechtigung – auf welche Fontane wohl anspielt – vgl. Freytags Brief an Stosch vom 8. 12. 1889 (Nr. 255, S. 226–27): „Aber so lästig mir zuweilen wird, stillzuschweigen, ich habe die Abneigung, in dieser Sache noch einmal die Feder zu ergreifen, nicht überwinden können. Wozu? Eine Erörterung der Frage, ob und wie weit das Bild wahr sei, ist ausgeschlossen, und fast ebenso mißlich ist eine Diskussion über meine Berechtigung oder gar meine Befähigung.“

- 254 Aus Fontanes Briefen kann man wenig zusätzliche Information über Gustav Freytag (1816–1895) und sein Werk gewinnen. Fontane hat sowohl Freytags Romane als auch dessen Theaterstücke (vgl. Rupprecht Leppla: 'Th. Fontane als Kritiker der Theaterstücke Gustav Freytags' in *Freytag Blätter* 20 [1976], S. 50–59) rezensiert, jedoch nicht viel von dem Schriftsteller-Kollegen gehalten: im *Deutschen Kunstblatt* 2 [1855], 15, S. 59–63 (wiederabgedr. in NyA, XXI/1, S. 214–30) besprach er Freytags Roman *Soll und Haben* („kein geniales Produkt“; Brief an Theodor Storm vom 16. 6. 1855 [HA, I, Nr. 197, 404]); später rezensierte er *Die Ahnen* (VZ vom 14. 2. 1875 bzw. 21. 2. 1875; wiederabgedr. in NyA, XXI/1, S. 231–48), und 1881 unterzog er sich der Lektüre von Freytags Erzählung *Aus einer kleinen Stadt* (Abdruck der Tagebucheintragungen in NyA, XXI/1, S. 249); bereits in seiner Rez. der *Ahnen* hatte er den Freytagschen Stil kritisiert: „Freytag, statt in dem Leben seiner Geschöpfe aufzugehen und ihre Sprache zu sprechen, läßt sie die *seinige* sprechen. Nicht immer, aber vielfach; jedenfalls zu oft.“ (S. 248). In seinen Tagebuchaufzeichnungen von 1881 äußert sich Fontane gleichfalls wenig positiv über den Kollegen Freytag: dessen Novelle kam ihm „trocken und ledern“ vor und seine Werke – „mehr historische Konrektors- als Dichter-Arbeit“ – „präntensios und wenig angenehm“: „Allen fehlt die freudige Unbefangenheit, die Lust an der Sache selbst, alles ist herausgeklügelt und dient einem doktrinärem Zweck. Infolge davon pulst kein Leben in dem Buch.“
- 255 Fontane beschuldigt Freytag hier des Mangels an Direktheit, eine Anklage, die sich auch in anderen Entgegnungsschriften wiederfindet: der anonyme Preuß (vgl. Nr. 26, Anm. 268) z. B. moniert die Art, „wie er [Freytag/die Hrsg.] es geschrieben hat“ (S. 5), indem – bei der Zeichnung von Kronprinz Friedrich Wilhelms Charakterbild – „jeder Zug nach der Seite der Schwäche hin ausgemalt und ausgeführt ist“ (S. 6), daß die ‚Beilagen‘ überhaupt nichts zur Charakteristik beitragen (S. 25) und daß der zweite Teil der Broschüre insgesamt aus der Gegenwart heraus geschrieben und daher zur Beurteilung des Kronprinzen wertlos sei (S. 38); Arendt zielt im Grunde in die gleiche Richtung, wenn er schreibt, „daß die Sprache der Liebe und Verehrung gewählt ist, um oft giftige Pfeile um so sicherer anzubringen“ (S. 5) und daß der zweite Teil des Pamphlets der eigentlich verdammenswerte sei: „Es ist interessant wahrzunehmen, wie der ursprüngliche Text des Kriegstagebuches von Freytag überarbeitet ist und wie überall dort, wo der ursprüngliche Text blieb, wir uns der schönen, anmuthenden Schilderung erfreuen können, überall aber, wo wahrnehmbar der heutige Standpunkt Freytags zu Tage tritt, sich auch die Absicht verräth, die Dinge so zu gestalten, daß zwar in der äußeren Form nach, etwas Verletzendes nicht gesagt ist, in der Sache selbst aber die Verunglimpfung Friedrichs um so stärker sich gelten macht.“ (S. 12). (Laut Arendt tritt diese Darstellung am deutlichsten im zweiten Teil der Broschüre zu Tage („Nach dem Kriege“), wo in einem grau in grau gemalten Bilde „schonungslos die Entwicklung des Kronprinzen bis zu seinem Tode“ vorgeführt wird (S. 17); und in der Tat hätte hier wohl auch Fontanes Kritik angesetzt, da gerade der Anfang dieses Teils ein gutes Beispiel dafür bietet, wie Freytag den Kronprinzen einerseits als erprobten, festen Mann darstellt, als würdigen Nachfolger seines Vaters, dann aber plötzlich dazu übergeht, ihn als Opfer der neuen Zeit nach der Reichsgründung 1871 zu porträtieren, der der Errichtung des neuen Lebens „in thatlosem Harren“ (S. 67) zusah und bei dem eine „Leere, eine gewisse Ermüdung“ eintrat (S. 67–68), die immer größer wurde. An anderer Stelle wird dem Kronprinzen zwar bescheinigt, daß er Pflichttreue und Fleiß der Hohenzollern besessen habe, andererseits jedoch wird ihm Unternehmungsgeist und die Schaffensfreude abgesprochen, indem er als ‚bloßer‘ Protektor der Künste abgestempelt wird, der sich gelegentlich sogar mit Abdankungsgedanken trug (S. 72), wobei das negative Bild seinen Tiefpunkt in der Feststellung erreicht: „Er begann an Geist und Leib zu altern, und schon lange bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, dürfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmuth nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte.“ (S. 72–73). Ein weiterer Punkt spielt ebenfalls bei Fontane eine Rolle, nämlich die Tatsache, daß Freytag verheimlicht hat, „was Friedrich offenbar in längerer Aussprache hervorgehoben“, so daß Fontane sich – mit Mühlendorf (a. a. O.) und anderen Zeitgenossen – gefragt haben mag: „Ist es nicht in höchstem Maße ungerecht und willkürlich, wenn Freytag uns *seine* Ansicht ausführlich unterbreitet, die des Kronprinzen aber kaum erwähnt?!“ (S. 5). Folglich wird Fontanes Ausdruck, daß Freytag alles „um die Ecke sage“ seine Erklärung finden in der lückenhaften, unsachgemäßen Berichterstattung“ (S. 5), die Freytag adoptierte. Freytag scheint diese Kritik geahnt zu haben und versucht, sich dagegen zu verwehren (wenngleich nicht öffentlich): „Noch immer beschäftigt die Schrift. Die treuen Deutschen sind in großer Zahl nicht zufrieden, daß ihnen das Idealbild, welches sie sich seit 20 Jahren von ‚unserem Fritz‘ gemacht hatten, zerstört worden ist, und sie sind geneigt, den Störenfried dafür verantwortlich zu machen. Daß ihr Bild unwahr und daß es

für den gesamten Liberalismus eine politische Gefahr geworden ist, wollen sie nicht verstehen. Sie ahnen gar nicht, wie schonend und rücksichtsvoll das Büchli gemacht wurde.“ (Brief an seine Frau vom 4. 11. 1889, S. 331–32).

- 256 Es handelt sich hierbei um den liberalen Herzog Ernst von Coburg-Gotha (1818–1893), Bruder des Prinzenpaares Albert, mit dem Freytag jahrzehntelang in freundschaftlichem Verkehr stand (vgl. Eduard Tempelhey [Hrsg.]: **Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853–1893** [Leipzig: S. Hirzel 1904]).
- 257 Karl Schrader (1834–1913), Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei und mit dem Kronprinzen persönlich bekannt durch seine Frau, eine Vertraute der Kronprinzessin. Schraders Beitrag zum Streitgegenstand hieß: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ von Gustav Freytag“ (zuerst erschienen in **Die Nation** Nr. 5 [1889], S. 62–65, später als Broschüre verbreitet [vgl. Anm. 252]). Schrader betont gleich zu Anfang seines Beitrags, daß man „Manches vermissen und gegen Anderes lebhaften Widerspruch erheben müssen [wird].“ (S. 62). Seiner Ansicht nach war Freytag nicht imstande, dem hohen Gedankenflug des späteren Kaisers zu folgen, obwohl es „höchst reale Ziele waren, welche der Kronprinz mit sehr praktischen Mitteln erreichen wollte: eine starke kaiserliche Macht, geschaffen und getragen durch den Willen der deutschen Nation, welcher mit der Einheit die Freiheit zugleich gegeben werden sollte.“ (S. 62). Insbesondere bemängelte Schrader die „Unvollständigkeit“ der Freytagschen Argumentation, speziell die Nicht-Berücksichtigung des „Kriegstagebuchs“ des Kronprinzen (welches ja durch Geffcken im Oktober-Heft der **Deutschen Rundschau** zugänglich gemacht worden war). Nicht alle Kritiken der Freytagschen Schrift waren jedoch derart negativ; insbes. vgl. man den unter dem Pseudonym Nemo veröffentlichten Artikel („Gustav Freytag und seine Gegner“), erschienen in der **Gegenwart** 37 (1890), 1. S. 3–5 (vgl. dazu Fontanes Entwurf von 1881 „Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland“ in **Aufzeichnungen zur Literatur**, a. a. O., S. 177, worin es u. a. hieß: „So zeichne ich am richtigsten als ‚Niemand‘, als ‚Nobody‘, als ‚Nemo‘“ – sollte dieser Beitrag daher vielleicht aus Fontanes Feder stammen?) und worin Freytag vom anonymen Autor gegen die Vorwürfe Schraders verteidigt wird, daß er nur die Persönlichkeit des Kronprinzen „wie sie ihm erschienen ist“ zur Diskussion gestellt habe (S. 4).
- 258 Hans Delbrück (1848–1929), Professor für Geschichte an der Universität Berlin; 1874–1879 Erzieher am Hofe des Kronprinzen (verantwortlich für den Prinzen Waldemar bis zu dessen frühzeitigem Tode 1879); stand dem Kronprinzenpaar nahe; ab 1882 Mitglied der Freikonservativen Partei und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1884–1890 auch Mitglied des Reichstages; ab 1883 – zusammen mit Treitschke – Hrsg. der **Preußischen Jahrbücher**, ab 1890 alleiniger Hrsg.; in seiner Entgegnungsschrift (vgl. Anm. 252) beklagt Delbrück vor allem die „Erbarmungslosigkeit“ der Freytagschen Schrift (S. 587) und greift speziell zwei Punkte zur Richtigstellung heraus: 1) die Stellung des Kronprinzen zur deutschen Kaiserkrone (S. 588 f); Freytag hatte behauptet, daß aus dem fürstlichen Stolz in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaiserthums erwüchse; und mit diesem Adelsstolz Hand in Hand ein lebhafter Sinn für Ceremoniell und Feierlichkeiten ginge. „bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt[e].“ Delbrück gesteht Freytag zwar zu, daß alle diese Züge im Einzelnen richtig seien, das Ganze jedoch völlig falsch sei: „Der Kronprinz sah in der Kaiser-Idee die Verkörperung der nationalen Idee...“ (S. 588), behauptet andererseits aber, es sei völlig unfruchtbar anzunehmen, daß „die Vorstellung eines aus nationaler Gesinnung emporgewachsenen und von nationaler Gesinnung getragenen neudeutschen Staats ohne die Anknüpfung an die Vergangenheit durch den Kaisertitel“ erwachsen sein könne (S. 589): „Nur durch denselben Doctrinarismus, der ihnen das Wesen des Kaiserthums überhaupt verschleiert hat, kann Freytag sich die Erkenntnis dieser so einfachen und so natürlichen Wahrheit versperrt haben.“ (S. 589) 2) Freytags Urteil über den Kronprinzen als Feldherrn (S. 591 f): Hier gelangt Delbrück zur Feststellung, daß Freytag scheinbar keine Vorstellung habe, was es heiße, in der Kriegführung die Verantwortung zu tragen (S. 592) und daß eine derartige Charakterisierung „nicht der unmittelbaren Anschauung des Dichters und Menschenkenners Freytag, sondern einer unzulänglichen Einsicht in das Wesen der Kriegführung“ entsprungen sei (S. 594).
- 259 Vgl. Freytags Brief an seine Frau vom 4. 11. 1889: „Noch immer beschäftigt die Schrift. Die treuen Deutschen sind in großer Zahl nicht zufrieden, daß ihnen das Idealbild, welches sie sich seit 20 Jahren von ‚unserem Fritz‘ gemacht haben, zerstört worden ist...“ (vgl. Anm. 255). Fontane hat sich scheinbar – wie auch im Falle Mackenzies (vgl. Brief Nr. 22, Anm. 241) – das gängige zeitgenössische Pauschalurteil zueigen gemacht: man vgl. dazu insbes. seine Verse vom Oktober 1888 auf den verstorbenen Kaiser Friedrich III., die erstmals in der 3. Auflage der **Gedichte** von 1889 erschienen waren, sowie den Brief an seinen Sohn Theodor vom 17. 6. 1888 (HA, III, Nr. 586, 615–16) zum Tode Friedrichs III. am 15. Juni

1888. Für Fontane galt der Kronprinz (1831–1888) – und spätere Kaiser – als Verfechter liberaler Reformen, obwohl er ihn im Nachhinein einen „dilettantische[n] Stümper“ nannte (Brief an seine Frau vom 2. 10. 1888 [Propyläen, I, Nr. 210, 351]) und bei seiner Thronbesteigung im März 1888 keine großen Hoffnungen hegte (Brief an Mete vom 11. 3. 1888 [Propyläen, II, Nr. 274, 93]); Fontanes Erläuterungen zum Regierungsprogramm des Kaisers (vgl. Brief an Mete vom 13. 3. 1888 [Propyläen, II, Nr. 275, 94–95]) geben ebenfalls Anlaß zu Zweifel an Friedrichs III. Integrität und lassen offen, ob Fontane es wirklich ernst gemeint hat mit dem ‚bummsfesten‘ Charakter des Kronprinzen.
- 260 Heinrich von Friedberg (1813–1895), preußischer Politiker und Jurist; Justizminister von 1879 bis 1889; Schöpfer des ‚Strafgesetzbuches‘; wurde noch unmittelbar vor dem Thronwechsel im März 1888 in den erblichen Adelsstand erhoben; politisch ein Freund Friedrichs III.; Fontane persönlich als ‚Tunnel‘-Mitglied bekannt.
- 261 Bei Konjunkturalpolitik handelt es sich um politische Erörterungen, die sich auf bloße Vermutungen stützen; vgl. dazu Fontanes Roman **Vor dem Sturm**, Kap. 14 (Aufbau-Ausg., Bd. 1, S. 111).
- 262 Fontane wird an Kritiker wie Otto Arendt (geb. 1854) gedacht haben, der Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und Hrsg. der freikonservativen Zeitschrift **Deutsches Wochenblatt** war und dessen Entgegnungsschrift (zuerst veröffentlicht im **Wochenblatt**, Nr. 44 [1889], S. 518–25 unter dem Titel ‚Der Kronprinz und die Deutsche Kaiserkrone‘; vgl. Anm. 252) Fontane sicher auch gelesen hat, da er Arendt persönlich kannte und mit dem Nationalökonom und Politiker korrespondiert hatte; diesem Briefwechsel nach zu urteilen, könnte Fontane in Arendt eine der ‚neuen Kanonen mit rauchlosem Pulver‘ gesehen haben: „Ihre Haltung Bismarck und dem Immediatbericht gegenüber kann Ihnen nicht hoch genug angerechnet werden. Das sind die Anfänge der Freiheit, nach denen ich nun vierzig Jahre lang seufze . . .“ (HA, III, Nr. 635, 662 vom 6. 12. 1888). Bei Nemo (vgl. Anm. 257) kommt allerdings gerade Arendt – der den Kronprinzen scheinbar nicht persönlich gekannt hatte „und also nicht im Stande [gewesen sei], nach eigener Kenntniß zu beurteilen, ob das von Freytag entworfene Bild wahr oder nicht wahr ist“ (S. 4) – besonders schlecht weg. Freytag erwähnt Arendt zweimal in seinen Briefen: im Brief vom 7. 11. 1889 an von Stosch (Nr. 253, S. 225) nennt er Arendts Position „spekulativ“; im Brief vom 4. 11. 1889 an seine Frau (S. 332) präzisiert er diese Behauptung: „Der Dr. Arendt aber ist kein redlich Überzeugter, ich besorge, bei ihm ist Spekulation.“

Nr. 26

- 263 D. h. am Samstag, dem 9. November 1889 (vgl. Anm. 264).
- 264 Bzgl. Einzelheiten zum ‚Rütli‘ vgl. Hermann Fricke: ‚Die Ellora und das Rytly‘ in **Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte** 7 (1956), S. 20 f und Fritz Behrend: ‚Vom Rütli zu der Ellora‘ in **Zeitschrift für Bücherfreunde** NF 10 (1918), 1, S. 29–39; Der ‚Rütli‘ war ein Seitentrieb des ‚Tunnel über der Spree‘; laut Fricke fand die Gründung dieser Vereinigung am 9. 12. 1852 im Hause Franz Kuglers statt, veranlaßt durch Wilhelm von Merckel (die ‚Rütli‘-Ordnungen von 1855 bzw. 1858 sind abgedr. bei Fricke, S. 21–22); die frühen Mitglieder (‚Ur-Rütlionen‘) waren: Friedrich Eggers (1819–1872) = Anakreon; Paul Heyse (1830–1914) = Hölty; Wilhelm v. Merckel (1803–1861) = Immermann; Theodor Fontane (1819–1898) = Lafontaine; Franz Kugler (1808–1858) = Lessing; Karl Bormann (1802–1882) = Metastasio; Adolf Menzel (1815–1905) = Rubens; Bernhard v. Lepel (1818–1885) = Schenkendorf; Theodor Storm (1817–1888) = Tannhäuser; später traten hinzu: Hugo v. Blomberg (1820–1871) = Maler Müller; Richard Lucae (1829–1877) = Schlüter; Moritz Lazarus (1824–1903) = Leibniz; Karl Zöllner (1821–1897) = Chevalier; Karl Eggers (1826–1900) = Barkhusen sowie August von Heyden (1827–1897), Wilhelm Lübke (1826–1893) und Otto Roquette (1824–1896). Zum Namen ‚Rütli‘ vgl. den Schwur, mit dem die Schweizer Urkantone zu Anfang des 14. Jhts. auf dem Rütli, einer Bergwiese am Urnersee, ihren Bund gegen die Habsburgische Unterdrückung besiegelten (vgl. dazu auch Friedrich Schillers Drama **Wilhelm Tell** [1804], Akt 2, Sc. 2). Die Berliner ‚Rütli‘-Treffen fanden jeweils samstags statt (vgl. Anm. 263); allerdings starb der ‚Rütli‘ in den späten 80er und frühen 90er Jahren eines langsamen Todes; so schreibt Fontane z. B. am 18. 4. 1888 an Otto Roquette (HA, III, Nr. 287, 313): „Von hier ist wenig zu melden. Der Rütli lebt noch, aber wird immer kleiner. Die beiden Maler Heyden und Menzel erscheinen nur selten auf der Bildfläche . . . So tagen denn nur Zöllner, Karl Eggers, Lazarus und ich meist in alter Gemütlichkeit und wenigstens dann und wann mit einem neuen Thema.“ Am 2. 3. 1892 (Brief an August v. Heyden [HA, IV, Nr. 191, 184]) merkt er an, daß der ‚Rütli‘ auf einen ‚Dreimännerschwur‘ zusammengeschrumpft sei, und 1897 (Brief an Moritz Lazarus vom 5. 1. 1897 [HA, IV, Nr. 697, 626]) war der ‚Rütli‘ endgültig eingeschlafen.

- 265 Bei den Decknamen der drei ‚Rütliionen‘ (Charaktere aus Schillers *Wilhelm Tell*) – Rösselmann und Walther Fürst waren Landsleute aus Uri; Hans auf der Mauer war Landsmann aus dem Kanton Schwyz – muß es sich um die um 1889 (außer Fontane selbst) allein noch regelmäßig an den Treffen teilnehmenden Mitglieder gehandelt haben, d. h. Karl Eggers, Moritz Lazarus und Karl Zöllner. Rösselmann war Pfarrer, und da Lazarus den Beinamen ‚der Schönefelder Pastor‘ trug (vgl. Brief an Zöllner vom 18. 9. 1894 [Propyläen, IV, Nr. 829, 127 und 392 [Anm.]]), ist anzunehmen, daß er gemeint war; über Zöllner heißt es in der Einführung zum Briefwechsel mit Fontane (Propyläen, IV, 366): „Karl Zöllner war Mitglied der geselligen Vereinigungen Ellora und Rütli ... [er] hatte den Beinamen ‚Chevalier‘, der seinem lebenswürdigen, ritterlichen Wesen Ausdruck verlieh. F. nennt ihn in ‚Von Zwanzig bis Dreißig‘ ... einen guten Gesellschafter, und Moritz Lazarus spricht von seiner weltmännischen Gewandtheit, der Feinfühligkeit seiner Seele und seinem Humor. Lazarus erwähnt auch seine drollige Rede-weise ...“ Lazarus war Philosophie-Professor an der Berliner Universität und Völkerpsychologe (Fontane nennt ihn den ‚Rütli-Philosophen‘ [Propyläen, IV, Nr. 802, 98 vom 3. 9. 1888]); er war außerdem ein hervorragender Redner, der oft öffentliche Vorträge hielt. Interessante Einzelheiten zum ‚Rütli‘ und seinen Mitgliedern bieten u. a. Lazarus’ *Memoiren* (Nahida Lazarus/Alfred Leicht [Hrsg.]: *Moritz Lazarus’ Lebenserinnerungen* [Berlin: G. Reimer 1906], S. 577–621); besonders die dortigen Charakter-Porträts sind aufschlußreich: demnach war Lazarus „die Seele des Rütli“ (S. 595), welches ein kümmerliches Dasein fristete, wenn er nicht anwesend war; Karl Eggers wird als ein stattlicher Mann geschildert, „schlicht in Wesen und Erscheinung, tiefer und genauer in vielen Dingen der Kunst und des Lebens“, der sich durch persönlichen Mut und körperliche Gewandtheit auszeichnete (S. 607), andererseits allerdings redetfaul war und zur Nachdenklichkeit neigte (S. 388); Karl Zöllner – dem humoristisch-liebenswürdige Rede- und Umgangsformen bescheinigt werden (S. 384) – galt als sehr gebildet, mit großem Taktgefühl begabt: „Nachsichtig gegen andere, von sich selbst viel fordernd, in Gesinnung fest, geduldig in Trübsal, nicht durch Äußerlichkeiten beeinflusst, sondern auf den Kern der Dinge und der Menschen schauend ...“ (S. 618). Bestätigt werden einige dieser Angaben auch von Wilhelm Lübke in dessen *Lebenserinnerungen* (Berlin: F. Fontane 1891) – Lazarus wird als ‚geistvoll‘ charakterisiert, Karl Zöllner als „mit sprühendem Humor“ begabt (S. 186). Insgesamt gesehen wird daher bei Hans auf der Mauer Karl Eggers gemeint sein, bei Rösselmann Lazarus und bei Walther Fürst Karl Zöllner.
- 266 Vgl. Anm. 260 zu Brief Nr. 25 vom 8. 11. 1889.
- 267 Schloß Friedrichskron in Potsdam (= Neues Palais; vgl. Friedrich J. Wörner: *Burgen, Schlösser und Bauwerke der Hohenzollern in 900 Jahren* [Moers: Steiger 1981], S. 235 f.; durch besondere Kabinettsorder Friedrichs in ‚Friedrichskron‘ umgetauft; vgl. Eugen Wölbe: *Kaiser Friedrich. Die Tragödie des Übergangenen* [Hellerau b. Dresden: Avalun 1931], S. 279) war das Kronprinzenpalais bis März 1888 der Liebessitz Friedrichs III.; es war hier, wo er am 15. Juni 1888 verstarb (bzgl. zeitgenössischer Einzelheiten vgl. *Das Echo* 12 [1888], 303, S. 783–84 [vom 21. 6. 1888]; vgl. ferner Hans Delbrück: ‚Persönliche Erinnerungen an den Kaiser Friedrich und sein Haus‘, *Preußische Jahrbücher* 62 [Aug. 1888], H. 2, S. 97 [auch Separatdruck]).
- 268 Vgl. dazu einen anonymen Beitrag in der VZ Nr. 526 vom 9. 11. 1889 (Abendausgabe), worin „jemand, welcher der Umgebung der Kaiserin Friedrich sehr nahe kam“ zitiert wird; abschließend heißt es in diesem Artikel: „Kaiserin Friedrich hat, so verlautet, den Freytagschen Erinnerungen und das Erhabene in gesetzt: ‚Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.‘ Ich traure nicht; es giebt noch edle Herzen, die für den hohen, seltenen Mann erglühen.“ Vgl. auch Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 10. 11. 1889 (Nr. 483, S. 321), worin es u. a. heißt: „Die rührenden Worte der Kaiserin Friedrich, werden, glaub ich, die Wirkung haben, den Streit beizulegen; es ist danach nicht mehr viel zu sagen. Hat es Freytag in diesem Punkte ver- sehen, so thut er mir leid.“ Vgl. dazu ferner die Anm. zu diesem Brief in Otto Pnlower/Paul Schlenker [Hrsg.]: *Theodor Fontane. Briefe an seine Freunde*, Bd. 2 (Berlin: S. Fischer 1909), S. 224: „Das Abendblatt der ‚Vossischen Zeitung‘ vom 9. November 1889 brachte anscheinend authentische Äußerungen der Kaiserin Friedrich über die Freytagsche Schrift, in denen sie entgegen dem Verfasser die Selbständigkeit und Entschlußfreiheit ihres Gatten rühmte und betonte, daß er sie stets mit dem ihm eigenen hochfliegenden Geist zu seinem Ideale empor- gehoben habe.“ In einer der vielen Entgegnungsschriften zu Freytags, nämlich der von einem anonymen Preußen: *Ist das Kaiser Friedrich?* (Leipzig: W. Fried- rich 1890), wird auf S. 19 aus dieser Zeitungsausgabe – „jene[m] bisher unwidersprochen gebliebene[n] Artikel“ – auszugsweise zitiert.
- 269 Vgl. hierzu Freytags Berichte von der Pressereaktion (vgl. Nr. 25, Anm. 251 und 259) an seine Frau vom 4. 11. 1889 (S. 331) bzw. 7. 11. 1889 (S. 335); der „Preß-

- schwall“ (vgl. Brief vom 16. 11. 1889 an v. Stosch) war auch Mitte November noch nicht abgeklungen (S. 226).
- 270 Mauthner hat – scheinbar auf Fontanes Anraten – keinen Beitrag zum ‚Streit um Freytag‘ in Deutschland gebracht.
- 271 Otto Brahm (1856–1912), Publizist, Kritiker und Theaterleiter; Vorkämpfer der naturalistischen Bewegung; Mitbegründer und Leiter des Vereins ‚Freie Bühne‘ (April 1889) und der gleichnamigen Bühne; seit 1890 Hrsg. der Zeitschrift **Freie Bühne** und ab 1894 Direktor des Deutschen Theaters. Fontane bezieht sich hier auf die Erstaufführung von Gerhart Hauptmanns Drama **Vor Sonnenaufgang** am 20. Oktober 1889; Fontane – den Rüdiger R. Knudsen (**Der Theaterkritiker Theodor Fontane** [Berlin: Selbstvlg. d. Gesell. f. Theatergeschichte 1942]) irrtümlich einen bloßen ‚Mitentdecker‘ Hauptmanns nennt (S. 174; vgl. C. F. W. Behl: ‚Fontane der Entdecker‘ in **VZ** Nr. 448 vom 23. 11. 1927) – hatte die Aufführung durch seine guten Kontakte zu Brahm vermittelt (vgl. dazu Hauptmanns Brief vom 12. 11. 1889 an Fontane, veröffentlicht von Friedrich Fontane in der **VZ** Nr. 429 vom 10. 9. 1922 unter dem Titel ‚Fontane und Hauptmann‘; vgl. dazu auch Fontanes Antwortschreiben an Hauptmann vom 12. 9. 1889).
- 272 Während obiger Aufführung (im überfüllten Lessing-Theater) kam es zu einem Tumult, provoziert durch den Arzt Dr. Isidor Kastan, der während des 5. Aktes eine Geburtszange über dem Kopf schwang und laut ausrief: „Sind wir denn in einem Bordell?“ (vgl. Gernot Schley: **Die Freie Bühne in Berlin** [Berlin: Haude & Spener 1967], S. 46). Da Kastans Einwände vorher bekannt geworden waren, hatten sich zwei Mitglieder des Vorstandes der ‚Freien Bühne‘ (Fritz Mauthner und Julius Stettenheim) links und rechts von ihm plaziert, um möglichst einen Skandal zu vermeiden, was jedoch nicht gelang (vgl. dazu den von Fontane gebrauchten Ausdruck ‚Kastaniden‘); zu den Einzelheiten vgl. Horst Claus: **The Theatre Director Otto Brahm** (Ann Arbor, Mi: UMI Press 1981), S. 35.
- 273 Brahm befand sich zur Zeit der obigen Aufführung im Urlaub in Lugano (vgl. Claus, Anm., S. 55, wonach Hauptmann Brahm am 7. 11. 1889 eine Karte folgenden Inhalts geschrieben hatte: „Sei willkommen im alten Berlin! Wohl Dir, daß Du den Hexensabbat nicht mitmachen mußt.“). Vgl. dazu auch ein weiteres Schreiben Hauptmanns an Brahm aus dem Zeitraum Ende Oktober/Anfang November 1889 (zit. in Fritz Martini [Hrsg.]: **Otto Brahm. Kritiken und Essays** [Zürich/Stuttgart:Artemis 1964], S. 37–38): „Du und ich, wir beide dürfen uns glücklich schätzen: Du, weil Du in Lugano bist und von dem Lärm ... nichts merkst, ich weil ich an meinem Schreibtisch über meiner Arbeit kaum mehr davon merke als Du ...“

Nr. 27

- 274 Theodor Fontane: **Gedichte**, 3. Aufl. (Berlin: W. Hertz 1889).
- 275 Mauthners (= -r) Rez. erschien in **Deutschland** 1 (1889), 9 (vom 30. 11. 1889), S. 610. Vgl. dazu Fontanes eigene Einschätzung: „Alles, was ich geschrieben ... wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten, aber von den ‚Gedichten‘ wird manches bleiben und darunter auch Einzelnes, das erst diese neue Auflage enthält.“ (Brief an Wilhelm Hertz vom 9. 11. 1889 [Nr. 482, S.320]); hierin wurde u. a. zum erstmaligen Fontanes Prolog ‚Zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III.‘ vom 13. 10. 1888 abgedruckt (S. 335–36), wovon insbes. die dritte und vierte Strophe zu beachten sind.
- 276 Vgl. Fontanes Brief (Nr. 2, Anm. 68) an Mauthner vom 23. 2. 1888; vgl. ferner Fontanes Brief an Friedrich Stephany vom 30. 5. 1894 (HA, IV, Nr. 364, 359), wo die Klage laut wird, daß er für seine Gedichte vom alten Zieten etc. nur 50 Mark bekommen habe, „während Julius Wolff für viel Gleichgültigeres und Talentloseres 50000 Mark eingenommen hat.“
- 277 Vgl. Paul Lindaus (= P. L.) Rez. von dem Stück **Henriette Maréchal** der Gebr. Goncourt (aufgeführt am 17. 11. 1889) unter der Rubrik ‚Freie Bühne‘ im **Berliner Tageblatt** vom 18. 11. 1889: „‚Henriette Maréchal‘, Schauspiel in drei Akten von den Gebrüdern Edmond und Jules Goncourt, übersetzt von Fritz Mauthner, hat bei seiner gestern vor dem Verein ‚Freie Bühne‘ veranstalteten Aufführung gar keinen Eindruck gemacht. Wir stehen wie vor einem Räthsel, wenn wir daran denken, daß das Stück vor vierundzwanzig Jahren in Paris Stürme der Entrüstung und vor vier Jahren ebendasselbst Stürme des Beifalls hat entfesseln können. Unser deutsches Publikum hat das Stück einfach gelangweilt. Höfliche Leute klatschten zwar nach den Aufzügen, um den Schauspielern zu danken; aber es wurde immer nebenher gezischt, und das galt lediglich den Autoren ... Die hochgefeierten Namen der beiden Verfasser erlegen uns die Verpflichtung auf, über deren Werk noch Einiges zu sagen. Das Stück selbst wäre im Uebrigen mit wenigen Worten abgefunden, denn es gehört, wie gesagt, der einzigen

Kategorie von Dichtung an, die der strenge Kunstrichter Boileau als absolut unzulässig erklärt: dem **genre ennuyé**.⁴ Bei dieser Sonntagsaufführung handelt es sich um Edmund und Jules de Goncourts Stück **Henriette Maréchal** (1865); die dt. Erstaufführung durch die ‚Freie Bühne‘ fand am 17. November 1889 statt (vgl. Schley, S. 56 f und Anm. 179 auf S. 149); die Übersetzung der Buchausgabe (Berlin: S. Fischer 1890) stammte von Fritz Mauthner, der in der ‚Einleitung‘ betonte, daß ihn „die unvergleichliche Sprache“ (S. XII) zur Übertragung gereizt hätte, sich jedoch klar darüber gewesen sei, daß „die Entrüstung, welche das Stück damals hervorrufen konnte, heute vielen deutschen Lesern und Zuschauern ein Rätsel bleiben [werde].“ (S. XI). Mauthner schrieb auch eine Einführung zu dem Stück für **Deutschland** (Jg. 1, Nr. 7 [vom 16. 11. 1889], S. 124–26); vgl. F. M.: ‚Die beiden Goncourt‘. Trotz allgemein guter Kritiken – vgl. etwa Fontanes Rez. in der **VZ** Nr. 540 vom 18. 11. 1889 [NyA, XXII/2, S. 718–22], worin er (laut Knudsen, a. a. O., S. 188) die Daseinsberechtigung und künstlerische Bedeutung der ‚Freien Bühne‘ verteidigte: „Mit Strafbestimmungen und Verurtheilungen, gleichviel ob sie aus dem bürgerlichen Gesetzbuch oder aus der Aesthetik genommen sind, giebt man dem in schönster Blüthe stehenden Kampfe nur einen Zusatz von Gift und Galle, während sich die Dinge, wenn man Alles ruhig laufen läßt, schließlich von selber machen“ und ermutigende Worte für die Zukunft der neuen Bewegung einflocht: „Neues wählen, wagen zu irren“ muß ihr Bannerspruch werden und ihre Niederlagen müssen ihr gerade so viel gelten wie ihre Siege“ – war das Stück ein Reifall und wurde bald abgesetzt (vgl. dazu auch Otto Brahm in **Die Nation** vom 23. 11. 1889 [wiederabgedr. bei Martini, a. a. O., S. 305]).

Nr. 28

- 278 **Deutschland** 1 (1889), 9 (vom 30. 11. 1889).
- 279 Vgl. Mauthners Rez. von der Neuauflage von Fontanes **Gedichten** (vgl. Brief Nr. 27, Anm. 275), worin es u. a. heißt: „Unter den neuen Gaben Fontanes werden manche seiner Lieder und Sprüche, besonders aber sein Beitrag zum Menzel-Jubiläum, seine Verse auf Kaiser Friedrich (besonders ‚Letzte Begegnung‘ ist die schönste poetische Antwort auf die philisterhafte Anschauung des Freytagschen Buches) bald in aller Munde sein . . .“ (S. 160).
- 280 In Mauthners Rez. von Fontanes **Gedichten** (vgl. Anm. 279) hieß es ferner: „Fontane klagt in einem seiner persönlichen Gedichte, ihm fehle der Sinn für Feierlichkeit. Sollte der junge Herr Siebziger wirklich nicht ahnen, daß ihm gerade dieser Mangel so frisch und ungebrochen gehalten hat?“
- 281 Vgl. Anm. 280.
- 282 F. M.: ‚Paul Lindau „Im Fieber“‘ in **Deutschland** 1 (1889), 9 (vom 30. 11. 1889), S. 159–60; Lindaus Novelle erschien 1890 bei S. Schottlaender in Breslau.
- 283 Vgl. z. B. die Rez. von A. Z. in **Die Gesellschaft** 6 (1890), 1, S. 912–14, worin dem Autor eine „wahrhaft bemitleidenswerte Ideenarmut“ vorgeworfen wird (S. 912).

Nr. 29

- 284 Fontanes Rez. von Björnsterne Björnsons Stück **Ein Handschuh** (Berliner Erstaufführung durch die ‚Freie Bühne‘ am 15. 12. 1889; vgl. Schley, a. a. O., S. 59–62) in der **VZ** Nr. 588 vom 16. 12. 1889 (abgedr. in NyA, XXII/2, S. 723–26). Vgl. auch Mauthners Rez. in **Deutschland** 1 (1889), 12 (vom 21. 12. 1889), S. 211–12 (fm: ‚Ein Handschuh‘ in der Rubrik ‚Kleine Kritik‘).
- 285 Baba: fig. ‚Bett‘.
- 286 Fontane irrte hier (vgl. Brief Nr. 28 vom 29. 11. 1889, Anm. 279).
- 287 Fontane bezieht sich hier auf die Vorbereitungen zur Feier seines 70. Geburtstages am 30. Dezember 1889; das eigentliche ‚Fontane-Fest‘ fand am 4. 1. 1890 im Englischen Hause statt (Berichterstattungen bei Ludwig Pietsch: ‚Die Fontane-Feier‘ in **VZ** Nr. 9 vom 7. 1. 1890; Eduard Engel: ‚Das Dichtersfest. Eine naturalistische Geschichte‘ in **Die Gegenwart** vom 18. 1. 1890 [S. 45–46]); vgl. dazu auch Paul Schlenthers spätere Berichterstattung in **Der Verein Berliner Presse und seine Mitglieder 1862–1912** (Berlin: G. Bondi 1912), S. 14: „Die ersten Festessen waren wohl nur im intimeren Vereinskreis erweiterte Damenabende. Erst seit Fontanes 70. Geburtstage wurde eine breitere Öffentlichkeit herangezogen. Als man 27. 9. 89 vorschlug, zusammen mit der ‚Literarischen Gesellschaft‘, deren Vorsitzender unser Mitglied Spielhagen war, ein großes Bankett für den Dichter zu veranstalten, stieß dieser Gedanke zunächst auf Widerspruch . . . Dann aber durchbrach Fontanes überragende Bedeutung die Grundsätze der Gleichheit, und das Fest fand am 5. 1. 90 [sic] im Englischen Hause statt. Spielhagen präsiidierte; unser Vorsitzender Wichert saß ihm bei.“
- 288 Vgl. die Vorankündigung von Stine auf dem Titelblatt von **Deutschland** 1 (1889), 12 (vom 21. 12. 1889), S. 1: „Das demnächst beginnende 2. Quartal bringt u. a.

- einen hochinteressanten Beitrag von **Theodor Fontane** unter dem Titel ‚Stina‘, eine Berliner Novelle (Gegenstück zu desselben Verfassers Meisterwerk ‚Irrungen, Wirrungen‘) . . .“
- 289 In obiger Vorankündigung (vgl. Anm. 288) wurde der Name ‚Stine‘ fehlerhaft gedruckt.
- 290 Vgl. Anm. 284 bzgl. Björnsons Stück; Fontane schrieb seine Rez. immer spät abends nach der Aufführung; sie wurden dann von seiner Frau oder anderen Verwandten zur Redaktion der **VZ** gebracht und der Morgenausgabe eingefügt (vgl. ‚Bei der Schwester Theodor Fontanes‘ in **Neues Wiener Journal** 24 [1916], Nr. 8227 [vom 24. 9. 1916], S. 8).
- 291 Vgl. Fritz Mauthners Artikel ‚Theodor Fontane posthumus‘ in **Das literarische Echo** 8 (1905), 3 (vom 1. 11. 1905), Sp. 159–60, worin – im Zusammenhang mit dem damals gerade erschienenen Band **Causerien über Theater** (1905) – ausführlich auf Fontanes Rolle als Rezensent eingegangen wird: „Fontane war zu stolz und klug, um seinen Abscheu vor dem Rezensentengewerbe lebhaft auszusprechen. Doch der Zwang verbitterte ihn gegen die Welt, gegen seine Aufgabe . . . Ein vorahnender und dadurch schaffender Kritiker, ein Wegweiser . . . war er nicht. Zu leicht haute er daneben.“ Mauthner wiederholte diese Kritik am ‚Theater-Fremdling‘ Fontane (vgl. Knudsen, S. 264–65 über die Entstehung des Ausdrucks) in seinen unveröffentlichten **Lebenserinnerungen** Teil II (1922), S. 37–38: „Fontane mit seinen entzückenden Causerien, die nur den einen Fehler hatten, daß dieser Dichter just vom Theater nichts verstand und den Nagel fast nie auf den Kopf traf . . .“ Neuerdings wurde diese These von Werner Lincke vertreten (vgl. ‚Theodor Fontane als Theaterkritiker‘ in **Fontane Blätter** 1 [1967], 5, S. 209): „Er ist auch kein Theaterkritiker vom Fach, vor allem nicht in den Augen der zeitgenössischen professoralen Berufskollegen.“

Theodor Fontane: Briefe an unbekannte Empfänger

Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger (Berlin)

1.

Sehr geehrter Herr.

Mir fällt eben (unmittelbar nachdem Sie mich verlassen) der Herr Prof. Huber – ich glaube Schifferstraße No 7 – ein, ein höchst feiner und lebenswürdiger Mann, wie oft die großen Reaktionäre. Ich glaube, Herr Dr. Eltze täte gut, *dort* seinen Besuch zu machen; wenn er auch nicht geneigt sein dürfte, sich selbst zur Mitarbeiterschaft zu entschließen, so ist er doch gewiß eben so bereit wie befähigt, Ihnen paßliche Subjekte namhaft zu machen. Huber war ebenfalls öfters in England und hat vortreffliche Kenntnisse über Land und Leute. Er ist sehr freundlich im Raterteilen, so daß ich Herrn Dr. Eltze *unbedingt* rate, seinen Besuch zu machen. Mög' er aber mich nicht nennen; er kennt mich beinah gar nicht; ich war nur einiger Empfehlungsbriefe halber zweimal bei ihm.

Wie ist's denn mit dem Dr. Helffrich, der neuerdings „Engländer und Franzosen“ (bei Hertz) herausgegeben hat? Er muß gescheit, geistreich und im Besitz des nötigen Materials sein.

Hoffentlich finden Sie diese Zeilen. Meine ergebenste Empfehlung an Herrn Dr. Eltze. Ihr

Th. Fontane

2.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Mit meinem allerbesten Dank erfolgen anbei die beiden mir gütigst anvertrauten Bücher zurück: *Vie privée du Prince Henri* und *Boyens General* von Günther.

Darf ich Ihre Freundlichkeit auch heute wieder in Anspruch nehmen? Ich bitte um eine Biographie des Feldmarschalls *Otto Christoph Grafen v. Sparre*. Ich glaube, der bekannte Historiker Koenig hat eine solche geschrieben, vielleicht aber anonym (doch ist er als Verfasser bekannt). Ein eben erschienenenes Buch des Geh. Staatsarchivars v. Moerner über denselben Gegenstand besitz' ich; doch reicht es nur bis 1650, und fehlt somit die zweite, wichtigere Hälfte des Sparreschen Lebens.

Mit ausgezeichnete Hochachtung, hochgeehrter Herr Doktor, Ihr ergebenster

Th. Fontane

Berlin, d. 13. Septemb. 61

3.

Hochgeehrter Herr Hofrat.

Gestatten Sie mir die Anfrage, ob sich auf der K. Bibliothek die letzten 8 oder 10 Jahrgänge des „*Berliner Freimütigen*“ befinden? Der Bote kann mir vielleicht Ihr „Ja“ oder „Nein“ als Antwort überbringen.

Darf ich zugleich um den letzten, ich glaube, 22. Band der Riedelschen *Codices Brandenburgenses* bitten, in denen sich, wie ich höre, neue Urkunden über die Uchtenhagens befinden?

Mit vorzüglichster Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane

Berlin, d. 10. Januar 63

4.

Berlin, 5. Juli 71

Hochgeehrter Herr.

Wäre ich in meinen Entschließungen noch frei, so bekenne ich Ihnen offen, daß ich — die Erfüllung meiner Wünsche vorausgesetzt — mit einer besonderen Liebe an eine Arbeit herangetreten sein würde, wie Ihre freundlichen Zeilen sie proponieren. Es ist aber unmöglich. Ich schreibe, wie nach dem dänischen und deutschen Kriege, so jetzt eine Geschichte des Krieges gegen Frankreich (für Herrn von Decker), und es ist die höchste Zeit, damit zu beginnen, wenn ich nicht die Nachsicht der eben genannten Firma auf eine zu harte Probe stellen soll.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie innerhalb der Sphäre hier lebender junger *Historiker* den rechten Mann finden mögen, Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Th. Fontane

5.

Berlin, 6. April 74
Potsdamer Str. 134 c

Hochgeehrter Herr und Freund.

Im vorigen und auch schon im 17. Jahrhundert kommt die Wendung vor: „er ist im Pantheon begraben“ oder „er wird im Pantheon beigesetzt werden“. Dies war dann entweder das römische Pantheon oder das Pantheon im Escorial oder vielleicht auch ein drittes und viertes noch, bei denen jedoch, außer dem Begriff, der sich aus dem Namen Pantheon ergibt, immer nur zwei Vorstellungen festgehalten wurden: Kuppelbau und königliche Begräbnisstätte. *Nie* aber, vor der Französischen Revolution, ist von den Lippen eines politischen Karrieremachers, eines Strebers oder wirklichen Helden das Wort gefallen: „Ich will ins Pantheon, in die Halle der *Berühmtheiten* (oder meinetwegen auch der Unsterblichen) kommen“. Ein Pantheon, das *diesem* Begriff entspricht, existiert erst seit 1791, und wenn R. Gottschall, dem dabei sehr wahrscheinlich eine bekannte Danton-Phrase vorgeschwebt hat, 1783 schon den Pitt sagen läßt: „ich mag nicht durch Hintertüren in das Pantheon hinein“, so ist das nichts anderes, wie wenn Max Ring in seinem histor. Lustspiel „In Charlottenburg“ den Leibnitz sagen ließe: „es liegt mir nichts daran, in die Walhalle zu kommen“. Es gab ja auch schon vor Leibnitz die ewige, alte Walhalla, und insoweit ist der Beweis nie *ganz* zu führen, daß der Philosoph von Charlottenburg diese unwahrscheinlichste aller Wendungen nicht auch hätte gebrauchen *können*. Im Parkett aber würde man lachen und mit Recht.

Vielleicht nehmen Sie gütigst Veranlassung, Herrn v. Szelicki diese Zeilen mitzuteilen. Ich mußte das Vorstehende schreiben, da der, der einen Schnitzer zu korrigieren trachtet und bei dieser Gelegenheit selber hineinfällt, vor aller Welt bejammernswert darsteht. Nach *meiner* Meinung allerdings ist mir diese Lage, wenn auch nicht die entsprechende Anklage, durchaus erspart geblieben. Es ist mit dem Pantheon genauso wie mit den „Wollsäcken“ und ähnlichen blunders dieses Stückes. Wir kennen ja auch unsren Rudolf!

In freundschaftlicher ergebenheit Ihr

Th. Fontane

6.

Hochgeehrter Herr Professor.

Die wenigen zwischen meiner Ernennung und Einführung liegenden Tage haben mir nicht Zeit genug gewährt, mich bis heute allen Mitgliedern des Senates vorzustellen. Ich bitte, hochgeehrter Herr Professor, Ihnen im Laufe der nächsten Woche meine Aufwartung machen zu dürfen.

In vorzüglicher ergebenheit

Th. Fontane

Berlin, 14. März 76

7.

Berlin, 20. Juli 1876
Potsdamer Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Professor.

Mir liegt ob, am 3. August eine Rede zu halten, eine Art Jahreschronik, die, wenn man das Material hätte, wie man es haben *sollte*, in ein paar Stunden niedergeschrieben wäre. Es fehlt mir aber an allem. Niemand war da, der notierte und sammelte. Bitte, springen Sie mir, soweit Sie es vermögen, hülffreich bei und lassen Sie mich – kürzeste Angaben genügen – in einigen Zeilen wissen, was innerhalb der musikalischen Sektion vorgegangen ist, welche Neuerungen, Ernennungen, Preiserteilungen. Beispielsweise, ist über den Meyer-Beerschen Preis schon entschieden? In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

P. S. Natürlich spreche ich auch von der neuen Organisation der Akademie und will hervorheben, wie, infolge derselben, überall Wachstum und Gedeihen bemerklich sei. Dir. v. Werner wird mir hoffentlich einige Zahlen geben, die dies ausdrücken; darf ich von Ihnen ein Gleiches erbitten?

Th. F.

8.

Berlin, 30. Juli 76
Potsdamer Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Professor.

Ergebensten, etwas verspäteten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen, von denen ich nun schließlich, zu meiner nicht geringen Verlegenheit, in meinem Vortrage kaum Nutzen ziehen werde. Wollen Sie dies gütigst entschuldigen. Als ich vor 14 Tagen um diese Mitteilungen bat, konnt' ich nicht wissen, daß der Aufbau des Ganzen mir keine Gelegenheit bieten werde, dieser und ähnlicher Details Erwähnung zu tun. Auch auf die Beratungen der andern Sektion geh' ich nicht ein.

Wenn der Meyerbeer-Preis zum 3. August erteilt werden soll – und aus einem alten Gruppischen Konzept erseh' ich, daß dies früher geschah – so werd' ich den *diesjährigen* Sieger in meinem Bericht zu nennen haben. Kann ich seinen Namen, durch Ihre Güte, bis spätestens Mittwoch erfahren? Oder, wenn der Name Geheimnis ist, doch das Motto, hinter dem sich vorläufig der Sieger verbirgt?

In vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr Professor,

Th. Fontane

9.

Berlin, 1. Septemb. 76
Potsd. Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Professor.

In Betreff der Meyer-Beerschen Konkurrenz erlaub' ich mir, nochmals bei Ihnen anzufragen. Weinecke schickte mir, vor einigen Tagen, den einliegenden Bescheid. Halten Sie seine Angaben für richtig? Längst habe ich mich davon entwöhnt, Akademie-Büro-Mitteilungen auch nur für einigermaßen zuverlässig anzusehn.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

10.

Berlin, 30. Septemb. 77
Potsd. Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Professor.

Geh. Rat Zoellner hat mir vor wenig Tagen erst das Crayon-Bildnis meines verstorbenen Onkels eingehändigt, das Sie so freundlich waren für mich zu bestimmen. Das mag diesen verspäteten Dank für Ihre große Freundlichkeit erklären und entschuldigen. Das Bildnis ist mir auch dadurch noch wertvoll, daß ich gerade in der Zeit, in der es entstand, im Hause meines Onkels lebte. Seiner Witwe – gegenwärtig in Freiburg im Breisgau – werd' ich in den nächsten Tagen schon das Blatt zur Ansicht schicken.

Unter Wiederholung meines aufrichtigen Dankes, hochgeehrter Herr Professor, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane

11.

Berlin, 1. Juli 79
Potsd. Str. 134 c

Hochverehrte gnädigste Frau.

Inmitten aller Wirrnisse einer „Abreise en famille“ schaff' ich mir einen Augenblick Ruhe, um Ihnen, gnädigste Frau, meinen herzlich-ergebensten Dank für die Zeilen auszusprechen, die ich heute früh so glücklich war von Ihrer Hand zu empfangen. Und dazu die hübsche Photographie! Ein kleines Genrebild. Mein kleiner Archibald Douglas-Verehrer, aber, wenn mich nicht alles täuscht, ein echter Behr: ein kleiner, feiner Kopf. Übrigens war es eine rechte Torheit und Unachtsamkeit von mir, meine Zeilen nach Rohr hin zu richten; ich wußte ja – durch Wackernagel – von Ihrer Übersiedelung nach Dresden.

Unter erneutem Dank für Ihre Freundlichkeit und Güte, gnädigste Frau, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

P.S. Lepel übersiedelt heut' oder morgen nach Prenzlau als Kommandeur einer *Invaliden*-Kompanie. Er sieht es als ein Glück an, und wir mit ihm; ein solcher „Invaliden-Ausgang“ einer mit gewissen Ansprüchen begonnenen Karriere hat aber doch etwas Tieftrauriges.

Th. F.

12.

Berlin, 15. Novb. 81

Sehr geehrter Herr.

Ich habe denselben Abend noch, Ihrem Wunsche gemäß, geschrieben und gesprochen. Meine Zeilen an Dr. Stephany werden *vielleicht* (ich weiß ja nicht, wie die Dinge liegen) einen kl. Einfluß ausüben, wenigstens hab' ich es an Lebhaftigkeit des Ausdruckes nicht fehlen lassen. Bei der Schillerstiftung, wie ich denselben Abend noch hörte, ist aber nichts für Sie zu hoffen.

Ganz ergebenst

Th. Fontane

13.

Berlin, 1. Okt. 83
Potsd. Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Pastor.

Krankheit, die mich schon seit Wochen plagt und mir nur dann und wann eine halbe Stunde zum Schreiben gestattet, ist Ursach, daß ich Ihnen heute erst antworte.

Von der Kuglerschen Familie lebt nur *einer* noch: Professor Dr. Bernhard Kugler in Tübingen. Er muß alles besitzen, was mal da war, da nach dem Tode von Mutter, Bruder, Schwester (Paul Heiyses erste Frau) das auf 10 oder 12 Jahre Zerstreute *ihm* als letztem Erben wieder zugefallen ist. Ich möchte aber bezweifeln, daß diese Heiniana noch da sind, und *wenn* da, daß er sie zur Hand hat.

Mit Strachwitz steht es noch hoffnungsloser. Man gab im „Tunnel“ die Verse handschriftlich ab, erhielt dieselben aber zurück, nachdem sie von der Hand eines Abschreibers abgeschrieben waren. Sehr selten (unter 100 Fällen nicht einmal) ist es allerdings vorgekommen, daß auch die Originale zurückbehalten wurden, und es ist deshalb möglich, daß sich ein Strachwitzches Lied von seiner Handschrift in den in Schweinsleder eingebundenen Bänden befindet. Unter allen Umständen aber darf es aus diesen Bänden nicht herausgeschnitten werden. Wollen Sie, hochgeehrter Herr Pastor, trotz dieser mehr als geringen Chancen einen weitren Versuch machen, so bitte ich Sie zu schreiben an: Herrn Schriftsteller Leo Goldammer, Charlottenburg, Charlottenburger Ufer 26. Ich selbst gehöre dem „Tunnel“, der, glaub' ich, nur noch 5 Mitglieder zählt, schon seit 20 Jahren nicht mehr an.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

14.

Berlin, 18. Okt. 89
Potsd. Str. 134 c

Hochgeehrter Herr Doktor.

Immer sind Sie mir freundlich und wohlgesinnt gewesen, und es gehört zu meinen Maximen und Gewohnheiten, solcher Wohlgesinntheit gegenüber auch nach meinen schwachen Kräften das Meine zu tun. Aber die schwachen Kräfte sind nachgerade zu schwach geworden, und in dieser Weihnachtszeit – denn für unsereins ist sie schon da – kann ich nicht mehr weiter. Sie wissen ja selbst, wie's geht, und sind vergleichsweise jung und rüstig. Gewiß sind in Ihrem Buche Dichtungen, die mich interessieren und erfreuen werden, und weil ich das weiß, lege ich das Buch beseit', um nach Neujahr, wo die großen Wasser sich verlaufen haben, es durchzulesen. Das ist alles, was ich versprechen kann.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane

15.

Berlin, 24. Dezbr. 94
Potsd. Str. 134 c

Hochgeehrter Herr.

In der Abendnummer der Vossischen vom 25. November (Sonnabend) steht keine biographische Skizze – das habe ich hoffentlich auch nicht geschrieben –, sondern ein kl. Bericht über die Diplom-Überreichung, der in einem seiner Zitate, worin mein Tun zusammengefaßt wird, als eine Biographie in nuce gelten kann.

Ich habe nach dieser Nummer gesucht; aber es ist, wie immer, die einzige, die fehlt; wahrscheinlich hat sie meine Frau – eben des Berichts wegen – an eine Freundin geschickt.

Es ist möglich, daß gelegentlich meines Geburtstages (30.) wieder was Biographisches erscheint; sollte dies zutreffen, so schicke ich es Ihnen. Ich persönlich habe zur Zeit nichts davon in Händen.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane

16.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für den Blumengruß zum neuen Jahr und lassen Sie sich selber alles Beste von uns wünschen.

Was haben Sie zu Wyzewas Buch gesagt? Ich finde so was doch unverschämt. Natürlich ist vieles richtig, und ich habe an Gesellschaftsabenden über Berliner Geschmack, Architektur, ärmliches Geheimratswitwen- und entsprechendes Philösentum oft Ähnliches und vielleicht Schlimmeres

gesagt. Aber *ich* darf mir den Spaß erlauben, weil ich weiß, was glänzend daneben steht; ein Fremder darf so nicht schreiben, da wird es nicht bloß übelwollend (das möchte gehn), sondern auch unsinnig.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin, 1. Januar 95

17.

Schönsten Dank für Ihre Karte, zugleich Ihnen und Stilke herzlichste Glückwünsche zum neuen Jahr von Ihrem ergebensten

Th. Fontane

Ein Verschen hatt' ich nicht; es drippelt nur noch selten und immer ganz unberechenbar.

Kommentar

An welche Empfänger diese – bisher unveröffentlichten – Briefe gerichtet sind, konnte nicht ermittelt werden. Sie stammen, mit Ausnahme des Briefes vom 1. Oktober 1883, aus der ehemaligen Fontane-Sammlung des Berliner Bankiers Paul H. Emden, wurden 1930 von der Universitätsbibliothek Berlin erworben und werden jetzt als Dauerleihgabe im Fontane-Archiv aufbewahrt.

Zu den Einzelheiten:

Zu 1. Der hier erwähnte Dr. Eltze, über den nichts Näheres bekannt ist, suchte offenbar einen Mitarbeiter an einer Publikation über England.

Viktor Aimé Huber (1800–1869), auf den Fontane verweist, war von 1843 bis 1851 Professor für Sozialpolitik und Literaturgeschichte an der Berliner Universität. Er hat u. a. verschiedene Schriften über England veröffentlicht. Huber war der Sohn der Therese Huber, die in erster Ehe mit Georg Forster verheiratet war.

Das Buch „Engländer und Franzosen“ von Adolph Helfferich (1813–1894), der später kurze Zeit als Professor der Philosophie an der Universität Berlin wirkte (1862–1865), erschien 1852. Der vorliegende (undatierte) Brief muß also, da Fontane bemerkt, das Buch sei „neuerdings“ herausgekommen, 1852 oder 1853 geschrieben sein.

Zu 2. Dieser Brief könnte an Emil Kunstmann (1817–1894) gerichtet sein, der seit 1846 in der Königlichen Bibliothek in Berlin (jetzt Deutsche Staatsbibliothek) beschäftigt und in den sechziger Jahren als Erster Sekretär der Bibliothek und zugleich als Kanzlist der Akademie der Wissenschaften tätig war. Diese Vermutung liegt nahe, da andere Briefe Fontanes an Kunstmann bekannt sind, in denen Fontane ebenfalls um Bücher bittet (vgl. Paul Hoffmann und Franz Weinitz: Ungedruckte Briefe von Theodor Fontane. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jg. 36, 1919, Beilage, S. 11 f.). Doch bleibt es eben eine Vermutung. Denn es ist auch möglich, daß der Botaniker Georg August Pritzel (1815–1874) der Empfänger war, der seit 1851 als Kustos in der Königlichen Bibliothek und als Archivar in der Akademie der Wissenschaften arbeitete. Fontane hatte Pritzel 1841 in Leipzig im sog. Herwegh-Klub kennengelernt.

Die Bücher von Anton Balthasar König „Historisch-merkwürdige Beiträge zur Kriegsgeschichte des großen Churfürsten Friedrich Wilhelms in der Lebensbeschreibung Otto Christophs von Sparr“ (Stendal 1793) und von Theodor von Mörner „Märkische Kriegs-Obersten des siebenzehnten Jahrhunderts. Ernst Georg Sparr – 1666. Otto Christof Sparr – 1654“ (Berlin 1861) benötigte Fontane bei der Ausarbeitung seines Aufsatzes „Die Mark und märkische Kriegsobersten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges“. Der Aufsatz erschien im „Morgenblatt für gebildete Leser“, Jg. 56, Nr. 19–21 vom 7., 14. und 21. Mai 1862 und in erweiterter Fassung und dem Titel „Märkische Kriegsobersten während des Dreißigjährigen Krieges“ in der „Vossischen Zeitung“, Sonntagsbeilage Nr. 51 und 52 vom 22. und 29. Dezember 1872. Fontane geht darin auch auf den brandenburgischen Generalfeldmarschall Otto Christoph Frhr. von Sparr (1599 oder 1605 bis 1668) ein, der seit 1650 in brandenburgischen Diensten stand.

Zu 3. Unter „K. Bibliothek“ ist die Königliche Bibliothek in Berlin zu verstehen.

„Der Freimütige“, eine Berliner Zeitschrift, kam von 1843 bis 1857 heraus. Fontane bestellte ferner einen Band der Urkundensammlung „Codex diplomaticus Brandenburgensis“, herausgegeben von Adolph Friedrich Riedel (Berlin 1838–1869); sie erschien in vier Abteilungen mit verschiedenen Supplementen.

Die Uchtenhagens sind ein märkisches Adelsgeschlecht, über das Fontane im 2. Teil der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ im Kapitel „Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens“ berichtet.

Möglicherweise ist auch dieser Brief an Emil Kunstmann gerichtet.

Zu 4. Bei Rudolf von Decker (1804–1877) in Berlin kamen Fontanes Kriegsbücher heraus.

Mit dem „deutschen Krieg“ ist der deutsch-österreichische Krieg von 1866 gemeint. Zu 5. Der Brief bezieht sich auf die Aufführung des Lustspiels „Pitt und Fox“ von Rudolf Gottschall (1823–1909), das am 26. März 1874 im Königlichen Schauspielhaus gegeben wurde. Fontane besprach die Aufführung in der „Vossischen Zeitung“, Nr. 74 vom 28. März 1874 und bemängelte dabei die Versehen, die Gottschall unterlaufen waren. (Das Stück lag seit 1865 im 1. Bändchen der „Dramatischen Werke“ Gottschalls im Druck vor.)

U. a. sagt Pitt in Gottschalls Lustspiel, er wolle nicht „durch Hintertüren und auf Hintertreppen ins Pantheon kommen“ (II, 2). Gemeint ist das Pariser Pantheon, eine 1764 bis 1790 erbaute Kirche, die jedoch erst seit 1791 als Gedächtnis- und Begräbnisstätte dient. Dort sind bedeutende Persönlichkeiten beigesetzt, z. B. Voltaire und Rousseau. – Das römische Pantheon ist ein allen Göttern geweihter Rundtempel, der um 120 erbaut wurde.

Das Lustspiel „In Charlottenburg“ von dem Arzt und Schriftsteller Max Ring (1817–1901) war etwa zwei Monate vor „Pitt und Fox“ im Königlichen Schauspielhaus aufgeführt worden. Fontanes Besprechung der Aufführung erschien in Nr. 16 der „Vossischen Zeitung“ vom 20. Januar 1874. Offenbar ist das Lustspiel nicht im Druck erschienen.

Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der in Rings Stück auftritt und der sich bekanntlich zeitweise am Hofe des Kurfürsten Friedrichs III. von Brandenburg (des späteren Königs Friedrichs I. in Preußen) in Berlin und Charlottenburg aufgehalten hat, kann nicht wünschen, „in die Walhalle zu kommen“, da die Walhalla erst 1830 bis 1842 errichtet wurde. Gemeint ist die bei Regensburg oberhalb der Donau stehenden Gedächtnisstätte mit den Büsten berühmter Deutscher, die die Form eines dorischen Tempels hat. – Dagegen ist unter der „ewigen, alten Walhalla“ gemäß der germanischen Sage der Aufenthaltsort der in der Schlacht Gefallenen zu verstehen.

Die „Wollsäcke“ sind ein weiterer Fehler (engl. blunder) des Stückes. „Wollsäcke“ ist eine abschätzhche Bezeichnung für die Mitglieder des englischen Oberhauses (nach dem mit Wolle ausgestopften Kissen des Lordkanzlers). Wenn aber von Pitt gesagt wird, ihm sei „nur wohl, wenn ihm die Wollstücke im Parlament zuhören“ (II, 5), so ist das nicht korrekt, denn Pitt war nicht Mitglied des Oberhauses, sondern des Unterhauses.

Über Herrn von Szelicky war nichts zu ermitteln.

Nur beiläufig soll hier daran erinnert werden, daß Gottschall später als Kritiker Fontanes aufgetreten ist. Er hatte an Fontanes Romanen und Erzählungen allerhand auszusetzen und glaubte sogar in etwas spitzem Ton feststellen zu sollen: „Die überraschende Entdeckung, daß Fontane ein großer Dichter ist, die zu machen man siebzig Jahre unterlassen hat, können wir uns nicht ohne weiteres aneignen.“ (R. von Gottschall: Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. 7. Aufl. Bd. 4. Breslau 1902, S. 789).

Zu 6. bis 9. Diese Briefe sind während der Tätigkeit Fontanes als Erster Sekretär der Akademie der Künste geschrieben, die von März bis Oktober 1876 dauerte. Bald nachdem Fontane dieses Amt übernommen hatte, erkannte er einerseits, daß ihm Büro- und Verwaltungstätigkeit nicht lag und die Funktion daher für ihn gar nicht geeignet war. Andererseits war die Situation im Sekretariat der Akademie zur Zeit seines Dienstantritts sehr ungünstig, da es im Sekretariat nach dem Anfang 1876 erfolgten Tode seines Vorgängers, des Philosophen und Schriftstellers Otto Friedrich Gruppe, der seit 1844 auch als Professor an der Berliner Universität gewirkt hatte, noch weitere Personalausfälle gegeben hatte, so daß die Verwaltungstätigkeit in Unordnung geraten war. Die Briefe zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Fontane deshalb zu kämpfen hatte. Aus diesen Gründen nahm Fontane eine Auseinandersetzung mit dem Präsidenten der Akademie, dem Architekten Friedrich Hitzig, zum Anlaß, seine Entlassung zu beantragen. Er verblieb in seiner Stellung bis zum Dienstantritt seines Nachfolgers, Karl Zöllner (1821–1897), mit dem Fontane seit langem befreundet war (und der im 10. Brief erwähnt wird).

Der Maler und Illustrator Anton von Werner (1843–1915) war seit 1875 Direktor der zur Akademie der Künste gehörenden Akademie der bildenden Künste.

Weinecke arbeitete als Assistent in der Akademie der Künste.

Zu 10. Es handelt sich um eine Bleistiftzeichnung, die Fontanes Onkel August Fontane (1801–1870) darstellte. Fontane hatte, als er in Berlin die Gewerbeschule besuchte (1833 bis 1836), bei seinem Onkel in der Burgstraße bzw. der Großen Hamburger Straße gewohnt. August Fontanes Witwe war „Tante Pinchen“, d. h. Philippine Fontane, geb. Sohm (um 1810–1882).

Zu 11. Fontane reiste am 2. Juli 1879 mit Familie zur Erholung nach Wernigerode. Ob der kleine Behr ein Enkel des Kammerherren, Gutsbesitzers und Reichstagsabgeordneten Friedrich Felix von Behr (1821–1892) war, der in Fontanes Briefen verschiedentlich genannt wird, ist nicht feststellbar.

Fontanes langjähriger Freund Bernhard von Lepel (1818–1885) sah sich aus materiellen Gründen genötigt, den Posten eines Kommandeurs einer Invalidenkompanie zu übernehmen.

Zu 12. Friedrich Stephany (1830–1912) fungierte seit 1880 als Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“.

Die 1855 provisorisch und 1859 offiziell gegründete Schiller-Stiftung unterstützte notleidende deutsche Schriftsteller und deren Hinterbliebene. Fontane gehörte der Berliner Zweigstelle der Schiller-Stiftung an.

Zu 13. Bernhard Kugler (1837–1898), ältester Sohn Franz Kuglers, war Professor der Geschichte. Seine Mutter, Clara Kugler (geb. 1812), und sein Bruder, Johannes Kugler (geb. 1840), starben 1873. Seine Schwester Margarethe (geb. 1834) war schon 1862 gestorben.

Der Eintritt Fontanes in den „Tunnel über der Spree“ erfolgte am 29. September 1844. An einer ordentlichen Sitzung des Vereins hatte er zuletzt am 31. Dezember 1865 teilgenommen, doch hatte er sich schon seit den frühen sechziger Jahren innerlich vom „Tunnel“ gelöst und war seitdem nur selten im Verein erschienen.

Moritz Graf Strachwitz (1822–1847) gehörte dem „Tunnel“ von Anfang 1843 bis Anfang 1844 an, also bevor Fontane Mitglied des Vereins wurde.

Leo Goldammer (1813–1886), Bäcker, Schreiber, Hefehändler, Stadtnachwächter und Literat, war seit 1850 „Tunnel“-Mitglied. Ihm ist im „Tunnel“-Kapitel in Fontanes „Von Zwanzig bis Dreißig“ ein Abschnitt gewidmet.

Zu 15. Fontane wurde im November 1894 – anlässlich des bevorstehenden 75. Geburtstages – von der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität die Ehrendoktorwürde verliehen. Die in lateinischer Sprache abgefaßte Urkunde überreichte der Dekan der Philosophischen Fakultät, der Geograph Professor Ferdinand Frhr. von Richthofen, begleitet von dem Germanisten Professor Erich Schmidt, dem Dichter in dessen Wohnung am 24. November 1894. Die „Vossische Zeitung“ berichtete darüber in Nr. 551 vom gleichen Tage. Das Zitat, das Fontane erwähnt, lautet in der deutschen Übersetzung, die die „Vossische Zeitung“ dem lateinischen Text voranstellte, die Ehrung gelte „dem hervorragenden Dichter in Vers und Prosa, der Erbgüter der Französischen Kolonie mit deutschen Geistesgaben zu eigentümlicher Anmut und Stärke schön vermählt; dem ausgezeichneten Erzähler, der märkische Überlieferungen und Landschaften emsig durchforscht hat und nach reichen Bildern aus der Vergangenheit gegenwärtiges Leben mit frischen Farben malt; dem verdienten Patrioten, der kriegerische, bürgerliche, literarische Wandlungen des Vaterlandes und der Hauptstadt liebevoll und treu für die Nachkommen festgehalten und die Reihe autobiographischer Werke, neulich als Siebziger durch die Geschichte seiner Kindheit mit der Frische der Jugend und der Reife des Alters abgeschlossen hat.“

Zu 16. Fontane wendet sich gegen das Buch von Teodor de Wyzewa „Chez les Allemands. L'art et les moeurs“ (Paris 1895), wohl insbesondere gegen den darin enthaltenen Bericht über die Verhältnisse in Berlin (S. 147 bis 239), der auf einen Aufenthalt Wyzewas in Berlin im Jahre 1890 zurückgeht. Bei aller Anerkennung der Entwicklung Berlins in städtebaulicher und technischer Hinsicht äußert sich Wyzewa über die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse sehr kritisch. Während – nach seiner Darstellung – das Bürgertum im Vormarsch sei, der Adel in die Isolation gedrängt werde, lebe das Berliner Proletariat in bitterem Elend. Wyzewa schildert ausführlich die Zunahme der Verbrechen und die Ausbreitung der Prostitution und des Alkoholismus, während von Preußens Größe und Gloria bei ihm nicht die Rede ist.

Der französische Schriftsteller polnischer Abkunft Teodor de Wyzewa (1863–1917) hat neben belletristischen Werken Arbeiten über Literatur, Kunst und Musik veröffentlicht, die für einen breiteren Leserkreis bestimmt waren. Er ließ 1891 in der „Revue Politique et Littéraire“ (T. 18, S. 751–757) einen Aufsatz über Fontane als „romancier naturaliste allemand“ erscheinen. Diesen Aufsatz nahm er auch in seinen Sammelband „Ecrivains étrangers. Deuxième Série“ (Paris 1897) auf. Ferner stammt von ihm die französische Übersetzung von Fontanes „Kriegsgefangen“, die 1892 in Paris erschien.

Zu 17. Diese Briefkarte enthält keine Anrede, auch fehlen Ort und Datum.

Im Verlag von Georg Stilke (1840–1900) in Berlin erschien seit 1872 die Zeitschrift „Die Gegenwart“, bis September 1881 von Paul Lindau und ab Oktober 1881 von Theodor Zolling herausgegeben. Ferner verlegte Stilke von 1877 bis 1878 die Zeitschrift „Nord und Süd“, herausgegeben von Paul Lindau, und von 1892 bis 1893 „Die Zukunft“, herausgegeben von Maximilian Harden.

Es ist zu vermuten, daß Fontanes Glückwünsche einem der Herausgeber galten.

Für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Briefe dankt der Herausgeber dem Direktor der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, Frau Professor Dr. Waltraud Irmischer.

Roland G. Berbig (Berlin)

**Zwischen Bühnenwirksamkeit und Wahrheitsdarstellung.
Aspekte zu zwei Theaterkritikern Berlins nach 1871 –
Paul Lindau und Theodor Fontane.**

Wenn Theodor Fontane in den Königlichen Schauspielen seinen durch ihn später berühmt gewordenen Parkettplatz Nr. 23 eingenommen hatte, dann nahm zur gleichen Zeit und zu gleichem Zwecke ein anderer Kritiker im Parkett Platz, dessen Berühmtheit die Fontanes in den siebziger und achtziger Jahren weit hinter sich ließ: Paul Lindau. Was für Fontane Brot-erwerb und stete Kunstschulung bedeutete, wurde für Lindau Sprungbrett zum Ruhm. Bereits vor 1871 durch literarische Rücksichtslosigkeiten¹ bekannt (und gefürchtet) geworden, ließ sich Paul Lindau kurz nach Gründung des zweiten deutschen Kaiserreiches in dessen Hauptstadt nieder, um ein großangelegtes Zeitschriftenprojekt in die Tat umzusetzen. Am 19. Januar 1872 begrüßte die GEGENWART (Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben) ihre Leser, und ihr Redakteur, Paul Lindau, gab seinen Berliner Einstand als Theaterkritiker. Folgerichtig setzte Lindau auf den sich bereits abzeichnenden Erfolg scheinbar unbekümmert-spritziger Schreibweise – und zog in seiner Besprechung der theatralischen Ereignisse der letzten Woche allen Stücken deutscher Autoren einen Franzosen, Victorien Sardou, und dessen „Fernande“ vor. Mit nicht eben national tönendem Schwung erklärte Lindau dem Niveau deutscher Dramatik und Bühnenkunst den Krieg und spielte gleich in der ersten Nummer der frisch gegründeten Zeitschrift seinen Trumpf aus. Dieser Trumpf, gewonnen aus fünf Jahren Paris, in denen Lindau differenzierte Erfahrungen aus der Welt des Theaters und der Presse und deren Zusammenwirken gesammelt hatte, stach; er brachte Lindau mit einem Schlag ins öffentliche Gespräch und verlieh ihm bald den Status einer Autorität. In stark nationalistischen Zeiten – Berlin lebte noch im Rausch des großen deutschen Sieges gegen den „Erzfeind“ Frankreich – setzte Lindau auf das moderne französische Theater und verfocht eine Richtung, der es vornehmlich um Bühnenwirksamkeit ging! Eine erlebte Metropole – das Paris des Seconde Empire –, wo sich Theater und Theaterdichter an einem Ort konzentrierten, hatten in Lindau die Vorstellung und den Wunsch erweckt, in Deutschland unter nun so günstig scheinenden Vorzeichen Ähnliches zu verwirklichen. Theater muß wirken, der pointierte Effekt geht über ausgelotete Gedankentiefe – so die Devise. Die Mittel, mit denen Lindau dieser nachdrücklich angelegten Sichtweise zum Erfolg verhelfen wollte, waren bei einem kleineren Abonnentenkreis erprobt, und sie bewährten sich gleichermaßen vor dem großen: Witz, Esprit, Souveränität im geistreichen Plaudern und elegant-ungezwungenes Spiel mit Wissen und Wissenswertem.

Paul Schlenther erinnert in seinem Vorwort zur Sammelausgabe der Fontaneschen Rezensionen an die seinerzeit im Umlauf befindliche ironische Deutung von Fontanes Initialen „Th. F.“ als Theater-Fremdling.

über die jener herzlich gelacht hätte.² Wohl zustimmend, wie es auch in einem Brief an Mathilde von Rohr aus dem Jahr 1872 anklingt: „Das Theater, das mich in letzter Zeit vielfach in Anspruch nahm, macht mir Leid und Freud. Es hat viel Amüsantes, auch menschlich Interessierendes, ist und bleibt ein Bildungsmittel, . . . , andererseits fühl ich, daß ich für eine solche Beschäftigung zu alt bin. Das müssen junge Leute tun, oder *solche* alten, die ihr ganzes Leben diesem Theaterkram gewidmet haben.“³ In dieser Distanz, die mit einem sich Fremdfühlen einherging, lag auch eine Wertung des Theatergeschäfts, die besonders dort mitschwingt, wo der Verfasser von Kriegsbüchern und allerlei Historischem, so Fontane in dem Brief, „die Richtigkeit dessen, was mir meine Frau vorgestern sagte“, bestätigte: „es ist nicht ganz deiner würdig.“⁴ Dergleichen Einwände hatte der sich erstaunlich rasch etablierende Lindau beileibe nicht. Gar nicht veranlagt, in einer betrachtenden Pose zu verharren, stieg er in die Theater- und Pressewelt der Gründerhauptstadt und verzeichnete dort Sieg auf Sieg.

Wie verhielten sich diese beiden Kritiker zueinander? Welches Verhältnis zeichnete sie zum gemeinsam auf der Bühne erlebten Geschehen aus – und: liegt möglicherweise etwas Typisches in der Tatsache begründet, daß ein Lindau neben und ‚über‘ einem Fontane das Kritikerbild der ersten beiden Jahrzehnte neu gewonnener staatlicher Einheit bestimmt? Die Nachwelt hat längst ihr Urteil gefällt: Fontanes Ruhm ist unbestritten, und Lindau ist vergessen. Die Literaturgeschichte vermerkt Paul Lindau hauptsächlich als Verfasser von Berlin-Romanen. Bemüht man sich jedoch, die Situation nach 1871 aus ihren vielfältigen Verflechtungen heraus zu erfassen, dann stößt man auf Fakten, die das Zeitbild um einige Akzente erhellen. Lindau als Starkritiker ist ein solcher Fakt. Das moderne Wort scheint angemessen. Seine Kritiken, um Aufsehen bemüht, erregten Aufsehen. Was er schrieb, war nicht selten in kurzer Zeit stehende Redewendung. Ein Verriß von ihm – Grund genug mitzuverreißen. Ein Theaterautor, von ihm öffentlich dem Spott preisgegeben (zu Recht oder nicht, sei dahingestellt), hatte zweifelsohne Mühe, sein nächstes Stück an einem der Berliner Theater unterzubringen. Kurz, wo Fontane sich nicht ohne Qual mühte, der Sache das Wort zu leihen und seiner Tätigkeit keinerlei macht- ausübende Funktion beimaß, da eignete sich Lindau, nicht ohne Sympathie zu erwecken, diese Macht an – und verfügte über sie. Dazu später!

Ein vergleichender Blick auf die Ereignisse der gemeinsam erlebten Theaterabende bietet sich an, wobei freilich eine Unterscheidung im Charakter der Publikationsorgane hervorgehoben werden muß. Die Vossische Zeitung, mit der Fontane vertraglich verbunden war, hatte als Tageblatt das Ressort der Theaterkritik anders zu versorgen als die weitaus überregionaler orientierte GEGENWART, die wochenweise erschien. Hinzutritt das angesprochene Publikum – bei der „Vossin“ ein bildungsbewußtes, das durchaus auch einen traditionsvermittelten Liberalismus repräsentierte, bei der GEGENWART ein breiteres, in seiner sozialen Gebundenheit divergierendes. Anlage und umgesetzte Konzipierung spekulierten mit einer freisinnigen Leserschaft, die der Gründerzeit durch ihre Sozialumschichtungen verpflichtet war. Wo Fontane brennpunktartig

belichten mußte und ein Kurzurteil zu fällen hatte, konnte Lindau im hauseigenen Blatt ziemlich souverän mit Platz und Umfang wirtschaften.⁵

Am 7. März 1874 versammelten sich Publikum und Kritiker vor der „ersten Bühne des Landes“⁶, um Ernst Wicherts Stück „Die Realisten“ zu begutachten. Für Lindau wie für Fontane handelte es sich um ein schwaches Stück. Darin waren sich beide bei ihren gewiß nächtlichen Überlegungen einig. Hervorhebenswert ist die unterschiedliche Akzentuierung. Die Grundidee des Stückes – ein „amerikanischer“ Onkel, der deutsch-idealistisch nach Amerika auszog und unverändert gesinnt zurückkehrt, um nun dort die Verwandtschaft in ein „realistisch gewordenes Völkchen“⁷ verwandelt vorzufinden – veranlaßt Fontane zum Lob. Aber er schließt daran die Frage, woher das Gefühl der Nichtbefriedigung käme, um den Grund gleich zu benennen: „Der Verfasser hat sich darin der Mode nachgehend viel, viel häufiger die Frage vorgelegt: ‚Wirkt es komisch?‘ als die Frage: ‚Ist es wahr?‘“⁸ Der Kritiker Theodor Fontane ist dort unzufrieden – und diese Unzufriedenheit nimmt mit den Jahren zu, um auch immer verdrießlicher ausgedrückt zu werden –, wo Unwahres, Verfälschendes auftaucht, wo Wahrheit geopfert wird, um unmittelbaren Effekt zu erzielen. Komik ist für ihn, will sie echt sein und wirken, mit dem Wahren verknüpft, Paul Lindaus Gründe, dieses Stück von Wichert unbedeutend zu finden, wurzeln ebenfalls in Grundelementen seiner kritischen Wertungskategorien, deren Existenz übrigens Fontane später bezweifeln wird. „Wichert“, schreibt Lindau in seiner Kritik, „gibt sich mit der Exposition niemals viel Mühe.“⁹ Damit vernachlässige er das Wesen eines jeden Theaterstückes. Die Wirkung bleibt aus. Ehe jedoch dieses Urteil gefällt ist, nutzt Lindau jede sich bietende Gelegenheit, um zwei seiner Fähigkeiten in ein profitables Licht zu rücken. Er belehrt das Publikum mit schnoddriger Souveränität über den verfälschten Inhalt des verwendeten Titels (nach dem Realismus das Gegenteil von Idealismus sei, und zwar häßlich, was Lindau zu Recht ablehnt) und bedient die mittlerweile auch kräftig genährte Erwartung seiner Leser nach Heiterkeit. Die Rezension schließt beispielsweise mit den für den Autor schmerzlichen, den Leser aber belustigenden Sätzen: „Wichert sollte wenigstens den Titel seines neuen Lustspiels ändern; am richtigsten wäre es freilich, wenn er das ganze Stück änderte.“¹⁰ Vier Jahre später wurden die Fronten in der Sache, die hier noch unterschwellig abgesteckt wurden, für den aufmerksamen Leser deutlich. Wieder waren es Grundbegriffe wie Wahrheit und Wirksamkeit, an denen sich die beiden Kritikergeister schieden – an denen nun aber auch Niveauunterschiede in der Urteilsbefähigung transparent wurden. Hugo Lubliner, der sich des Pseudonyms Hugo Bürger bediente, präsentierte im März 1878 sein Stück „Gabriele“. Die unerhebliche Geschichte zwischen einem Fabrikanten, seinem besten Mitarbeiter und seiner Tochter, die durch ein geplatzttes Geschäft mit vielen Verwicklung abläuft, ist für Fontane Anlaß, Grundsätzliches zu notieren. Im Bild eines Malers, der eine bloße Farbidee hat, die er zugunsten der Erkennbares fordernden Masse und damit der Form opfert, entblößt er das „Rezept“ Lubliners. „Alles, was uns hier geboten wird, ist ein auf Effekte hin konstruiertes, aber kein wirkliches Leben.“¹¹ Dem Rezensenten will es nicht gelingen, auch nur eine stimmige Szene

zu entdecken – stimmig, nimmt man die Wirklichkeit, die „Sache“ zum Maß¹². Überall stößt er auf Geschicklichkeit, die es übernommen hat, Unwahrscheinliches szenisch zu verknüpfen. Für Fontane ist Lubliners Stück Inbegriff einer allgemeinen Misere, nach der die Routine der Fabrikation dieses Stücktypus ihre Berechtigung verloren – und damit „präventios“ wirkt. „Und dagegen“, so die von Empörung nicht freie Stimme des Kritikers Fontane, „muß Front gemacht werden.“¹³ Selten hatten die Leser der Vossischen Zeitung ihren Rezensenten dermaßen aufgebracht erlebt. Hier sprach Fontane fast zum ersten Male sein Unbehagen an der Theaterkultur distanzlos aus und markierte damit die eigene Position. Was er registrierte, war Verfall, „Décadence“, – der sich in vordergründiger Affinität zu Sensationellem äußerte und, manifestierte er sich auf dem Theater, dazu angetan war, „das Wirrsal dieser Zeit zu mehren.“¹⁴ Und Lindau? Ihn verdrießt nicht, was Fontanes Kunst- und Wirklichkeitsnerv so empfindlich gereizt hatte. Er findet in Lubliners Stück *zuviel* Handlung, *zu-Stoffliches*, deren Verknüpfung und Lösung jedoch „scharfsinnig und geschickt“¹⁵ gelingt. Hauptmangel im „Zuviel“ sieht Lindau dort, wo Fontane dessen Existenz im Stück gänzlich bestreitet: im Tatsächlichen. „Allerdings scheint mir auch hier auf das Thatsächliche, auf das Stoffliche von Seiten des Verfassers zu großer Werth gelegt worden zu sein“, heißt es bei Lindau¹⁶. Doch für ihn sind diese Tatsachen bühnengerecht – so daß unter dem Strich nur wenig Negatives zu bemängeln bleibt. Die Schaltstelle der Differenz zwischen Fontane und Lindau wird kenntlich. Fast klingt es wie eine verzögerte Reaktion Fontanes auf Lindaus Lubliners Kritik, wenn er im gleichen Jahr an Wilhelm Hertz schreibt: „Lindau schreibt auch (Fontane vergleicht ihn mit Julian Schmidt – R.-G. B.) reizend und ist nicht ohne Grazie, aber es ist doch die Grazie einer Dame von der Opéra comique. Das Rot ist aufgelegt, um die Zeichen der Décadence zu verdecken.“¹⁷ Jahre später wird er in einem Brief an seine Frau (das Private der Äußerung in seiner Nicht-Öffentlichkeit erscheint notwendig zu betonen) das Unterhaltliche Lindauerscher Schreibweise wiederholt bekräftigen, seine Kritikerbefähigung jedoch völlig in Frage stellen: „Lindau hat gar keine Kritik ... in der Hauptsache trifft er den Nagel nie auf den Kopf ... Er ist nicht Kunstschlosser, sondern Tapezier.“¹⁸

Weit gefehlt, wer nun vermutet, daß Fontanes Beziehung zu Lindau eine ablehnende gewesen wäre. Erstaunlich unverhohlen bekannte er sich zu ihm, wenngleich ihm nicht daran gelegen war, nähere Kontakte zu der weltmännisch aufgezogenen Gruppe um Lindau zu knüpfen. Verwerflich wollte er diese Welt von Herzögen, Dichtern und Schauspielerinnen nicht finden.¹⁹ Relativ früh (1872) war es zwischen beiden zu einem Briefaustausch gekommen, in dessen Verlauf Fontane besonders die GEGENWART und ihren Redakteur zu loben wußte. Paul Lindau hatte offensichtlich den ersten Schritt auf Fontane zu getan, wobei ihm sicher das Amt des Redakteurs Pate gestanden hatte. Nicht zuletzt verdankte die GEGENWART ihren Erfolg den Bemühungen zahlreicher Schriftsteller, Lindaus Projekt auch aus Eigeninteresse zu fördern. Das Bewußtsein, man brauche einander, setzte sich rasch durch. In seiner Entgegnung lobte Fontane Seiten an Lindau, die ihm Jahre später gänzlich abgesprochen wurden:

„geistige Durchdringung des Gegenstandes, Vorurteilslosigkeit, Witz und Stilgefühl.“²⁰ Außer dem Witz, freilich meist an unpassender Stelle, wollten die Lindau-Gegner gerade die drei anderen Fähigkeiten bei ihm nicht entdecken. Für sie wurde Paul Lindau zur Symbolfigur einer Kunstkritik, die sich an zwei Größen orientierte – am finanziellen Erfolg und am niedrigen Genuß. Fontane ging hingegen von seiner wohlgesonnenen Grundhaltung nie ab, obwohl er sich über Lindaus Redakteurs-Schwächen völlig im klaren war.²¹ Dessen generöse Souveränität im öffentlichen und privaten Umgang dürften Fontane sogar Spaß bereitet haben.²²

Paul Lindau, nun mittlerweile eine Berliner und überregionale Berühmtheit, hatte sein Glück nicht nur als Journalist und Herausgeber gesucht. Bereits vor seinem Berliner Start war sein erstes Stück – „Marion“ – entstanden, das Heinrich Laube in Leipzig sogar inszenierte. Dem folgten in zügiger Reihenfolge zahlreiche weitere Stücke. Hatte er als literaturorientierter Presseemann, der eine Dissertation über Molière verteidigt hatte, eine Lanze für das französische „Demimonde“-Stück gebrochen, das durch seine Pointiertheit und latente (oder auch offene) Sozialanspielung theatralische Effekte erzielte, so war er natürlich auch als Theaterdichter bemüht, dem französischen Vorbild ein deutsches Pendant zur Seite zu stellen. Selten vermischten sich Leistung und Verlust derartig charakteristisch wie bei diesem Stücktyp. Ohne Zweifel war er geeignet, die Langweile und unbeholfene Schwerfälligkeit deutscher Stücke um das Jahr 1871 zu unterlaufen und das Publikum zu gewinnen. Auf der anderen Seite unterlag diese Technik des „Machens“ dem Verschleiß in einem ungewöhnlich hohen Tempo. Was Fontane an Hugo Lubliner kritisierte (später wird er den Ausdruck Szenenaneinanderreihungskunst dafür finden), resultierte aus der Verselbständigung und Priorität einer solchen Stückfabrikation. Freilich: Lindaus Start konnte ihn kaum dazu veranlassen, diese Richtung zu verwerfen. Erfolg gibt recht. Und beinahe vorbehaltlosen Erfolg hatte Lindau bis zu jenem Zeitpunkt, da er ein Stück einstudieren ließ, das eben diesen Titel trug: „Ein Erfolg“. Der etwas übellaunige Spaß, Parodien seiner Berliner Journalistenkollegen auf der öffentlichen Bühne paradiere zu lassen, wurde zum Anlaß der ersten Anti-Lindau-Attacke. Man blies zur Jagd auf Lindau, den „frivolen Fuchs“.²³ Mit beeindruckend auffallender Gebärde versuchte man, den „Großmogul“²⁴ der modernen Kritik vom Sockel zu stoßen, ohne jedoch dabei die Wurzeln seiner Macht aufzudecken. Wo diese Wurzeln möglicherweise liegen könnten, offenbarte der an dieser ersten Angriffswelle nicht schuldlose Lindau selbst, als er seinen zornigen Kritikern per GEGENWART und damit sehr öffentlich Rache schwor! Was die Öffentlichkeit solchermaßen zwischen Pro und Kontra hin- und herwarf, beunruhigte Fontane nicht sichtlich. Sein Bild, das er von Lindau scharfsichtig zusammensetzte, zeichnete sich durch wenige Wandlungen aus. Er vermochte die öffentliche Rolle, die Lindau nun einmal spielte, als Zug der Zeit zu begreifen und den Kunstwert seiner Stücke (und später der Romane) unbeeinflußt zu erfassen. Auch dessen Nicht-Vorhandensein. Als in den achtziger Jahren Paul Lindau durch die Sprecher der naturalistischen Bewegung auf die Anklagebank gesetzt wurde²⁵ und der Anstiftung zum deutschen Theater- und Kulturverfall

für schuldig erklärt wurde, sah Fontane keinen Grund, sich zu den Richtern zu gesellen. Wo alle Welt in Lindau bereits *den* Drahtzieher hinter den Theater- und Pressekulissen vermutete, da zögerte Fontane nicht, Lindau persönlich seiner Sympathie zu versichern.²⁶ Vergleichbares gilt von Fontanes Urteil über Lindaus Stücke. Ihm kam es nicht in den Sinn, in Lindaus Stücken den Prototypus des banalen Konversationsstückes zu brandmarken. Ganz im Gegenteil entdeckte er in ihnen einen wesentlichen Vorzug gegenüber der Durchschnittsware, die in den siebziger Jahren den dafür offenen Markt überschwemmten. Er ging soweit, daß er die Vermutung öffentlich aussprach, warum Lindau seinen Theater- und Journalisten-Konkurrenten – er selbst zählte sich nicht zu dieser Schar! – um das entscheidende Quentchen voraus war: „Nicht deshalb, wie seine Gegner behaupten möchten, weil er dem frivolen Zug unserer Zeit entgegenkommt (. . .), auch deshalb nicht, weil er witzig, schlagfertig und voll guter Einfälle ist, sondern vielmehr deshalb, weil er über zwei Eigenschaften verfügt, die namentlich in ihrer Vereinigung keineswegs häufig angetroffen werden: gute ästhetische Schulung und bon sens.“²⁷ Zweifel über deren eigentliche Qualität und Leistungsfähigkeit hatte er nicht. Gegenüber anderen Stücken vergleichbarer Anlage zog er sie vor, denn sie zeichnete eine weiter verstandene Aufgabe und Idee aus. Für ihn reduzierten sie sich so nicht auf kurzatmige Unterhaltung. Im ganzen gesehen – und da dürfte das Urteil aus dem Jahre 1888 Verbindlichkeit beanspruchen – waren es seiner Meinung nach „Tendenzstücke von der milderer Observanz“.²⁸ Hinsichtlich der ganzen Richtung, in deren Verlauf, wie Fontane nicht müde wurde zu beobachten, die Wahrheit aus der Kunst verschwand, stand sein Urteil aber fest. Seine aufatmende Begrüßung Gerhart Hauptmanns beinhaltete so gesehen auch eine Aburteilung des theatralischen Vorfeldes, dessen *Übergangsstadium* allein die Dürftigkeit milderte.

Die Nüchternheit, mit der Fontane Paul Lindau einschätzte und die souveräne Freundlichkeit, die sein Verhältnis zu ihm bestimmte, haben ihre Quellen in Fontanes einsichtigem und erprobtem Verständnis des Presse- und Theaterwesens. Im Gegensatz zu den meisten Zeitgenossen stellte er sich nicht gegen eine Entwicklung, die seines Erachtens notwendigerweise ablief. Person und Sache zu verwechseln verbot ihm sein geschulter Blick. Dazu war er über Jahrzehnte hinweg distanziert Beteiligter und Abhängiger dieses Prozesses. Wo jedoch direkter Kunstsinn und unvermitteltes Wirklichkeitsverständnis im künstlerischen Schaffensprozeß gefragt waren, gab es für ihn im wesentlichen kein Pardon. Als Paul Lindau die Naturalisten diskriminierte – bekannt ist seine Bemerkung, wo die Seife aufhöre, gehe die Sonne der Naturalisten auf, die er anlässlich Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ (1889) machte –, reihte sich Fontane in die schmale Gruppe derer, die die neue Entwicklung auf dem Theater begrüßten. Man sah sich im Parkett der FREIEN BÜHNE – Lindau wie Fontane zählten zu den eingetragenen und zahlenden Mitgliedern, die nur an den Aufführungen teilnehmen konnten – wieder, doch die partielle Gemeinsamkeit der ersten Jahre war verloren. Die Wurzeln dieser unüberbrückbaren Sachdifferenz sind, wie es die erwähnten Kritiken (die fast beliebig zu vermehren wären) belegen, bereits in den siebziger Jahren zu suchen.

Zu vermuten steht, daß die Sympathie Fontanes (in einem Brief spricht er von dem *Tendre*, das er für Lindau habe²⁹⁾ für den Herausgeber der *GEGENWART* nicht zuletzt auch mit dessen erfolgreich geführten Zeitschriften und ihrem „Geist“ zu tun hatte. *NORD UND SÜD* – 1877 gegründete Monatszeitschrift, die bevorzugt belletristische und essayistische Arbeiten publizierte – z. B. hatte Fontanes Anerkennung durch ihren „Ton“ und ihr „Publikum“, die „berlinisch, residenzlich, großstädtisch“³⁰ wären. Und für die *GEGENWART* galt öffentlich, daß sie neben dem *MAGAZIN FÜR DIE LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES* das vornehmste und angesehenste Blatt Deutschlands wäre.³¹ Ihm imponierte die Fähigkeit Lindaus, Zeitschriften zu publizieren, die nicht provinziell, engstirnig und schwerfällig waren. In Lindau fand er Vorzüge vereint, die auch Berlin von anderen Städten Deutschlands unterschied und hervorhob. Gelegenheit zu wirklichen Kollisionen gab es so kaum.³² Feinsinnigkeit und Akribie, mit der Fontane größte Unterschiede in der Beurteilung dramatischer Unternehmungen artikulierte, konnten Lindau wenig berühren. Die Geschosse, die er mittlerweile abzuwehren hatte, wiesen ein wesentlich anderes Kaliber auf. Fontane zeigte wenig Lust und Neigung, sich am Kesseltreiben zu beteiligen, das 1890 gegen Lindau begann. Seine auch persönlich begründete Zuneigung zu der Lindauschen Lebensart im Bild der Großstadt überwog die Abneigung, die in ihm dessen lärmende Öffentlichkeit und Geschäftigkeit erregte. Der Skandal, der 1890 um Lindau entbrannte, war jedoch bemerkenswert, da in ihm erste Resultate der fortschreitenden Kapitalisierung der bürgerlichen Presse öffentlich aufgedeckt und diskutiert wurden. Paul Lindau, bereits vorsichtig um Rückzug bemüht, entging der Schlachtbank nicht, auf die ihn seine Gegner nicht völlig zu unrecht haben wollten. Fast zwanzig Jahre hatte er, umstritten und geliebt, eine Entwicklung gefördert, war auf ihrer Woge geschwommen, die ihn nun unterspülte. Der Fall an sich war banal. Lindau war ein Verhältnis mit einer Schauspielerin eingegangen, das diese 1889 mit dem Anspruch löste, selbst künstlerisch produktiv zu werden. Lindau reagierte umgehend und forderte sie auf, binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen, und versprach, ihr an einem anderen Theater ein Engagement zu verschaffen. Als sie ablehnte und versuchte, in Berlin ein eigenes Stück unterzubringen oder als Schauspielerin fest angestellt zu werden, wußte Lindau das zu vereiteln. Ihre Anstrengungen prallten an Lindaus Bekanntheit und der Angst der Branche vor Lindaus Zorn ab. Sie wandte sich an Franz Mehring, und er deckte daraufhin ein Beziehungsgeflecht auf, in dem die Öffentlichkeit Presse, Theater und Kapital verknüpft sah. An Paul Lindau wurde exemplifiziert, was eine umfangreiche Kapitalisierung der kulturellen und journalistischen Bereiche war.³³ Lindau mußte gehen. Fontane bedauerte den Verlust eines interessanten Journalisten und hatte sich in relativ kurzer Zeit den Fall zurecht gelegt, wie er sich ihm darstellte. Blieb es in einem Brief an seinen Sohn, Friedrich Fontane, noch bei einem Bonmot³⁴, so regte ihn Georg Friedlaender zu einer umfassenden Meinungsäußerung an. Fontane mißbilligte Lindaus Verhalten hinsichtlich der angedrohten „Ausweisung“. Er mißbilligte gleichermaßen die Tatsache, daß sich der Verein *BERLINER PRESSE* vor Lindau stellte. Daß die

Vossische Zeitung zu der ganzen Geschichte schwieg, erschien ihm das Vernünftigste. Und: er beklagte den „Gesamtzustand“ der Presse, „der bei dieser Gelegenheit klar zu Tage getreten ist.“³⁵ Ihm kam es darauf an, dem Briefpartner und Freund die Trennung zweier Bereiche kenntlich zu machen, die in der öffentlichen Auseinandersetzung vermischt wurden. Was den „lebemännischen Standpunkt“ anbelangte, war für Fontane die Angelegenheit unerheblich. Die journalistische Seite jedoch beunruhigte ihn. „... (J)ournalistisch-moralisch angesehen, empfängt man allerdings einen schmerzlichen Eindruck und sieht an einem wahren Musterbeispiel demonstriert, daß alles Schwindel, Clique, Mache ist. ‚Was gemacht werden kann, das wird gemacht.‘“ Der allgemeinen Entrüstung skeptisch gegenüberstehend, hatte Fontane über deren Ursachen weniger Zweifel als manch Empörter: „Die Reputation, die Lebenserfolge, Ruhm, Ansehen, Gewinn – alles wird durch eine Gruppe von Personen bestimmt, die sich durch verschwiegenen Händedruck ‚zusammengefunden‘ haben und ihr Chef ist Lindau. Diesen Zustand“, schloß er, „finde ich nicht schön, aber es ist *überall* dasselbe Prinzip: Ausbeutung.“³⁶ Damit rückte er – übrigens bemerkenswerterweise bis in Begriffliche – einer Lagebeurteilung nahe, die von einer Partei vorgelegt wurde, zu der Franz Mehring durch diesen Fall endgültig entschlossen überwechselte: der deutschen Sozialdemokratie. Natürlich war Fontane weit davon entfernt, Mehring auf diesem Wege weiter zu folgen. Überdies hatte der in seiner zweiten Schrift zum Fall Lindau – „Kapital und Presse“ – in der Sache nicht ganz gerechte Äußerungen über Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen“ fallen lassen, die wenig dazu angetan waren, eine Beziehung zwischen den beiden aufzubauen.³⁷

Als Paul Lindau Berlin verließ, um vorübergehend Reklame-Novellist für die amerikanische Überlandbahn zu werden, hatte Fontane sein Rezensentenamt mit dem dazugehörenden Parkettplatz seinem Nachfolger schon übergeben. Der Blick, den er Lindau nachwarf, war nicht frei von einer gewissen Wehmut, die in Briefen den Freunden gegenüber auch ausgesprochen wurde. Für ihn schloß sich zeitlich mit Lindaus Fall auch das eigene Theaterkapitel, das ihn erst kurz vor dem Tod noch einmal beschäftigen sollte. Die zwanzig Jahre Kritikertätigkeit überblickend, reflektierte er in dem geplanten Vorwort auch inhaltliche Schwerpunkte, um dabei sich auch noch einmal Lindaus zu erinnern: „Es waren die zwanzig Jahre, wo, Kleinerer zu schweigen, Gutzkow, Laube, Freytag mehr und mehr das Feld räumten und Gestalten auftraten, in denen sich ein Neues wenigstens ankündigte: Wilbrandt, Lindau, Wildenbruch.“³⁸

Anmerkungen

- 1 Paul Lindau, *Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze*. Leipzig 1871.
- 2 Paul Schlenther, Vorwort zu: Theodor Fontane, *Kritische Causerien über Theater. Die Londoner Theater*. In: Th. F.s *Gesammelte Werke*, II. Serie, Bd. 8, hrsg. von Paul Schlenther. Berlin 1904, S. V. Vgl. dazu auch: Theodor Fontane, *Autobiographische Schriften III/1*. Hrsg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin und Weimar 1982, S. 378 f. Hier führte Fontane das Sprachspiel auf seinen Urheber zurück: Adolf Glaßbrenner.

- 3 An Mathilde von Rohr, 30. März 1872. In: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Eriker. Berlin und Weimar 1980 (2., verbesserte Ausgabe), Bd. I, S. 376. (Im weiteren zitiert mit: Ausgewählte Briefe.)
- 4 Ebenda.
- 5 Paul Lindau gibt in der letzten von ihm redigierten Nummer der GEGENWART (Bd. 19, 1881, Nr. 39) in seinem Abschiedsgruß an die Leser 450 Aufsätze in rund 2000 Spalten an, die von ihm in den letzten zehn Jahren erschienen sind. Die Mehrzahl entstammte dem Bereich der Theaterkritik. Verständlicherweise kann auf den umfassenden Charakter der Fontaneschen Rezensionen hier nicht eingegangen werden. Er ist auch bereits weitestgehend wissenschaftlich gesichtet worden.
- 6 Zitiert nach Paul Schlenther, Vorwort zu Fontanes Theaterrezensionen (vgl. Anmerkung 2), S. VII. Schlenther nimmt damit eine Wendung auf, die Fontane häufiger gebrauchte.
- 7 Theodor Fontane, Causerien über Theater. Erster Teil. In: Th. F., Sämtliche Werke in 24 Bänden, Bd. XXII/1, München 1964, S. 331 (im weiteren zitiert mit: NFA und Band- und Seitenzahl).
- 8 Ebenda.
- 9 Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Bd. 5, 1874, Nr. 11, S. 174.
- 10 Ebenda.
- 11 NFA, XXII/1, S. 648.
- 12 Ebenda. Dort heißt es genau: „... und man wird schließlich verdrießlich oder auch mehr als verdrießlich, die beinahe beständige Verzerrung der Sache als die Sache selbst hinnehmen zu sollen.“
- 13 Ebenda, S. 653. In dem Zusammenhang vertieft Fontane den Hauptanlaß seiner Kritikerverstimmung: „Was aber schließlich ... den Ausschlag gibt (für den unerbittlichen Rezensententom – R.-G. B.), das ist die Sache selbst, das ist das aller Lebenswahrheit Abgewandte, das den charakteristischen Zug aller Hugo Bürgerschen Arbeiten bildet.“
- 14 Ebenda, S. 654. Fontanes Wertung – „Wir stecken bereits tief in der Decadence“ (ebenda, S. 653) – wird von ihm dergestalt charakterisiert: „... das Sensationelle gilt, und nur einem strömt die Menge noch begeisterter zu, dem baren Unsinn.“ Ebenda, S. 653.
- 15 Die Gegenwart. Bd. 13, 1878, Nr. 10, S. 157.
- 16 Ebenda.
- 17 An Wilhelm Hertz, 24. November 1878. Ausgewählte Briefe, Bd. I, S. 454.
- 18 An Emilie Fontane, 27. Juli 1883. Ausgewählte Briefe, Bd. II, S. 108.
- 19 In Fontanes autobiographischen Entwürfen, die seine Beziehung zu Paul Lindau beschreiben, rückt er diesen Zug der Lindauschen Gesellschaftsfähigkeit in den Rang sozialer Bedeutsamkeit, der für ihn, wie es an anderer Stelle heißt, signalisierte, „daß ich hier eine neue Zeit anbrechen sah.“ Christa Schultze hat dankenswerterweise diese Erinnerungen Fontanes kommentierend publiziert in: Fontane-Blätter, Bd. 4, 1977, Heft 1. Da diese Textedition die der NFA, Bd. XXI/2, S. 230 ff. vervollständigt, wird sie hier zum Zitatnachweis verwendet. Aus der reflektierten Erfahrung, daß Fontane durch Lindaus öffentliche Reputation das Heraufziehen einer „neue(n) Zeit“ (Fontane-Blätter, Bd. 4, 1977, Heft 1, S. 45) erkannte, sind Rückschlüsse ziehbar. Man hört beispielsweise unverkennbar den Ton der Anerkennung heraus, wenn Fontane von einer rasch improvisierten Runde für den Herzog von Meiningen berichtet, die Lindau realisierte: „Das Interessante bleibt die einfache Tatsache einer solchen Gesellschaft: ein regierender Herzog, nächster Anverwandter des kaiserlichen Hauses, meldet sich mit seiner Familie bei einem Schriftsteller und spricht dabei den Wunsch aus, einiges von der Berliner Künstler- und Dichterschaft kennen zu lernen: und in zwei Stunden wird die Sache gemacht und geschickt und gefällig durchgespielt. Hier lag überhaupt die soziale Bedeutung Lindaus ... Er eroberte ihnen (den Schriftstellern – R.-G. B.)“, schließt Fontane diese bemerkenswerte Betrachtung, „eine Position, die sie vorher nie gehabt hatten, indem er jahraus, jahrein Personen bei sich sah, die der höchsten gesellschaftlichen Sphäre angehörten.“ Ebenda, S. 53.
- 20 An Paul Lindau, 14. Juni 1872. Ausgewählte Briefe, Bd. I, S. 377.
- 21 Der bereits erwähnte Lindau-Aufsatz (er galt übrigens der Erinnerung an Paul und Rudolf Lindau, wobei Ch. Schultze zu recht feststellt, daß die künstlerische Nähe zu Rudolf L. jene zu Paul L. bei weitem übertrifft), der erst nach Fontanes Tod zur Publikation kam, öffnet da freilich ein grelles Licht auf Fontanes Einstellung zur GEGENWART, das an anderer Stelle nicht belegbar ist: „Er (Paul Lindau – R.-G. B.) redigierte sie, wie wenn die Welt nur aus der Familie Lindau, aus der Bühne, königlich oder nicht-königlich, die gerade sein neuestes Stück gab und aus der Thiergarten-Straße bestünde. Er kannte nur“, notiert Fontane, nicht eingeschränkt durch vorgelagerte Ressentiments oder Bedenken, „seine literarischen, finanziellen und gesellschaftlichen Interessen.“ (Fontane-Blätter,

- a. a. O., S. 46). Mit der Kritik stand Fontane theoretisch in der naturalistischen Anti-Lindau-Front, die sich zu Beginn der achtziger Jahre formierte. Theoretisch – denn praktisch kam es zu keiner gemeinsamen Aktion, da Fontane den Schritt in die Öffentlichkeit für der Sache unangemessen hielt.
- 22 Vgl. dazu ebenfalls den Erinnerungsaufsatz in den Fontane-Blättern, besonders S. 41 und 45. Bezeichnend heißt es auch in einem Brief an Paul Heyse (datiert vom 1. April 1884): „Gestern machte ich einen Besuch bei Professor Lazarus (er ist in Leipzig) und hörte neben anderem auch von einem Dejeuner, das er, Lazarus, vor zwei, drei Tagen bei Lindau mitgemacht hatte. Nur Herzöge (regierende und nicht regierende), Grafen, Botschafter und als kleinste Nummer der griechische Gesandte, der hier wegen seiner Lyrik und seiner fragwürdigen Chemisen gleich berühmt ist. Aber warum ist man nicht Lindau? Weil man ein Schaf oder ein Biedermeier ist, was so ziemlich dasselbe bedeutet.“ In: Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse 1850–1897. Hrsg. von Erich Petzet. Berlin 1929, S. 155. Ähnliches formulierte Fontane auch an Georg Friedlaender. Am 2. März 1886 erinnert er sich an eine zurückliegende Begegnung mit Lindau: „Lindau sagte vor zehn Jahren mal zu mir: ‚Udo Brachvogel (aus New York) war heute bei mir; er sagte mir, drüben spräche man nur von zwei Menschen, von Bismarck und mir (Lindau).‘ Das klingt toll . . . Aber ich bin wie von meinem Leben überzeugt, daß es richtig war. Die gräßliche Bescheidenheitskomödie, die wir ständig führen müssen, schafft mehr Unwahrheit in die Welt, als wenn man flott drauf los renommierte oder wenigstens sich daran gewöhnt, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.“ In: Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedlaender. Herausgegeben und erläutert von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954, S. 30.
- 23 Albert Hahn, Ein Mann unserer Zeit. Paul Lindau. Berlin o. J. (vermutlich 1874/75), S. 4. Fontane übrigens bezeichnete Lindaus Stück „Ein Erfolg“ nach der Premiere als „des Dichters beste Arbeit.“ Es ruhe „auf einem durchaus harmlosen Fundament“, und „(n)ur die hochgehenden Wellen der Partei konnten das für ruhige Fahrt gebaute Boot bei seinem ersten Auslaufen mit Untergang bedrohen . . .“ In: NFA, Bd. XXIII/1, S. 443.
- 24 J. Fisahn, Paul Lindau als Kritiker und das Theater. Liegnitz 1876, S. 3.
- 25 Julius und Heinrich Hart z. B. widmeten den zweiten KRITISCHEN WAFFENGANG Paul Lindau, um ihn dort der zersetzenden Wirkung auf die deutsche Kulturszene zu bezichtigen. In: Kritische Waffengänge, Heft 2 (Offener Brief an den Fürsten Bismarck. Paul Lindau als Kritiker. Für und gegen Zola.) Leipzig 1882. Indem sie gegen die „Feldherrnstelle in der Literatur (ebenda, S. 12) die Waffen zogen, räumten sie dem „Irrlicht Lindau“ (ebenda, S. 10) jedoch auch ein, daß er, „die Rolle eines modernen Nikolai“ (ebenda) hätte spielen können.
- 26 Vgl. dazu: an Paul Lindau, 15. Dezember 1888. Ausgewählte Briefe, Bd. II, S. 212 f.
- 27 NFA, Bd. XXII/1, S. 482. Schon hier wählt Fontane die wertende Bezeichnung „dramatische Tagesliteratur“ (ebenda), die ihn jedoch nicht beunruhigt, solange sie sich nicht als mehr ausgibt. Das Lob gilt Lindaus „ästhetisch-taktvolle(r) Steuermannskunst“ (ebenda), die darüber hinweg tröstet, „wenn er sich auch nicht auf das Amerika des Kolumbus versteht“, denn „auf das Ei des Kolumbus“ „versteht er sich doch.“ (Ebenda, S. 483).
- 28 NFA, Bd. XXII/2, S. 543. Das Wort fällt interessanterweise anlässlich der Rezension des gleichen Stückes: „Tante Therese“. Fontane nimmt den Vergleich Lindaus mit seinen Kollegen, sicherlich durch das Nachlesen der eigenen Rezension aus dem Jahr 1875 verursacht, erneut auf: „Der eigentliche Vorzug der Lindauschen Schauspiele vor denen seiner Mitstrehenden – unter denen die Mosersche Schule: Moser selbst, Lubliner, Francis Stahl, Heinemann obenan steht – ist aber doch der, daß er besser komponiert, das Ganze nie aus dem Auge verliert und alle hübschen Einzelheiten aus dem Stück heraus, mehr oder weniger natürlich, entstehen läßt . . .“ Ebenda, S. 542 f.
- 29 Das gesteht Fontane Guido Weiss in seinem Brief vom 14. August 1889. Ausgewählte Briefe, Bd. II, S. 228.
- 30 Ebenda, Bd. II, S. 50.
- 31 Ebenda, Bd. II, S. 70.
- 32 Selbst der keineswegs diplomatisch operierende Erinnerungsaufsatz, in dem Fontane alles andere als sanft mit dem GEGENWARTS-Redakteur umgeht, unterstreicht die Sympathie, die nur wenig relativiert wird durch die Bemerkung: „Paul Lindau hat nie die Feder für mich eingesetzt.“ (Fontane-Blätter, a. a. O., S. 41). Die Aussage konfrontierte er mit einer Aufzählung seiner, Fontanes, Arbeiten im bedachten Zeitraum. Eine Liste, die freilich dem GEGENWARTS-Redakteur ‚Bummelantentum‘ als das mindeste zu unterstellen beschaffen war!
- 33 Franz Mehring, zu jener Zeit Redakteur der Volks-Zeitung, versuchte zuerst, mit einer Notiz das öffentliche Interesse zu wecken. Als das wirkungslos verpuffte, publizierte er Briefpassagen aus Lindaus Briefen an die Schauspielerin Elsa von Schabelsky bzw. an deren Haushälterin. Damit war der öffentliche „Fall“

- da. Empörung auf beiden Seiten war die Folge und ein Skandal unvermeidlich. Anfangs gelang es Lindau mit Hilfe seiner langjährigen Freundschaften, die ihn mit den wichtigsten Mitgliedern des Vereins BERLINER PRESSE verbanden, den Kelch abzuwehren. Doch seine Versuche, augenfällig die Vielfalt seiner Beziehungen spielen zu lassen, führten zu den notwendigen Konsequenzen. Für Mehring war dieser Fall gleichermaßen folgenreich. Er erfuhr durch Lindaus Mittelsmänner diskriminierende Behandlung, verlor seine Stellung und mußte sich öffentlicher Denunziationen ausgesetzt sehen. Seine beiden Broschüren – „Der Fall Lindau“, Berlin 1890 und „Kapital und Presse. Ein Nachspiel zum Fall Lindau“, Berlin 1891 – gaben den Lesern ein eindrucksvolles Bild von dem Fall und seinen Folgen.
- 34 Er erinnert in diesem Brief (vom 11. September 1890 an seinen Sohn Friedrich) an den englischen Räuber John Turpin und dessen Grabschrift in London: „Hier liegt John Turpin; er wurde nie gehängt, wenn er geräubert hatte; – das einzige Mal, wo er nicht geräubert hatte, irrten sich die Richter und er wurde gehängt.“ In: Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. Hrsg. von Karl Emil Otto Fritsch. Zwei Bände. Berlin 1905, Bd. I, S. 238.
- 35 An Georg Friedlaender, 24. Oktober 1890. In: Th. F., Briefe an Georg Friedlaender, S. 137.
- 36 Ebenda, S. 137 f.
- 37 Mehring wirft diesem Buch Fontanes einen für das Jahr 1888 völlig unangemessenen Schluß vor – und findet es unrealistisch. Die positive Besprechung Paul Schlenthers sei nur allzu bezeichnend. Diese polemische Passage reihte Mehring unter die beziehungsvolle Absatzüberschrift: Zur Philosophie und Poesie des Kapitalismus. In: F. Mehring, Kapital und Presse, S. 119 ff.
- 38 Theodor Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. III/1, S. 365.

G. W. Field (Toronto)

Professor Cujacius, Turner und die Präraffaeliten in Fontanes ‚Stechlin‘ *

Es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, bis Kritiker dem Dichter Fontane ein tieferes Verständnis der schönen Künste zugestanden. Das negative Urteil Conrad Wandreys, daß Fontanes Interesse an Malerei „eine ihm wesensfremde Beschäftigung“¹ sei, setzte sich über zwei Generationen unreflektiert fort, bis eine revolutionäre Umkehr einsetzte, mit H.-H. Reuters *Fontane* (1968), der Erscheinung von Fontanes Aufsätzen zur bildenden Kunst,² und der Arbeit von Charlotte Jolles, die in „Fontanes Studien über England“³ Ruskin, den Verfechter Turners und der Präraffaeliten, als Fontanes „Lehrmeister“ beschreibt. Jolles sieht eine Verwandtschaft zwischen Fontane und Ruskin in dem ethisch-poetischen Charakter ihrer Einstellung zur Kunst. Über die Präraffaeliten schreibt Jolles: „Das Neue an ihnen war ihr Kunstprinzip der kompromißlosen Wahrheit“, und, wie Reuter angedeutet hat, ist „Wahrheit“ bei Fontane ein Grundprinzip seines Begriffs von Realismus in der Kunst.

Reuter behauptet: „Gleich Goethe war Fontane ein ‚Augenmensch‘“ (I, 329), und es war Reuter, der zuerst unsere Aufmerksamkeit auf Fontanes Gebrauch von Künstlern und Kunstwerken als Teil des thematischen Aufbaus

* Deutsche Fassung eines Vortrags, gehalten am 1. Juni 1983 anlässlich der Jahresversammlung der Canadian Association of University Teachers of German in Vancouver.

seiner Romane lenkte, wobei Reuter einen neuen Ansatz ins Leben rief, der seinen Höhepunkt in Peter-Klaus Schusters Buch⁴ fand, in dem er *Effi Briest* mit Hilfe von religiösen Gemälden als Widerspiegelung des Lebens, der Passion und der Himmelfahrt Mariä interpretiert. Schuster hat wohl seine These ein bißchen zu weit getrieben, denn die spielerische Effi und der ironisch distanzierte Fontane scheinen sich einer Deutung zu entziehen, die sich ausschließlich auf die bildlichen Darstellungen der Jungfrau Maria beschränkt. Der Gebrauch gewisser präraffaelitischer Bilder in *Effi Briest* läßt sich wohl eher mit Goethes ironisch thematischen Anspielungen in den „lebenden Bildern“ der *Wahlverwandtschaften* vergleichen.

Dieser Aufsatz befaßt sich nicht mit der neuen Einstellung gegenüber Fontane als Kunstkritiker, sondern versucht zu zeigen, wie Fontane in den Teppich seines letzten vollendeten Romans Hinweise auf gewisse Gemälde möglicherweise hineingewebt hat, die er sich vierzig Jahre vorher in England angesehen und dann beschrieben hatte. Wie D. C. Riechel dargestellt hat, „umfaßt dieser Roman die Kunstgeschichte vom Mittelalter bis zum späten 19. Jahrhundert ... von Giotto und Memling bis Raffael, Tizian und Tintoretto, bis Rubens, Ruysdael und Hobbema, bis Watteau, Benjamin West und Turner, bis Cornelius, von Schwind, Böcklin und Millais (um Millet nicht zu vergessen, und ein Porträt von Jenny Lind)“.⁵

Der Kunstprofessor Cujacius ist vielleicht eine weniger denkwürdige Gestalt im Vergleich mit dem germanisierten polnischen Musiker Dr. Wrschowitz, der immer bereit ist, Kunst und Kritik mit Revolution zu verbinden: „Erst muß sein Kunst, gewiß, gewiß, aber gleich danach muß sein Kritikk. Kritikk ist wie große Revolution. Kopf aus Prinzipp. Kunst muß haben ein Prinzipp. Und wo Prinzipp is, is Kopf ab.“⁶

Diese Worte entstehen in einem politischen Zusammenhang, nämlich im Gespräch über die „Malkontenten“, die „Frondeurs“, die sich um den Prinzen Heinrich von Rheinsberg gruppierten, während der Herrschaft seines Bruders, Friedrich des Großen (V, 133). Durch Wrschowitz wirft Fontane ein ironisches, oft parodistisches Licht auf das große Grundthema des Romans, nämlich die Krise in der politischen und sozialen Ordnung eines von Preußen übernommenen Deutschlands in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, wo revolutionäre Drohungen hinter den Kulissen lauern. Gibt es überhaupt eine mögliche Rolle für die preußischen Junker im Verband mit der Hochkonjunktur der Hohenzollern und der Großindustriemagnaten des Rheinlands? Werden die unvermeidlichen Änderungen revolutionär oder evolutionär vonstatten gehen? Wenn alle Konservativen der „Petrefakt“ Domina Adelheid ähnelten, oder den dekadenten Aristokraten wie z. B. dem Edlen Herrn von Alten-Briesach und seinen Vertrauten, so wäre die Notwendigkeit eines absolut revolutionären Kehraus klar. Aber Fontane bringt immer wieder andere Perspektiven, und, *obwohl* er die gefährliche politische Lage schildert, gibt er nie eine eindeutige Antwort. Wenn der Roman überhaupt eine Antwort andeutet, so liegt sie in der Hoffnung auf Ausgleich, auf Anpassung und auf Fortschritt mittels Opfer und Evolution. Die chthonischen Tugenden des alten Stechlin

spiegeln sich wider in denen des weltgewandten früheren Diplomaten, des Grafen Barby. Der Tod des alten Stechlin bedeutet nicht notwendigerweise das Ende der alten Ordnung, oder dessen, was daran erhaltenswert war. Der junge Woldemar von Stechlin und die zuverlässige Armgard können wohl nicht nur den Namen Stechlin weiterführen, sondern auch die Tugenden des Alten: Unabhängigkeit, Ehrlichkeit, Liebe und Pflichtgefühl. Hinzu kommt noch das Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft, daß Lorenzen in Woldemar wachgerufen hat und welches Armgard durch ihren zum Teil schweizerischen Hintergrund und ihre Erziehung in England schon besitzt.⁷

Walter Keitel deutet darauf hin, daß der Name des Kunstprofessors Cujacius von dem bekannten französischen Juristen des sechzehnten Jahrhunderts herkommen mochte (V, 953). Mir scheint es eher wahrscheinlich, daß Fontane den Namen aus Heines *Harzreise* aufgefischt habe, wo Cujacius unter den Göttinger Professoren genannt wird, obgleich „manche noch gar keinen Namen haben“ (Kap. I). In Heines Traum (oder Nachtmahr) von Göttingen begleitet der geheime Justizrat Cujacius die Riesenfrau Themis, die mit Schwert und Waagschale die Gerechtigkeit symbolisiert. Für den Leser, der des Hinweises auf Heine gewahr wird, werden die ironischen Züge der Fontaneschen Cujacius-Gestalt erhöht.

Nach seiner Rückkehr von seiner „Mission“ nach England lernt Woldemar Professor Cujacius bei den Barbys kennen, und diesem drückt er sein Bedauern darüber aus, daß er die Werke der Präraffaeliten in England versäumt habe (V, 237). Der Malerprofessor lacht höhnisch, indem er diese Kunstbewegung verschmäht: „Ein überwundener Standpunkt“; und dann fährt er fort, eine Ausnahme im Fall Millais zu finden (hier wollen wir die Verlegenheit Woldemars übergehen, der den französischen Millet mit dem englischen Millais verwechselt hat):

Denn das Präraffaelitentum ... trug damals einen Zukunftskeim in sich; eine große Revolution schien sich anbahnen zu wollen, jene große Revolution, die Rückkehr heißt. Oder wenn Sie wollen Reaktion. Man hat vor solchen Worten nicht zu erschrecken. Wörter sind Kinderklappen ... Er und seine Schule verfelen in Exzentrizitäten. Die Zucht ging verloren, und das straft sich auf jedem Gebiet ... Es gibt nur ein Heil: Umkehr, Rückkehr zur keuschen Linie ... denn mit den richtigen Linien in der Kunst sind auch die richtigen Formen in der Gesellschaft verloren gegangen. (V, 238–9)

Hier stehen wir am Kern des Romans: beim Problem von „alt und neu“, erfolgreicher oder mißglückter Anpassung an eine neue Epoche. Auf einem Niveau scheinen also die Worte Cujacius' auf das moralische und politische Thema hinzuweisen. Jedoch, nachdem Cujacius sich verabschiedet hat, teilt Melusine Woldemar mit, daß, obwohl sogar seine Feinde zugeben, daß Cujacius „ein hübsches Talent habe“, etwas Problematisches dieses „Talent“ und diese „Tradition“ umwitterte:

Einer seiner Richtungsgenossen ... fragte mich erst neulich voll ironischer Teilnahme: „Steht denn Ihr Cujacius immer noch in der

Tradition?“ Und als ich ihm antwortete: „Sie spötteln darüber, hat er denn keine?“, bemerkte dieser Spezialkollege: „Gewiß hat er eine Tradition, und das ist seine eigene. Seit fünfundvierzig Jahren malt er immer denselben Christus und bereist als Kunst-, aber fast auch schon als Kirchenfanatiker die ihm unterstellten Provinzen, so daß man betreffs seiner beinah sagen kann: ‚Es predigt sein Christus allerorten, ist aber drum nicht schöner geworden.‘“ (V, 241)

Als Künstler, als Ästhetiker — und als christlicher Mensch — wird Cujacius bis zum Zerrbild unterminiert. Aber selbstverständlich ist seine „Rückständigkeit“ ein Abbild derjenigen der „Petrefakt“ Domina und der ortsansässigen Herrschaften in Rheinsberg.

Vor seinem Abschied verspricht Cujacius, Woldemar eine Millais-Gravierung zu schicken: „Sir Isumbras‘, merkwürdige Schöpfung“ (V, 240). In einem Buch, das erst ein Jahr nach Veröffentlichung des *Stechlin* erschien, wird dieses Gemälde Millais' folgendermaßen beschrieben:

Sir Isumbras at the Ford ... is ... to the minds of some, the greatest achievement of the artist's Pre-Raphaelite days ... The picture represents a ford in the „north countrie,“ a wide, fair stream on the banks of which stands a typical peel tower. An aged knight in golden armour, riding home in the evening light, has taken up two children who have been gathering sticks, one before him and the other clinging behind ... the kindly thoughtful face of the old knight, serene in the twilight of life as the landscape in the afterglow of evening, and the varied expressions of the two children — ... the elder, a girl, safer in her place in front ... sits gazing at the kindly cavalier, with wonder and wave mingling in her expressive face.⁸

Ist das nicht eine bildhafte Apotheose von Dubslav, der sich dem Lebensende naht? Abend, Sonnenuntergang, Dämmerung, Nachglanz, Flußüberquerung: Das alles weist auf den Übergang vom Leben in den Tod. Könnte man in dem kleinen Mädchen ein verklärtes Porträt der kleinen Agnes erkennen? Barfüßig, sie trägt zwar keine roten Strümpfe, aber sie ist in ein dunkelrotes Hemd und einen hellroten Schall gekleidet. Dieses Gemälde wurde 1857 von Millais gemalt und ausgestellt, und in diesem Jahr berichtete Fontane über die Kunstaustellungen in London und Manchester.

Es besteht auch die Möglichkeit, daß Fontane wissentlich auf die englische Versromanze, *Sir Isumbras*, aus dem vierzehnten Jahrhundert hingewiesen hat. Die Hinweise würden in diesem Falle anders auslaufen, aber im Mittelpunkt stünde noch immer das Zentralthema, denn es handelt sich bei diesen Versen um die Geschichte eines Ritters in Palästina, der, Hiob ähnlich, ein Unglück nach dem anderen erleidet, einschließlich des Verlusts seiner beiden Kinder an einer Furt. Er nimmt alle Heimsuchungen mit christlicher Demut auf sich und versteht sie als Buße für seinen früheren Hochmut und für sein einst übermäßiges Glück. Nach sieben Jahren Reue und Kasteiung wird er auf wunderbare Weise mit Frau und Kindern wiedervereint und gewinnt wieder die Herrschaft über seine rebellischen

sarazenischen Untertanen. In unserem Roman dürfte das alles auf eine mögliche Genesung durch göttliche Intervention nach erlittenem Leid und Opfer hinweisen. Dies würde die Bedeutung der Geschichte der siamesischen Prinzessin unterstreichen, deren Virginität nach einem rituellen, statt eines wirklichen Blutbades, wiederhergestellt wird (V, 198–200).

Dieser mögliche Bezug auf die Geschichte der siamesischen Prinzessin läßt es glaubwürdig erscheinen, daß Fontane mit dem mittelalterlichen englischen Gedicht *Sir Isumbras* vertraut war, obwohl es wahrscheinlicher ist, daß der allgemein verbreitete Eindruck des Millais'schen Gemäldes, wie oben von Bates beschrieben, in Fontanes Gedächtnis nachwirkte. Man könnte freilich behaupten, daß beide Interpretationen gleichzeitig zu akzeptieren sind.⁹ Jedenfalls werfen diese weit auseinanderklaffenden Interpretationen dieses Bildes ein grelles Licht auf die Begriffe „Wahrheit“ und „Realismus“ sowohl bei Fontane als auch bei den Präraffaeliten. Offensichtlich handelt es sich um innere Wahrheit und nicht um äußerlichen oder historischen Realismus.

Als nach Cujacius' vehementer Denunziation der „Entgleisung“ der Präraffaeliten eine kleine Verlegenheitspause entsteht, erwähnt Woldemar, daß er in London die „Phantastika des Malers William Turner“ gesehen hat:

... Er hat die „drei Männer im feurigen Ofen“ gemalt. Stupend. Etwas Großartiges schien mir aus seinen Schöpfungen zu sprechen, wenigstens in dem, was das Kolorit angeht. (V, 238–9)

Cujacius gibt zu: „Eine gewisse Großartigkeit ... ist ihm nicht abzusprechen“, aber er fährt dann damit fort, auch Turner zu mißbilligen:

Aber aller Wahnsinn wächst sich leicht ins Großartige hinein und düpiert dann regelmäßig die Menge. Mundus vult decipi. Allem voraus in England. Es gibt nur ein Heil: Umkehr. Rückkehr zur keuschen Linie. Die Koloristen sind das Unglück in der Kunst. (V, 239)

Die Frage erhebt sich, ob alle die vielen Kunst- und Künstlerbetrachtungen im *Stechlin* tiefere thematische Bedeutung haben. Mir scheint es wahrscheinlich, daß manchen tatsächlich eine solche Bedeutungsschicht zuzuschreiben ist, daß aber andere nur einen Teil jener „Causerie“ bilden, die einst den Kern von Fontanes Kunst charakterisieren sollte. Die beiden Bilder, die im Mittelpunkt dieser Erörterung stehen, scheinen bei weitem mehr als bloßes Causeriematerial darzustellen. Warum läßt Fontane Cujacius das Angebot an Woldemar machen, ihm eine Gravierung von „Sir Isumbras“ zu schicken, die Woldemar vermutlich erhalten und bei passender Gelegenheit studieren wird: Die amüsante Szene mit dem Kunstprofessor hätte ohne dieses Angebot der Millais'schen Gravierung schließen können.

Es ist auch nicht ohne Bedeutung, daß es Woldemar ist, der von dem Turner-Bild „Shadrach, Meshach and Abednego Coming Forth from the Fiery Furnace“¹⁰ beeindruckt wurde. Jeder, der das dritte Kapitel des

Buches Daniel kennt, wird sich der Relevanz des Kampfes zwischen Glauben und Gewalt gewahr werden, und auch des Wunders, das über Nebukadnezar den Sieg davon trägt:

Da entsetzte sich der König Nebukadnezar und fuhr auf und sprach zu seinen Räten: Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer lassen werfen? ... Sehe ich doch vier Männer frei im Feuer gehen, und sie sind unversehrt; und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter. Und Nebukadnezar trat hinzu vor das Loch des glühenden Ofens und sprach: Sadrach, Mesach, Abed-Nego, ihr Knechte Gottes des Höchsten, gehet heraus aus dem Feuer. Und die Fürsten, Herren, Vögte und Räte des Königs ... sahen, daß das Feuer keine Macht am Leib dieser Männer bewiesen hatte ... Da fing Nebukadnezar an und sprach ... So sei nun dies mein Gebot: Welcher unter allen Völkern, Leuten und Zungen den Gott Sadrachs, Mesachs und Abed-Negos lästert, der soll in Stücke zerhauen und sein Haus schändlich verstört werden. Denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann als dieser. Und der König gab Sadrach, Mesach und Abed-Nego große Gewalt in der Landschaft Babel.

Es ist klar, daß die vierte Gestalt im Feuer Gott selber oder seinen Engel darstellt, und die Gefangenschaft der Juden, die Tyrannei Nebukadnezars und der brennende feurige Ofen suggerieren im allgemeinen die unruhigen revolutionären Zeiten, die dem Preußen-Deutschland bevorstehen, worin „Glaube von unten“ und „ein Wunder von oben“ notwendig sein mögen.

Daß ich diesem Turnerschen Bild eine so ausgedehnte Bedeutung beimesse, könnte dem Leser als eine bloße Vermutung erscheinen. Aber ein zweiter unverkennbarer Bezug auf dieses Gemälde findet sich 140 Seiten weiter im Text, diesmal zu Dubslavs Begräbnis, und da die Erwähnung aus dem Munde des entarteten Barons von Molchow kommt, der mit von der Nonne spricht, nimmt die Anspielung jetzt typische Töne der Fontaneschen Ironie an. Indem er über die bittere Kälte klagt, fragt sich von der Nonne, warum die Begräbnisfeier nicht im Hause gehalten wurde, „wo sie doch heizen konnten“ (V, 378). Daraufhin führt Molchow den Vergleich mit einem winterlichen Begräbnis in der neuen Leichenhalle in Berlin an, wo „ein Kanonenofen ... pustet“, so daß man den Geistlichen gar nicht hören kann:

Er spricht sozusagen für niemanden. Wer kann bei solchem Zug und solchem Ofenpusten ordentlich zuhören? Und bloß das weiß ich, daß ich immer an die drei Männer im feurigen Ofen gedacht habe. So halb Eisklumpen, halb Bratapfel is nich mein Fall.“ „Ja, die Berliner,“ sagte Nonne „... Nich zu glauben.“

„Nich zu glauben. Und dabei bilden sie sich ein, sie hätten eigentlich alles am besten. Und mancher von ihnen glaubt es auch wirklich. Aber die Hölle lacht.“

„Ich bitte Sie, Molchow, menagieren Sie sich! ... so gleich hier von Hölle, hier mitten auf 'nem christlichen Kirchhof ...“ (V, 379)

Diese zweite Anspielung, besonders unter solchen dramatischen und ironischen Umständen, scheint mir den Beweis der besonderen Bedeutung dieses Turner-Gemäldes zu liefern. Es ist auch ironisch, da man sich nicht vorstellen kann, daß Dubslav in die Hölle fährt, wogegen dieses Schicksal, wenn die Hölle existiert, Molchow, von der Nonne und ihresgleichen wohl beschieden sein könnte.

E. Sagarra hat Fontanes starkes Interesse an der christlich-sozialen Bewegung aufgezeigt,¹¹ deren wertvollste Züge in Lorenzen und in dessen Sorge um seine Mitmenschen dargestellt werden. Lorenzens Gravierung oder „Aquatinta“ von Rubens „Kreuzabnahme“ (V, 172 et passim) gehört auch zu den Gemälden mit augenscheinlich symbolischem und leitmotivischem Bezug, der darauf hinweist, daß Christus vom Kreuz ins wirkliche Leben abgenommen werden soll.

Lorenzen und Dubslav sind beide „reinen Herzens“, und Lorenzens einfache, aber packende Begräbnisrede wiederholt ein wichtiges leitmotivisches Thema des Romans: daß man „Herz“ und „Liebe“ besitzen soll. Lorenzen sagt: „Das goldene Kalb anbeten war nicht seine Sache“ (V, 377):

... für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Es war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Gesinnung heißt. Er war recht eigentlich frei... Er war die Güte selbst... Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe... all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens... (V, 377–8)

Diese Worte stellen eine Diesseitigkeit dar, die in Rubens „Kreuzabnahme“ symbolisiert und durch christlich-soziale Werte bekräftigt wird. In seiner Diesseitigkeit und in seinem dichterischen Gebrauch von christlichen und biblischen Vorstellungen und Bildern ist Fontane mit Goethe zu vergleichen.¹²

Der Skeptiker mag wohl bezweifeln, daß der Leser imstande ist, solche thematischen Anspielungen durch Bilder von Millais und Turner bewußt (oder auch unbewußt) aufzugreifen. Wir wissen aber, wieviel Vergnügen Thomas Mann daran fand, hintergründige Schlüssel in seine Werke zu pflanzen, die erst später von Philologen zutage gebracht wurden.¹³ Fontane war in dieser wie in anderer Hinsicht ein spitzfindiger Vorläufer Manns. Es ist aber auch möglich, daß die Leser der neunziger Jahre besser imstande gewesen sind als spätere Lesergenerationen, bildhaften Anspielungen zu folgen. Durch Goethe und andere wissen wir vom steigenden Sammlerinteresse an Gravierungen (manchmal koloriert, wie wir im Fall von Lorenzens „Kreuzabnahme“ gesehen haben). Nicht nur der Besitz von Gravierungen war beliebt, sondern wohlhabende Bürger neigten auch zum Kauf gemalter Kopien von Meisterwerken — was uns heute

sonderbar erscheinen dürfte, aber zweifellos einer großen Anzahl aufstrebender Maler zum Broterwerb verhalf. Wenn wir auf den deutlichen und ungeschickten Gebrauch der Kopie von Tintoretts „Adultera“¹⁴ in Fontanes erstem Berliner Roman zurückblicken, müssen wir staunen über das subtile und oft verschleierte Gewebe künstlerischer Anspielungen in seinen späteren Meisterromanen, eine Tendenz, die in *Effi Briest* und im *Stechlin* ihren Höhepunkt erreichte. Die Fähigkeit, im hohen Alter geistig zu wachsen und sich künstlerisch zu entwickeln, die Fontane zwischen seinem sechzigsten und neunundsiebzigsten Lebensjahr entfaltete, erregt Erstaunen und findet ihresgleichen vielleicht nur in Goethe.

Anmerkungen

- 1 Conrad Wandrey, Theodor Fontane, München, 1919, S. 77.
- 2 Bde. XXII,1 und XXIII,2 der Sämtlichen Werke, München, Nymphenburg, 1970.
- 3 In: Fontanes Realismus. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam. Vorträge und Berichte, Berlin, Akademie Verlag, 1972, S. 99.
- 4 Peter-Klaus Schuster, Theodor Fontane: *Effi Briest* – Ein Leben nach christlichen Bildern. Studien zur deutschen Literatur, 55, Tübingen, Niemeyer, 1978.
- 5 D. C. Riechel, „Fontane and the Fine Arts“, bisher unveröffentlichter Vortrag gehalten anlässlich der Jahresversammlung der M. L. A. in New York am 28. Dez. 1981, S. 6.
- 6 Sämtliche Werke hrsg. von Walter Keitel, München, Hanser, 1966 f., V, S. 132. Weitere Bezüge in Klammern im Text mit Band- und Seitenzahl.
- 7 Der Name ruft die moralische Kraft von Tells Frau in Schillers Drama wach.
- 8 Percy H. Bate, *The English Pre-Raphaelite Painters*, London 1899, S. 36. Ein farbiger Druck des Bildes findet sich in Geoffroy Millais: *Sir John Everett Millais*, London, Academy Editions, 1979, S. 86.
- 9 Basiert auf allgemeinen Prinzipien des „New Criticism“ und auf der Fähigkeit, die Dichtungen besitzen, gleichzeitig mehrere Interpretationen zu umfassen.
- 10 Academy Exhibition 1832, jetzt in der Tate Gallery, London. Es scheint, daß dieses Bild nicht hoch geschätzt wird und daß es bisher nicht farbig gedruckt wurde. Auf Schwarz-Weiß ist es schwierig, das „Großartige“ darin zu erspähen. Das farbige Lichtbild, das die Tate Gallery für mich hat machen lassen, läßt etwas vom Turnerschen Zauber durchscheinen.
- 11 E. Sagarra, „Eingepökeltes Rindfleisch oder Spargel und junges Gemüse?“ *The Christian Social Background to Fontane's Stechlin* in *Formen realistischer Erzählkunst*, Festschrift for Charlotte Jolles, hrsg. von J. Thuncke, Nottingham, 1979, S. 577–586.
- 12 Vgl. nicht nur die oben schon erwähnten Wahlverwandtschaften, sondern auch die christlichen Bilder und Symbole im Epilog zu Faust: „Bergschluchten“.
- 13 Siehe z. B. Thomas Manns Geständnis, daß Professor Weigand vieles im Zauberberg zutage gebracht hat, darunter manches, das ihm (Thomas Mann) unbewußt geblieben wäre, wenn Weigand seine Entdeckungen nicht veröffentlicht hätte. Vortrag für Studenten der Princeton University, gedruckt als Einleitung in *Der Zauberberg*, Stockholm, Fischer, 1950; auch auf Englisch in *Atlantic Monthly*, Bd 191 (Jan. 1953), S. 41–45.
- 14 Die Tatsache, daß die Zuschreibung dieses Bildes zu Tintoretto (Jacopo Robusti) jetzt in Frage gestellt wird, ändert nichts an Fontanes Gebrauch des Gemäldes im Titel und Thema seines Romans.

Chr. Grawe (Melbourne)

**Lieutenant Vogelsang a. D. und Mr. Nelson aus Liverpool:
Treibels politische und Corinnas private Verirrungen
in „Frau Jenny Treibel“**

1

Es mag berechtigt sein, Jenny Treibel und Willibald Schmidt als „die beiden wichtigsten Figuren“, Hauptgestalt und „zweite Hauptgestalt“,¹ in Frau Jenny Treibel zu bezeichnen und zu sagen, daß Jenny als „Titelheldin“ die „ausschlaggebende Stellung innerhalb der Romanwirklichkeit“, Schmidt aber „durch zahlreiche Aufklärungen und Kommentare, das Geschehen im allgemeinen, die Vergangenheit Jennys und ihr Leben im besonderen betreffend“, den „zentralen Ort des Ganzen“² einnehmen. Nur darf man bei dieser Gewichtsverteilung nicht aus den Augen verlieren, daß die Frau Kommerzienrat und der Herr Professor, die nur auf eine temperamentsmäßig bedingte sehr unterschiedliche Weise auf die Aktionen anderer reagieren, gerade nicht die eigentlich handelnden Personen des Romans sind, sondern die ihnen familiär am nächsten stehenden Gestalten, nämlich Jennys Ehemann und Schmidts Tochter. Diese letzteren sind zudem die beiden, die im Laufe der Handlung eine psychologische Entwicklung durchmachen, indem sie von ihren Verirrungen geheilt werden, während Jenny und Schmidt sich das ganze Buch hindurch gleichbleiben.

Der Roman handelt eigentlich davon, daß Treibel Reichstagsabgeordneter werden und Corinna seinen willensschwachen Sohn Leopold heiraten möchte. Es ist deshalb nur folgerichtig, daß schon das zentrale Ereignis der ersten Kapitel, das Diner im Hause Treibel, Schauplatz und Vehikel ihrer Aktivitäten bildet, denn die Ehrengäste des gesellschaftlichen Ereignisses sind genau diejenigen Personen, über die Treibel und Corinna ihrem Ziel näher zu kommen hoffen: Lieutenant a. D. Vogelsang und „Mr. Nelson from Liverpool“ (21),³ die als Rollenträger bei den Vorhaben der beiden aufeinander bezogen sind. Treibel hofft Vogelsang, weil dieser als „Präsident unseres Wahlkomitees“ (23) für ihn den Wahlkampf in Teupitz-Zossen führen und gewinnen soll; und Corinna flirtet mit Mr. Nelson, um Leopold in sich verliebt zu machen. Und so feiert Treibel den Leutnant und den Engländer in seinem Toast „auf zwei liebe Gäste, die hier zu sehen ich heute zum ersten Male die Ehre habe“, denn auch als eine Einheit: als „our army and navy“ (38).

Walter Müller-Seidel bemerkt in seinem Buch über Theodor Fontane: Entsprechung ist [...] ein Strukturmerkmal des Erzählens in Fontanes Romankunst, das er bewußt einzusetzen versteht.⁴

Daß diese zweifellos richtige Beobachtung auch auf Corinna Schmidt und Treibel und durch sie auch auf Nelson und Vogelsang zutrifft, ist anscheinend bisher für das Verständnis von Frau Jenny Treibel nicht fruchtbar gemacht worden. Ja, gerade weil man in der Fontane-Forschung das Auf-

einanderbezogenheit des Leutnants und des englischen Kaufmanns nicht wahrgenommen hat, fallen die Urteile über sie so gegensätzlich aus. Conrad Wandrey nennt Vogelsang den einzigen bei dem Diner, „der es ganz ehrlich meint“. Er sei „der Solide in dieser bürgerlichen Scheinwelt, aber die Solidität tritt leider als Borniertheit auf, als Utopismus“,⁵ während Müller-Seidel ihn als den „in die Politik verirrten Leutnant Vogelsang“ und als „einen hinter der Zeit zurückgebliebenen Prinzipienreiter“⁶ bezeichnet. Ein paar Seiten später dient Nelson dem Verfasser als Beleg, daß „man sicher nicht fehl [geht], Frau Jenny Treibel als eine versteckte Huldigung für englische Lebensform, englische Literatur und englischen Humor zu interpretieren“.⁷ Dagegen spricht Richard Brinkmann in seinem Fontanebuch von dem „flegelhaften Engländer“.⁸ Aber erst die Beantwortung der Frage, was der Fabrikant mit dem Reserveleutnant und die Professorientochter mit dem englischen Kaufmann zu tun hat, läßt ein angemessenes Urteil zu.

Mißt man Treibels Toastformel auf „our army and navy“ an der Realität, dann ist sie geradezu hanebüchen falsch. Vogelsang ist „seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst“ und hat „mehr die Steifheit eines alten, irgendeiner ganz seltenen Sekte zugehörigen Torf- und Salzinspektors als die gute Haltung eines Offiziers“; und Mr. Nelson erscheint immerhin zu einem Diner so, daß „eigentlich alles die Kritik herausforderte“, denn er kommt, „den ungebürsteten Zylinder im Nacken und reisemäßig in einem gelb- und braunkarierten Anzuge steckend“ (21). Dieser Aufzug ist aus zwei Gründen besonders auffällig. Einmal ist er, was immer wieder Verblüffung auslöst und daher immer wieder in den Gesprächen hervorgehoben wird (16, 22, 33, 38, 71), ein Namensvetter des englischen Admirals Viscount Horation Nelson aus der „navy“, der in den napoleonischen Kriegen die französische Flotte 1798 bei Abukir und 1805 bei Trafalgar besiegte, und verdient deshalb auf der Folie des Seehelden gedeutet zu werden, mit dem er eigentlich nichts gemein hat. Zum anderen wird von Helene Treibel, der als Hamburgerin in absurder Übertreibung alles Englische als der Gipfel der Vornehmheit gilt, so daß ihr Schwiegervater fürchtet, sie werde in dem „im stillen immer gehegten Herzenswunsche, „für eine Engländerin gehalten zu werden“, ihre Tochter „noch, auf Vorderzähnezeigen hin, englisch abrichten“ (85), über ihn vor seiner Ankunft gesagt, er habe „ganz die Gesetztheit und Wohlerzogenheit, die die meisten Engländer haben. Und dabei immer wie aus dem Ei gepellt.“ (20) Man glaubt daraufhin, „einen Ausbund an Eleganz“ (21) erwarten zu dürfen.

Sowohl Vogelsang als auch Nelson sind also gerade nicht, was man von ihnen erwartet: ein richtiger preußischer Offizier und ein aristokratischer Seeheld aus dem „meerumgürtete[n] Albion“ (35). Aber gerade die Verknennung, gerade das Messen an einem Ideal, dem gegenüber sie Dekadenzstufen darstellen, signalisiert, daß etwas mit den Projekten Corinnas und Treibels faul ist, denen die Ehrengäste beim Diner dienen sollen. Die Professorientochter und der Kommerzienrat wollen mit „our army and navy“ Schlachten schlagen, die gerade mit ihnen nicht zu gewinnen sind. Da weder Corinna noch Treibel als groteske Charaktere angelegt sind,

verwendet Fontane Karikaturen als Spiegelfiguren, um Verirrungen in leibhaftiger Gestalt vorzuführen. Wer sich mit ihnen liiert, kann nur auf dem Holzweg sein. Vogelsang und Nelson haben offenbar etwas mit Treibels und Corinnas Scheitern zu tun. Das politische Ziel des ersteren, der Reichstag, und das private Ziel der letzteren, die reiche Heirat, werden also von Anfang an durch die beiden Ehrengäste miteinander verbunden und als gleich wichtig charakterisiert. Schon daraus läßt sich entnehmen, daß es nicht ratsam erscheint, Treibels Reichstagspläne als peripher und Corinnas Heiratspläne als ausschließliches Handlungszentrum des Romans anzusehen. Erkennt man statt dessen die so verschiedenen Ambitionen der beiden als die zwei Seiten *einer* Medaille, dann erschließen sich auch bisher anscheinend zu wenig beachtete inhaltliche und kompositorische Elemente von Frau Jenny Treibel. Anders gesagt: Das Buch ist nicht die Geschichte *einer*, sondern *zweier* Verirrungen, der Treibels in die Politik und der Corinnas in die Familie Treibel.

Die Pläne der beiden entwickeln sich denn auch den ganzen Roman hindurch parallel. Sie werden in den ersten Kapiteln während des Diners über Vogelsang und Nelson *gleichzeitig* vorangetrieben. Sie erreichen in der Mitte des Buches *gleichzeitig* ihren Höhepunkt und ihre Peripetie, denn das 9. Kapitel beschäftigt sich ausführlich mit der Wahlkampagne in Teupitz-Zossen, mit Treibels Hoffnungen und seinen Zweifeln; er liest die Zeitungen vom „Kriegsschauplatz“, erfährt darin, daß sein Wahlagent als „feierlicher Narr“ und „Kurpfuscher“ (105) gilt und beginnt seine innere Einkehr und Umkehr. Im anschließenden 10. Kapitel verlobt sich Corinna mit Leopold, scheint also ebenfalls ihrem Ziel nahe gerückt. Aber auch hier herrschen Zweifel, nur reflektiert sie Corinna im Unterschied zu Treibel nicht selbst; vielmehr wird die Verlobungsszene auf typisch Fontanesche Weise durch das Arrangement unterhöhlt. Nur „im Schutze einer Haselnußhecke“, „unter diesem Waldesdom“ (127) und „im Schatten des hochstehenden Schilfes“ (128) wagt sich das junge Paar Treue zu schwören, weil sie Angst haben vor der „stattlich vor (ihnen) dahinschreitenden Mutter“ (123) des Bräutigams; und die traurige Strophe des Lenauschen Liedes, das vom Quartett zur gleichen Zeit gesungen wird und das sinniger Weise aus den Schilfliedern stammt, handelt von unerfüllter sehnsüchtiger Liebe.

Während Jenny dann im 12. Kapitel wegen seiner Verlobung mit ihrem Sohn Ärger hat, kommt Treibel von der Wahlversammlung, wo *er* seinen Ärger losgeworden ist, indem er „Vogelsang schmunzelnd“ der Kritik „preisgegeben“ (144) hat.

Einige Kapitel später findet auch das Scheitern der beiden unglücklichen Unternehmungen *gleichzeitig* statt. Treibel erfährt im 14. Kapitel, „daß die Zossen-Teupitzer Wahlkampagne mit einer totalen Niederlage Vogelsangs geendigt“ (163) hat, und beschließt, die Politik aufzugeben. Und im selben Kapitel beschließt Corinna, Leopold aufzugeben, indem sie einen Brief von ihm zerreißt. In der Küche bei Frau Schmolke, „deren gesunde Gegenwart ihr wirklich wohltat“ (167), sucht sie Trost in ihrer Verirrung. Sie zerstößt Zimt in einem Mörser, reibt sich an alten Semmeln die Wut

aus dem Leib und belehrt die Haushälterin, daß Kochbirnen mit Stengel und Gehäuse zubereitet werden müssen, weil sich sonst das „Adstringens“ nicht einstellt,

das heißt, das, was zusammenzieht, erst bloß die Lippen und den Mund, aber dieser Prozeß des Zusammenziehens setzt sich dann durch den ganzen inneren Menschen hin fort, und das ist dann das, was alles wieder in Ordnung bringt und vor Schaden bewahrt.
(169)

Die Anwendung dieser Erkenntnis auf ihre eigene Situation und die Treibels liegt auf der Hand: Genau diesen Prozeß des Zusammenziehens machen beide gerade durch.

2

Vogelsang und Nelson sind charakterisiert durch die Unfähigkeit einer angemessenen Selbsteinschätzung und bilden daher das genaue Gegenteil von Treibel und Corinna, die beide viel Selbstironie haben. Der Leutnant ist zwar in der „ständigen Furcht des Gefopptwerdens“, trägt aber seine absurden politischen Theorien mit „einer an Komik streifenden Würde“ (38) vor; und daß der Engländer „in seiner Art ebenso komisch wirkte, dieser Grad der Selbsterkenntnis lag ihm fern“. Beide können sich zudem von Anfang an nicht leiden. Vogelsang „befestigt sich“ bei der Einführung Nelsons „in der langgehegten Vorstellung von der Impertinenz englischen Nation“ (22) und greift in seinem Toast auf den Hausherrn „Englands Aristokratie“ an. Umgekehrt nennt Nelson den Reserveleutnant „such an ugly fellow“ (38) und ist über Vogelsangs Unterschlagen der Damen in der Anrede bei seinem Toast beschämt. Daß Corinna Nelson gegenüber gerade Vogelsang zum „Peer of the Realm“ ernennt (39), gibt dieser wechselseitigen Ablehnung den ironischen Tupper.

Zweifellos sind in einem Roman aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also aus einer Epoche, die in nationalen Kategorien dachte, was für Fontanes Romane wohl nicht genug beachtet worden ist, in diesen Gestalten auch bestimmte nationale Charakterzüge bewußt übertrieben dargestellt: das Preußisch-Militaristische bei Vogelsang und das Englisch-Legere bei dem „Sohn Albions“ (76). Der „automatenhaft[e]“ Leutnant a. D. trägt noch dreißig Jahre nach seiner aktiven Dienstzeit Uniform mit „Helm und Degen“ (21), was auf ein Übermaß an Zwang hindeutet; er ist immer im Dienst. Dagegen erscheint Nelson zu der Einladung ganz salopp in Reisekleidung, was auf ein Übermaß von Zwanglosigkeit hindeutet; er ist immer privat. In beiden ist daher ausgedrückt, daß die Dinge nicht mehr sind, wie sie waren. Die Namensgleichheit des Kaufmanns aus Liverpool mit dem aristokratischen Seehelden beleuchtet den Weg, den England im 19. Jahrhundert gegangen ist: Aus der Adelsgesellschaft ist die Handlungsnation geworden, aus Lord Nelson „Nelson & Co.“ (11). Pastor Lorenzen in *Der Stechlin* weist auf genau diese Entwicklung hin und verurteilt sie scharf – schärfer wohl als der eher liebenswerte Mr. Nelson es verdient:

Sie sind drüben schrecklich heruntergekommen, weil der Kult vor dem goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen ‚Christus‘ und meinen Kattun. (19.224)

Vogelsang ist eine besonders wenig liebenswerte Variante des preußischen Offiziers: besserwisserisch, voller Vorurteile, verbohrt, obsolet. Majorin Ziegenhals sagt von ihm:

Er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche der sonderbaren Lieutenants, aber dieser übertreibt es. (39)

Wie sich später bei dem Ausflug nach Halensee herausstellt, ist aber gerade das Ansehen des Reserveleutnants außerordentlich groß, und so wird Vogelsangs kläglich Abfall gegenüber dem Ideal um so auffälliger.

Es gibt also bei beiden eine Diskrepanz zwischen der Realität und dem assoziativen Hintergrund, auf dem sie erscheinen, und diese Diskrepanz drückt sich auch in ihren Namen aus, die beide falsch sind. Nelson ist gerade nicht der Admiral, und Vogelsang ist, wie Corinna und der Engländer sich im Gespräch einig sind, „kein Singvogel [...] er ist bloß ein Kakadu“ (46). Beide gehören damit in die bourgeoise Sphäre der Treibels, die geradezu von solchen nichtstimmigen Namen wimmelt, was auf die generelle Nichtstimmigkeit dieser Welt deutet. Der Polizeiassessor mit Namen Goldammer erzählt am liebsten schlüpfrige Geschichten; Majorin Ziegenhals ist wider Erwarten „korpulent“ und Fräulein von Bomst umgekehrt „nichtkorpulent“, so daß der alte Treibel „eine Vertauschung der Namen für angezeigt gehalten“ (23) hätte. Selbst auf den Namen Treibel trifft diese Verkehrtheit zu, denn Jenny findet, ihr Mann „rückt nicht höher hinauf [...] und es wird so bleiben“ (139), und ihre Söhne sind von seltener „Temperamentlosigkeit“:

Ich weiß nicht, wo beide Jungen diese Milchsuppenschaft herhaben. Zwei geborene Berliner, und sind eigentlich, wie wenn sie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen. (85)

Der Name stimmt also nirgendwo mit der Person überein, und ebenso gibt es auch eine Diskrepanz zwischen Corinnas und Treibels Persönlichkeit und ihren Plänen.

3

Leutnant Vogelsang, den H. E. Cartland⁹ die einzige Karikatur unter Fontanes Offizieren nennt, ist niemandem sympathisch, nicht einmal Treibel selbst, der ihn doch als „agent provocateur in Wahlsachen“ (18) angestellt hat. Er gesteht, „eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel“ (19), und rechtfertigt seine Verbindung mit ihm nur mit seiner Brauchbarkeit: „Aber er ist ein Politiker“ (31) und „verstehst sein Metier, so sagt man mir allgemein“ – ein folgenschwerer Irrtum.

Und ich kann ihn, wie die Dinge mal liegen, nicht mehr entbehren, so wenig, wie ich ihn heute habe einladen müssen. (18)

Auf Jenny wirkt er geradezu diabolisch, „dieser fürchterliche Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß“ (27 f.). Was Nelson von ihm hält, ist schon erwähnt worden, und die Majorin Ziegenhals findet, er ist ein „Gespenst“, „Karikatur durch und durch“, ein „Don Quixote“ (30 f.).

Schon sein erstes Auftreten gibt dem Leser zu denken: „Er schien Auseinandersetzungen mit dem Kutscher zu haben“ (21), als er bei Treibels vorfährt; und wenn ihn der Leser besser kennt, kann er zurückschließen, daß er sich vermutlich mit dem Droschkenkutscher um die Höhe des Fahrpreises gestritten hat, denn er ist knapp bei Kasse und benutzt seine politischen Aktivitäten für Treibel dazu, Geld aus ihm herauszupressen; in seinen Telegrammen aus dem Wahlkreis Teupitz-Zossen bittet er um nichts anderes als in immer dringlicheren Tönen um finanzielle Zuwendungen: „Geldanweisung nach Teupitz hin“, „Anweisung noch nicht eingetroffen. Bitte dringend“, „Anweisung inzwischen empfangen [...] Bitte weiteres nach Groß-Rietz“ (101 f.).

Seine politischen Ansichten sind wie das Stichwort „Royaldemokratie“, unter dem sie laufen, ein Widerspruch in sich und völlig abstrus. Er möchte zugleich „den fortschrittlichen Drachen“ und den „Vampiradel, der immer bloß saugt und saugt“ bekämpfen und landet damit in extrem-konservativem Sektierertum, denn von den beiden „große[n] Mächte[n], denen ich diene: Volkstum und Königtum“, verachtet er in Wirklichkeit die erste:

Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber alles überragenden Pic.

[...]

Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone. (38 f.).

Was soll das wohl, umgesetzt in praktische Politik, heißen? Es ist eine fixe Idee, bei der sich hinter großen Worten ein Mangel an Substanz verbirgt. Auch Treibel erkennt schließlich, durch welchen Blödsinn er sich hat einfangen lassen und daß dahinter finanzielle Motive stehen:

Unter diesen Knickstiebln, die sich einbilden, schon vor vierzig Jahren die Hydra zertreten zu haben, sind immer etliche Zirkelquadratur- und Perpetuum-mobile-Sucher, immer solche, die das Unmögliche, das Sich-in-sich-Widersprechende zustande bringen wollen. Vogelsang gehört dazu. Vielleicht ist es auch bloß Geschäft; wenn ich mir zusammenrechne, was ich in diesen acht Tagen ...

(105)

Daß Vogelsang selber saugt und saugt, geht aus seinen Telegrammen hervor, und so ist die feierliche Erklärung, „in dem Zeichen absoluter Selbstlosigkeit müssen wir siegen“, offenbar eine Lüge. Sein Kampf gegen das „Quitzwortum“ (43), also dem machthungrigen Adel, erweckt zudem den

Eindruck, als kompensiere er dafür, daß er selbst keinen Adel hat, worauf Nelson hinweist (39) und was möglicherweise für seinen geringen militärischen Rang verantwortlich ist.

Daß gerade dieser Mann findet, es werde „namentlich unter zu starker Wahrnehmung persönlicher Interessen regiert“ (103), entlarvt ihn als Heuchler.

Aber es ist genau dieses Vorgeben idealistischer Ziele bei gleichzeitigem Verfolgen eigener Interessen, worin Treibel ihm in dem Augenblick gleicht, wo er sich in der Politik von ihm vertreten läßt, denn auch Treibels politische Motive sind höchst dubios. Er will nicht in den Reichstag, weil er sich sachlichen Zielen verschrieben hat; ihm sind politische Überzeugungen durchaus nicht wichtig, und auch Vogelsang akzeptiert er „mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe“ (31). Von Anfang an ist seine politische Aktivität Akt des Opportunismus. Auch ihn lernt der Leser in einer sehr bezeichnenden Situation kennen. In einer Geste der Selbstverleugnung verdeckt er das liberale *Berliner Tageblatt*, das er eigentlich gerne lesen möchte, durch das konservative *Deutsche Tageblatt*, weil sein sektiererischer Wahlmanager sonst nicht mit ihm einverstanden ist. Auch widerspricht ihm im Grunde jeder Fanatismus à la Vogelsang:

Ein leidlich gescheites Individuum kann eigentlich gar nicht fanatisch sein. Wer an einen Weg und eine Sache glaubt, ist allemal ein Poveretto; und ist seine Glaubenssache zugleich er selbst, so ist er gemeingefährlich und eigentlich reif für Dalldorf. (19)

Seine Entscheidung für Vogelsang ist also eigentlich ein Verrat seiner Überzeugungen. Beim Diner hat er Gelegenheit zu erläutern, warum er sich trotzdem in die Politik verirrt, denn seine Tischnachbarin, Majorin Ziegenhals, „eine rechte Cousine von dem Zossener Landesältesten“ (24) und daher nützlich für die Wahlkampagne, sagt ihm gerade heraus:

[...] warum verirren Sie sich in die Politik? [...] Sie verderben sich Ihren guten Charakter, Ihre guten Sitten und Ihre gute Gesellschaft. [...] was wollen Sie mit Konservatismus? [...] Jeder Lebensstellung entsprechen auch bestimmte politische Grundsätze. Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei und Industrielle sind fortschrittlich. Was wollen Sie mit dem Kronenorden? Ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, lancierte mich ins Städtische hinein und ränge nach der Bürgerkrone. (31)

Treibel erklärt ihr daraufhin:

[...] unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatz: ‚wenn das und das soviel bringt, wieviel bringt das und das.‘ Und sehen Sie [...] nach demselben Ansatz hab’ ich mir auch den Fortschritt und den Konservatismus berechnet und bin dahinter gekommen, daß mir der Konservatismus, ich will nicht sagen mehr abwirft, das wäre vielleicht falsch, aber besser zu mir paßt, mir besser kleidet. (32)

Was er sich ausgerechnet hat, ist, daß er so am besten, wie er seiner Frau erläutert, „Generalkonsul“ werden kann, um „von dem Baum seiner Politik

auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimsen“ (25), woran Jenny aber nicht glaubt. Ihm sind die „drei Orden en miniature, unter denen ein rumänischer der vollgültigste war [...] wirklich zu wenig“. Daß er gerade dieses persönliche Motiv mit dem Satz „Was tut man nicht alles als Bürger und Patriot“ (19) kommentiert, bringt ihn in die Nähe von Vogelsangs Heuchelei.

Ohnehin hat Treibel sich zur Wahl in eine Gegend verirrt, vor der er sich hüten sollte, denn Teupitz-Zossen, so wird dreimal ausdrücklich bemerkt, (18, 28, 151) liegt an der *wendischen* Spree, in einer „höchst interessante[n] Gegend [...] mit allerlei Wendengöttern, die sich, bis diesen Tag in dem finsternen Geiste der Bevölkerung aussprechen sollen“ (28), wie Jenny zu berichten weiß. Bedenkt man, welche Rolle das Heidnisch-Wendische etwa in Effi Briest spielt, wo es immer wieder in Verbindung mit Effis Verstoß gegen den Sittenkodex der Zeit gebracht wird,¹⁰ dann erscheinen schon vom Ort her Treibels Wahlanstrengungen als eine Verirrung. Ohnehin ist der Kreis dadurch leicht anrühig, daß der Bürgermeister von Storkow dort 1844 auf den preußischen König geschossen hat, worüber sich Jenny und Vogelsang beim Diner unterhalten.

In Vogelsang sind also Treibels politische Sünden verkörpert. Er stellt dar, wohin der Industrielle sich zu seinem Schaden verirrt, in eine Mischung von abstrusem politischem Konservatismus, durchsetzt mit Resentiment und Egoismus, und in eine politisch dubiose Gegend, die Treibel selbst anscheinend nie betritt. Die Reaktionen der Presse auf Treibels Wahlkampagne lassen erkennen, daß man Vogelsang für einen „feierlichen Narren“, einen „Kurpfuscher“ (105), einen Reaktionär hält und daß es für Treibel besser gewesen wäre, bei seinen alten gemäßigt liberalen Einstellungen zu bleiben:

Außerdem sind sie jetzt bei der ‚Nationalzeitung‘ halbe Hofpartei, gehen mit den Freikonservativen zusammen. Es war eine Dummheit von mir, daß ich abschwenkte. Wenn ich gewartet hätte, könnt’ ich jetzt, in viel besserer Gesellschaft, auf Seiten der Regierung stehen.
(105)

Diese Bemerkungen beziehen sich offenbar auf die Veränderung, die die Nationalliberale Partei, die stärkste Fraktion des Reichstags im ersten Jahrzehnt des Kaiserreichs, auf deren Unterstützung Bismarck mit seiner Politik während dieser Zeit angewiesen war, durchmachte. Der Schwenk nach rechts, den der Kanzler 1878 kultur-, sozial- und wirtschaftspolitisch vollzog (Ende des Kulturkampfes, Sozialistengesetze, Schutzzollpolitik), führte zur Zersplitterung der Nationalliberalen Partei, die sich über ihre Einstellung zur neuen Politik nicht einig war. Der linke Flügel, die sogenannte Sezession, spaltete sich ab 1880 ab und bildete 1884 mit der Deutschen Fortschrittspartei die Freisinnige Partei. Der rechte Flügel trennte sich schon 1879 von dem Hauptstrom der Partei, suchte Anschluß bei den Freikonservativen und wurde dadurch, wie Treibel es nannte, „halbe Hofpartei“. Wäre er wie die Nationalzeitung diesem rechten Flügel gefolgt, dann wäre er jetzt bei der Regierung *persona grata* und hätte viel bessere Chancen, seine persönlichen Ziele zu verwirklichen. Da der Roman,

wie sich aus dem Text entnehmen läßt, von Mai bis Juli 1886 stattfindet,¹¹ hatten alle die Verschiebungen der politischen Landschaft erst vor ganz kurzer Zeit stattgefunden.

Statt klug zu handeln, hat sich Treibel nun von dem „dummen Kerl und Prinzipienreiter“ Vogelsang sein öffentliches Renommee ruinieren lassen, wie ihm die Presse deutlich zu verstehen geben wird:

„Es ist zweifellos ein Unglück“, so hieß es in den Organen der Gegenpartei, „so beschränkt zu sein wie Lieutenant Vogelsang; aber eine solche Beschränktheit in seinen Dienst zu nehmen, ist eine Mißachtung gegen den gesunden Menschenverstand unseres Kreises. Die Kandidatur Treibel scheitert einfach an diesem Affront.“ (163)

So bleibt ihm, wie bald darauf auch Corinna bei ihrem ebenso falschen Ehrgeiz, nichts anderes übrig, als einen völligen Rückzieher zu machen. Er gibt die Politik auf, wie Corinna das Geld:

Ich werde mich aus der ganzen Geschichte herausziehen, und zwar für immer; der Gebrannte scheut das Feuer. (106)

Vielleicht ist es besser so, denn Marcell Wedderkopp hatte schon vorher vermutet, „wenn er in seinem Zossener Kreis gewählt würde, lebte er keine fünf [sc. Jahre] mehr“ (77).

Daß Jenny von Anfang an „kritisch ablehnend [. . .] zu dieser Sache“ (102) stand, braucht nicht zu verwundern. Sie verirrt sich nicht, wenn es auf das nüchterne Handeln ankommt, in Regionen, die sich der Regula-de-tri entziehen. Und so hat Treibels Seitensprung in die Politik, wie sich auf der Folie seiner skeptischen Frau erweist, doch etwas Positives, weil es ihn aus seiner beschränkten Welt vorübergehend hinausgelockt hat; und das ist wohl der Grund, weshalb Fontane zu guter Letzt von dem Kommerzienrat sagt: „Er war [. . .] trotz seines politischen Gastspiels auf der Bühne Teupitz-Zossen“ (149) ein Bourgeois.

4

Verkörpert Vogelsang Treibels *Sünden*, so Nelson Corinnas *Illusionen*. Sie wird beim Diner neben ihn gesetzt und flirtet mit ihm, um Leopold Treibel zu bezirzen, den sie heiraten möchte – nicht weil sie ihn liebt, sondern weil sie reich werden möchte oder, wie sie selber sagt, weil „ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, mich auch in der Gewalt (hat), ganz wie alle anderen [. . .]“ (54). In einer der typischen sprechenden Gesten Fontanes wird Corinnas Position zwischen den beiden Männern bei der diskutierten „Kunststopfereifrage“ veranschaulicht, denn sie will Mr. Nelson um seine „Zigarre bitten und meinem Freunde Leopold Treibel ein Loch in den Rock brennen, hier gerade, wo sein Herz sitzt“ (36). Aber indem sie mit dem Engländer ihr Spiel treibt, um den Fabrikantensohn zu gewinnen, setzt sie gewissermaßen den einen an die Stelle des anderen und hofft, die Magie seines „weltberühmten Heldennamen[s]“ (38) und der Eigenschaften, die damit verbunden sind, werden in Leopold Wunder an Heldenmut vollbringen.

Und ähnlich auch aus Leopolds Perspektive: Indem er in seiner Beziehung zu Corinna auffällig häufig immer wieder auf Nelson hinweist, der für ihn angeblich „der beste Mensch und mein einziger Vertrauter ist“ (126), versucht er sich gewissermaßen dessen Identität anzueignen, um seines Erfolges bei Corinna gewiß zu sein. Immer wieder beschwört er den Namen Nelsons herbei, wenn er sich Corinna nähert. Vor der Verlobung vergegenwärtigt er sich den Rat des Engländers, „pluck“ (98) zu haben; beim Ausflug nach Halensee kommt er zu spät, „weil er durchaus an Mr. Nelson zu schreiben habe“ (111); beim Verlobungsgang um den See findet er es „Hellseherei“ (124), daß Corinna rät, wer ihr Grüße bestellen läßt, und macht ihr auf dem Umweg über Nelson seine Komplimente:

Sie sollten nur lesen, was Mr. Nelson über Sie geschrieben hat; mit amusing fängt es an, und dann kommt charming und high-spirited, und mit fascinating schließt es ab. (124)

Und:

Und wenn der gute Nelson [...] dies alles gehört hätte, so würd' er begeistert sein und von ‚capital fun‘ sprechen [...]. (126)

In dem Brief, den Corinna zerreißt, schlägt er sogar vor, zu Mr. Nelson zu fliehen:

Ich schwanke noch, wohin, denke aber England; da haben wir Liverpool und Mr. Nelson, und in zwei Stunden sind wir an der schottischen Grenze. (166)

Im Zeichen Nelsons also versuchen Corinna und Leopold zu siegen; und die militärische Vokabel erscheint dabei nicht unangebracht, denn einmal versichern sie sich immer wieder, wie sehr sie kämpfen müssen, um an ihr Ziel zu kommen. Aber zum anderen ist es ja gerade die Namensgleichheit des Kaufmanns mit dem großen Admiral, die bloß illusionäre Beziehung Nelsons zu seinem Namensvetter, die sie zu ihren falschen Hoffnungen verleitet. Treibel fordert Corinna geradezu auf:

Bemächtigen Sie sich Nelsons [...] Victory and Westminster-Abbey: das Entern ist diesmal an Ihnen. (24)

Und Corinna selbst erklärt bei Tisch Mr. Nelson ausdrücklich zum Experten für die Siege des Seehelden. Der Sieg bei Abukir wird diskutiert, und man einigt sich, daß von den beiden dafür nötigen Voraussetzungen, „eine geniale Disposition und ein heroischer Mut“, das letztere das Wichtigere sei. Das wird auch Corinna erfahren, denn ihre eigene geniale Disposition, z. B. der Umweg über Nelson, kann die fehlende „heroical courage“ auf Seiten Leopolds nicht ersetzen. Ich bin für das Heroische“, sagt sie, „weil es so selten ist“ (34), und in diesem Motiv des Heldnischen und seinem Fehlen liegt der eigentliche Angelpunkt der Rolle Nelsons bei der Verlobung. Über seinen unstimmigen Namen weckt er Erwartungen, die er nicht erfüllen kann, denn er ist nicht Viscount Nelson, sondern teilt mit Leopold das Unheldische, weil er genau wie dieser etwas Knabenhaftes hat; er wirkt „auch jetzt noch, wie ein Junge“ (21) und macht im übrigen selbst keinerlei Versuch, Corinna zu erobern. Diese sagt andererseits von Leopold:

Sie haben eben nicht jene ‚heroical courage‘, zu der sich dear Mr. Nelson so bedingungslos bekannt hat. Ganz im Gegenteil. (34)

Und trotzdem baut sie nun, getäuscht durch die Nelson-Assoziationen, ihre ganze Strategie auf den Heldenmut Leopolds auf und muß am Ende resignierend, aber zur Einsicht gekommen, erkennen: „daß er kein Held ist. Und mit meiner Einbildung, ihn zum Helden umschaffen zu können, ist es auch vorbei.“ (166) So wird sie für ihre mangelnde Wahrhaftigkeit, für die vorgespielten Gefühle durch Leopolds mangelnde Heldenhaftigkeit gestraft und lernt in der Welt der menschlichen Gefühle – wie Treibel in der Politik – daß die Regula-de-tri nicht überall gilt. Sie heiratet ihren Vetter, an dessen „Heldenschaft“ (35) sie schon bei dem Diner nicht gezweifelt hat.

5

Corinna mochte sich über die Erfolgsaussichten ihres Heiratsplans wegen des in ihrer Beziehung mit Leopold herumspukenden Heldennamens Nelson täuschen, der aufmerksame Leser konnte es nicht. Er hat genug Signale erhalten, daß aus dieser Verlobung nichts werden kann.

So erklärt Corinna Marcell, sie habe bei dem Flirt mit Leopold „unser altes Evarecht, die großen Wasser spielen zu lassen“ (53), ausgeübt, aber in Wirklichkeit gehören die großen Wasser Treibel und nicht ihr. Als Zeichen seines Wohlstands, wie Majorin Ziegenhals erwähnt, spielen sie in seinem Garten. Mehrmals wird während des Essens in der Treibelschen Villa darauf hingewiesen (24, 25, 31, 45, 49), „wie draußen im Garten der Strahl des Springbrunnens plätschernd ins Bassin fiel“ (49). Aber als Corinna sich mit Nelson und Leopold an seinen Rand setzt, da hat „ein plötzlich sich aufmachender Windstoß [...] dem Wasserstrahl eine Richtung genau nach der Stelle hin gegeben, wo sie saßen“, so daß sie „mit einer Flut von Spritzwasser überschüttet“ (46) werden. Die Wasser spielen mit Corinna, nicht sie mit ihnen; und ihr Vetter sagt später:

[...] du mußt [...] die großen Wasser an der rechten Stelle, das heißt also vor den rechten Leuten springen lassen, vor solchen, wo's paßt, wo's hingehört, wo sich's lohnt. (53)

Daß gerade der Garten mit dem Springbrunnen das Zentrum von Treibels Wohlbehagen ist, ist übrigens eine ironische Reflexion „über das Hortikulturliche des Paradieses“ (62), das bei Schmidts Abend diskutiert wird. Den Garten haben eben unterdessen die reichen Bourgeois; das Paradies hat seinen Platz gewechselt. Überhaupt weisen auch scheinbar ganz belanglose Details der beiden Gesellschaften, die Besitz- und Bildungsbürgertum charakterisieren, aufeinander hin, so auch beim Motiv des Heldischen, denn während Corinna in der falschen Welt einen Helden sucht, hat man bei Schmidt Verständnis mit jemandem, der sich „etwas unheldisch benommen“ hat:

Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Recontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der

andere, und der Mensch ist ungleich und das Herz auch und der Mut erst recht. Ich habe manches Mal auch feige gefühlt. Solange es geht, muß man Milde walten lassen, denn jeder kann sie brauchen. (60)

Auch Leopolds Morgenritt nach Treptow im 8. Kapitel läßt schon vor der Verlobung keine Hoffnung zu, denn diese Episode ist ein Musterbeispiel für eine in Fontanes Sinn symbolisch durchkomponierte Szene. Leopold wird darin durch seine Gesten und Handlungen und durch seine Umwelt so vollkommen als willensschwacher Mensch gespiegelt, daß der Leser eine psychologische Analyse der Gestalt gar nicht braucht. Sein Pferd zwingt ihn, Schritt zu gehen, „so sehr er sich wünschte, davonstürmen zu können“. Der Pferdejunge des Restaurants ist ein Krüppel, denn ihm fehlt ein Arm, und so verliert Leopolds Versuch, die Schande, bei den Gardedragonern „wegen zu flacher Brust nicht angenommen worden zu sein“ (93), durch einen zweistündigen täglichen Ritt wettzumachen, von vornherein an Überzeugungskraft. Er unterwirft sich beim Frühstück dem auf Jenny zurückgehenden Gebot des Kellners, der als Behütender wohl nicht umsonst Mützell heißt, nicht Kaffee, sondern Milch zu trinken,¹² steht also sogar unter dem Diktat seiner Mutter, wenn diese gar nicht da ist. Er träumt, Zeichen in den Sand malend, vor sich hin, was ihn mit dem ebenfalls willensschwachen Waldemar von Haldern in Stine (13.86) verbindet. Er sieht voller Sehnsucht einem „mit großem Segel flußabwärts fahrenden Spreekahn“ (98) nach, was Corinnas früher geäußerte Hoffnung, ihn als „das aufzusetzende große Marssegel“ zu benutzen, „das bestimmt ist, mich bei gutem Wind an ferne, glückliche Küsten zu führen“ (55) als vergeblich erscheinen läßt. Zudem ist er in Treptow ausgeschlossen von der Gesellschaft, die in diesem Augenblick unter Musik auf einem Schiff die Spree entlang und ausgerechnet an der „Liebesinsel“ vorbeifährt. Statt mit Corinna in die Ferne zu segeln, wie sie es erträumt, reitet er beim Anblick des Dampfers nach Hause zurück, „um sich eine Reprimande“ für das Zuspätkommen zu „ersparen“ (99).

Eine Geste von Leopolds Ohnmacht und Nachgiebigkeit *vor* der Verlobung verbindet ihn dabei in dieser Szene mit Corinna in ihrer ganz ähnlichen Lage *nach* dem Abbruch der Verlobung. Es sind die frechen Spatzen, die ihnen ungeniert zu Leibe rücken. Von Leopold heißt es:

Er unterbrach sich, weil eben jetzt die sich um ihn her sammelnden Sperlinge mit jedem Augenblicke zudringlicher wurden. Einige kamen bis an den Tisch und mahnten ihn durch Picken und dreistes Ansehen, daß er ihnen noch immer ihr Frühstück schulde. Lächelnd zerbrach er ein Biskuit und warf ihnen die Stücke hin, mit denen zunächst die Sieger und, alsbald auch ihnen folgend, die anderen in die Lindenbäume zurückflogen. (99)

Ganz ähnlich geht es Corinna in der Küche:

In diesem Kasten standen mehrere Geranien- und Goldlactöpfe, zwischen den hindurch die Sperlinge huschten und sich in großstädtischer Dreistigkeit auf den am Fenster stehenden Küchentisch setzten. Hier pickten sie vergnügt an allem herum, und niemand

dachte daran, sie zu stören. [...] Ein Sperling hatte zugehört, und wie durchdrungen von der Richtigkeit von Corinnas Auseinandersetzungen, nahm er einen Stengel, der zufällig abgebrochen war, in den Schnabel und flog damit auf das andere Dach hinüber. (167, 169)

Auffällig gleich ist in beiden Fällen auch die Pause des Nachdenkens, die unmittelbar auf diese Szene folgt. Bei Leopold:

Aber kaum, daß die Störenfriede fort waren, so waren für ihn auch die alten Betrachtungen [über seinen Mangel an Mut] wieder da. (99)

Und bei Corinna:

Die beiden Frauen aber verfielen in Schweigen und nahmen erst nach einer Viertelstunde das Gespräch wieder auf. (169)

Unmittelbar vor der Verlobung wird Leopolds mangelnde Heldenhaftigkeit dem Leser noch einmal eindringlich vor Augen geführt, denn statt auf stolzen Rossen kommt er „in einer langsam herantrottenden Droschke“ (113) zu dem Ausflug nach Halensee; statt, wie sein Vater findet, „wie ein junger Gott“ zu erscheinen, naht er, „als ob er hingerichtet werden sollte“ (114). Durch diese Anfahrt ist sein Verlobungsbekanntnis, er sei so glücklich, „daß ich mir Schwierigkeiten und Kämpfe beinahe herbeiwünsche“ (128), durch das Szenische schon im voraus widerlegt.

Leopold weiß *vor* der Verlobung in Treptow schon genau, „ich bin kein Held, und das Heldische läßt sich nicht lernen“ (99); Corinnas Pessimismus äußert sich *nach* der Verlobung indirekt. Sie kommt von Halensee nach Hause zurück und fühlt sich krank – eine eigenartige Reaktion bei einem jungen Mädchen, das sich vor einer Stunde verlobt hat. Der Kopf ist ihr benommen, im Magen ist ihr eigenartig, und sie kann nur hoffen, „daß sie noch mal durchkommen und alles glücklich überstehen werde“ (131) – doppeldeutige Worte. Frau Schmolke vermutet, „es wird wohl nur ein bißchen feucht gewesen sein, ein bißchen neblig und Abenddunst“, worauf Corinna antwortet: „Ja, neblig war es gerade, wie wir neben dem Schilf gestanden sind.“ (130) Es macht fast den Eindruck, als ob das nicht nur für die Natur zutrifft; auch in ihrem Inneren war es bei der Verlobung „neben dem Schilf“ wohl neblig. Die Verlobung hat sie krank gemacht, aber ihre eigene Welt, das Zuhause und die Schmolke, stellen sie schnell wieder her, so daß sie bald in die Schinkenstulle beißen kann, die die Haushälterin eigentlich für sich selbst zubereitet hat.

Corinnas Verkennen von Mr. Nelson und ihr Verkennen von Leopolds Mangel an Heldenmut bedingen einander. Sie verdient nicht, ihre Schlacht trotz „genialer Disposition“ zu gewinnen, weil sie sich dabei selbst verrät und die Gefühle dem Kalkül zu opfern bereit ist, was sie mit Jenny Treibel auf eine Stufe stellen würde. Das mahnende Glockenspiel vom Turm der Parochialkirche „Üb immer Treu und Redlichkeit“, das sie ihrem Vetter gegenüber auf dem Nachhauseweg von Treibels viermal auf einer Seite wiederholt, ruft die typische Überreaktion des schlechten Gewissens hervor. Ihr Bekenntnis zu ihrem Verlobten, „ein Leben voller Glück und Liebe liegt vor uns“ (127) ist in Wirklichkeit die Aufgabe aller Redlichkeit, ist

Lüge, und Jenny, wie so viele Gestalten in diesem Roman, blind für die eigenen Schwächen, aber mit wachem Sinn für die anderer, sagt denn auch auf Corinnas pathetisches „Aber meine Gefühle, gnädigste Frau...“, ein schlichtes „Bah“ (159). Auch Marcell weiß: „Alles ist Berechnung“ (77), und verwendet damit genau das Stichwort, das Treibel als Entschuldigung für seine Verirrung in die Politik benutzt hatte: „Unsereins rechnet und rechnet...“

Aber Treibels Berechnungen werden falsch, wenn er sich aus seiner Bourgeoiswelt hinaus-, Corinnas, wenn sie sich in sie hineinbegibt. Beide mißbrauchen einen Bereich menschlichen Lebens, indem sie sein Eigenrecht dem bloßen Kalkül opfern, Treibel die Welt der gesellschaftlichen Ordnung und Corinna die der Gefühle. Sie ist bereit, diese ihrem Drang nach Geld zu opfern und dabei einen Schlappschwanz als Ehemann in Kauf zu nehmen. Erst Frau Schmolkes Erzählung von ihrer Ehe und ihre Botschaft „Liebet euch untereinander“ (170) hat eine kathartische Wirkung und führt sie zur Umkehr von „meine[r] Verirrung“ (181).

Frau Schmolkes lange Ehegeschichte aber trägt noch auf eine weitere Weise zum Verständnis des Romans bei und muß einbezogen werden in die Analyse von Treibels und Corinnas Fehlern.

6

Ein letztes Mal wird das Motiv von Nelsons heldischem Namensvetter bei Corinnas Hochzeit verwendet. Wenn der Engländer zur Vermählung ein Telegramm mit dem berühmtesten Zitat des Admirals schickt, „England expects that every man will do his duty“ (185), dann bestätigt das, daß er selbst vielmehr das moderne bourgeoise England repräsentiert, denn er verwendet das ursprünglich soldatische Zitat in sexuellem Sinn. Es bildet aber ein offenbar bisher übersehenes Element der Darstellung des Besitzbürgertums in Fontanes Roman, daß die Welt des Geldes durchsetzt ist von erotischer Anrühigkeit. Die heute in der Kapitalismus-Diskussion so beliebte Formel von der Obszönität des Geldes ist, umgesetzt in Bild, Wort und Handlung, in Frau Jenny Treibel schon vorhanden. Das Haus Treibel ist getaucht in eine Atmosphäre sexueller Gewagtheiten.

Treibel und die Majorin Ziegenhals, in der man eine ehemalige Fürstengeliebte vermutet und die man deshalb als „Lady Milford“ (41) bezeichnet, streifen in ihren Gesprächen bei Tisch

allerlei Sittlichkeitsprobleme [...] zu deren Lösung er sich, als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber [...] nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte, denen erst der Ton, aber dieser oft sehr entschieden, den erotischen Charakter aufdrückte. (30)

Tatsächlich sind für den heutigen Leser die sexuellen Anspielungen so harmlos, daß er sich fragt, warum „die Ziegenhals [...] Blicke mit Treibel (wechselte)“ (39). Kaum hat der Kommerzienrat sich mit Vogelsang nach

dem Essen zu Schnaps und Zigarre zurückgezogen, da wartet er auf das Erscheinen von Polizeiasessor Goldammer — der Name ist schon interpretiert worden und spricht im Zusammenhang mit Vogelsang Bände —, und Otto Treibel eilt ebenfalls herbei,

weil er von langer Zeit her die der Erotik zugewendeten Wege kannte, die Goldammer bei Likör und Zigarren regelmäßig und meist sehr rasch, so daß jede Versäumnis sich strafte, zu wandeln pflegte. (43)

Treibel und Vogelsang haben unterdessen schon über den „einen Meter Brustweite“ der Majorin ein paar Worte gewechselt, und daß er Vogelsang gleich aufgefallen ist, deutet Treibel als gutes Zeichen:

Und es freut mich, daß Sie ein Auge für solche Dinge haben. Da bezeugt sich das alte Lieutenantsblut. (23) —

eine, gerade auf Vogelsang angewendete, haarsträubende Bemerkung. Jennys Gesellschafterin, Fräulein Honig, fürchte sich vor dem Kommerzienrat, „weil sie trotz des guten Rufes, dessen sich Treibel erfreute, doch von einem ängstlichen süßen Gefühl überrieselt wurde“ (107), und Jenny hätte ein „Hausmädchen, eine hübsche Blondine, [...] mit Rücksicht auf Leopolds ‚mores‘ beinahe nicht engagiert“. Vielleicht wäre das besser gewesen, denn sie steht bei Treibels Heimkehr von der Wahlversammlung am Gitter „und sprach lebhaft und unter Lachen mit einem draußen auf dem Trottoir stehenden ‚Cousin‘ (144). Treibel vermutet, sie habe ein Verhältnis, und Jenny fürchtet sogar, sie werde als Spreewälder Amme enden, vermutlich, wenn sie ein uneheliches Kind bekommt. Als Jenny dann ihrem Mann Leopolds Verlobung verkündet, hat dieser zunächst „was von kleiner Soubrette, vielleicht auch von ‚Jungfrau aus dem Volke‘ erwartet“ (146). Sogar „unsere Majolikaschüssel“ ist bei Treibels „mit einer Venus und einem Cupido“ (147) verziert. Herr Felgentreu hat die „hübsche Wirtschaftsmamsell“ seines „Prinzipals, eines mit seiner weiblichen Umgebung oft wechselnden Witwers“ (141) geheiratet, und ihre Tochter Elfriede deutet eine harmlose Bemerkung Treibels gleich als Anspielung auf ihre Beziehungen zu dem „früheren Hauslehrer“, dem „Pionierlieutenant“ (115) oder gar Leopold. Ein Dialogfetzen zwischen dem Ehepaar Treibel wie der folgende spricht für sich:

Guten Morgen, Jenny ... Wie geruht?

Doch nur passabel. Die furchtbare Vogelsang hat wie ein Alp auf mir gelegen.

Ich würde gerade diese bildersprachliche Wendung doch zu vermeiden suchen. (82)

Auf diesem etwas anrühigen Hintergrund muß wohl auch Helene Treibels Reinlichkeits- und Tugendwahn gesehen werden, der sich in Waschwang äußert. Sie hat, wie ihr Schwiegervater findet, wie alle Hamburgerinnen „innerlich und äußerlich so was ungewöhnlich Gewaschenes“ (85). Schon das Diner kann nicht bei ihr stattfinden, weil sie „Plättag“ (11) hat. Ihre Tochter kleidet sie fast ausschließlich in Weiß, so daß die Kleine „sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter“ (87) hätte

gestellt werden können. Sogar Lizzis „flachserne Haare (fallen) vor lauter Pflege schon halb ins Kakerlakige“ (= Albinohafte), wie Treibel bemerkt, der überhaupt seine Zweifel hat, wenn „die Fleckenlosigkeit der Seele nach dem Seifenkonsum berechnet und die ganze Reinheit des werdenden Menschen auf die Weißheit seiner Strümpfe gestellt wird“ (109). Es scheint, als ob die Hamburgerin Helene, die noch nicht gemerkt hat, daß die Engländer auch nicht mehr sind, was sie einmal waren, mit ihrem Sauberkeitstick unbewußt gegen das bourgeoise Milieu protestiert, in das sie hineingeheiratet hat.

In keinem anderen Roman Fontanes sind die Anspielungen auf Sexuelles in einem bestimmten Milieu so dicht, denn die erotische Patina, die in Frau Jenny Treibel über der großbürgerlichen Welt des Geldes liegt, gehört zu den Unterscheidungsmerkmalen von der kleinbürgerlichen Welt des Geistes. Dort fehlt das Erotische auffällig sogar dort, wo es legitim wäre. Marcell erläutert seinem zukünftigen Schwiegervater, wie schwierig er es findet, seiner Cousine gegenüber leidenschaftlich zu werden:

Die Leidenschaft ist etwas Plötzliches, und wenn man von seinem fünften Jahr an immer zusammengespielt [...] hat, [...] da ist von Plötzlichkeit, dieser Vorbedingung der Leidenschaft, keine Rede mehr. (75)

Denkt man an Polizeiassessor Goldammer im Treibelschen Milieu, der aus beruflicher Kenntnis aus erster Hand Erotisches so aufregend zu vermitteln weiß, daß „jede Versäumnis sich strafte“, dann wird deutlich, daß Fontane auch hier mit Entsprechungen arbeitet, daß Goldammers unerotisches Gegenbild der verstorbene Mann der Haushälterin Schmolke im Schmidtschen Haus ist. Er war ebenfalls Polizist, und was Frau Schmolke Corinna über ihren toten Mann erzählt, macht den Unterschied zwischen der neureichen Bougeoisie und der unverdorbenen Welt der einfachen Leute klar. Polizist Schmolke nämlich war „bei der allerschwersten (Abteilung), die für den Anstand und die gute Sitte zu sorgen hat“, und mußte unter anderem aufgegriffene Dirnen vernehmen. In der Schilderung ihrer Eheprobleme im 11. Kapitel berichtet Frau Schmolke, wie sie diese bedrohliche Nähe des Lasters gefürchtet habe, weil sie eine ständige Versuchung für ihren Mann gewesen sei:

Denn das ist ja gerade wie der Versucher in der Wüste:
,Dies alles schenk ich dir.' (133)

Aber eines Tages hat Schmolke seiner Frau die Eifersucht und die Sorgen dadurch ausgetrieben, daß er ihr „all das Elend und all den Jammer“ dargestellt hat:

[...] ich sage dir, Rosalie, wenn man das jeden Tag sehen muß, un hat ein Herz im Leibe un hat bei's erste Garderegiment gedient un is für Proppertät, Strammheit und Gesundheit, na, ich sage dir, denn is es mit der Verführung un all so was vorbei, un man möchte rausgehn und weinen [...] (135)

Frau Schmolkes Erzählung insgesamt bildet einen Gegensatz zur erotischen Atmosphäre im Hause Treibel, denn dort wird aus Nicht-Sexuellem durch Anspielung Sexuelles; hier wird umgekehrt das Sexuelle seiner Anrühig-

keit beraubt, weil es in einen Lebenszusammenhang gestellt wird, in dem es seine laszive Attraktivität verliert. Was dann übrig bleibt, ist das alltägliche Elend oder mindestens die Alltäglichkeit des Lebens weniger bevorzugter Menschen. Kein Wunder, daß „um Corinnas Mund [...] sich jeder Ausdruck von Spott (verlor)“ (134).

In solchen Details steckt Fontanes Gesellschaftskritik, die nie plakativ und direkt, aber in ihrer Subtilität nicht minder scharf ist. In solchen Details steckt seine Zeitanalyse, die das wahre Gesicht der Bourgeoisie hinter ihrer Maske von Wohlanständigkeit enthüllt.

Immer wieder wird in der Forschung auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die Fontane mit der Vorveröffentlichung seiner Romane in den Familienzeitschriften hatte, weil man sie für moralisch bedenklich hielt, und immer wieder klingt das so, als sei das Unverständnis der Zeit dem Schriftsteller gegenüber grenzenlos gewesen. Der Satz des Chefredakteurs der Vossischen Zeitung über Irrungen, Wirrungen, das im Vorabdruck immerhin recht provozierend mit dem Untertitel „Eine berliner Alltagsgeschichte“ erschien, „Wird denn die gräßliche Hurengeschichte nicht bald aufhören?“¹³ ist bekannt. Aber es scheint angebracht, auch einmal den umgekehrten Standpunkt einzunehmen und zu fragen, ob nicht die Zeitgenossen aus ihrer Sicht durchaus recht hatten, wenn sie Fontane für frivol hielten. Von den vielen sexuellen Gewagtheiten im Dialog abgesehen, die nach den Vorstellungen der Zeit eben nur an den Männerstammtisch gehörten, konnten sie etwa Stine oder Frau Jenny Treibel nur als beängstigend treffend und enthüllend empfinden und mit Abwehrmechanismen darauf reagieren. Was sie nicht erkannten, war, daß die Größe Fontanes als Romancier unter anderem darin besteht, daß er diese erotischen Elemente motivisch und funktional so in das Gewebe der Dichtung einarbeitete, daß sie zum Bedeutungsträger und damit für das Verständnis des Werkes unabdingbar werden konnten.

Darüber hinaus bildete Frau Schmolkes Ehebericht auch einen Gegensatz zu Jennys sentimentalem, aber haarsträubend heuchlerischem und von ihr selbst in der Praxis hintertriebenem Bekenntnis:

Ich höre so gerne von glücklichen Ehen, namentlich in der Ober-sphäre der Gesellschaft [...]. (26)

Jenny setzt dabei in ihrer Beschränktheit einfach voraus, daß gesellschaftlicher Rang und „das Höhere“ eins sind:

Meine Mutter [...] war immer für die besseren Klassen. Und das sollte jede Mutter, denn es ist bestimmend für unseren Lebensweg. Das Niedere kann dann nicht heran und bleibt hinter uns zurück. (29)

Bedenkt man, wie es in den Ehen in ihrer eigenen Familie zugeht, dann wird der Selbstbetrug darin klar. Nicht sie hört in Wirklichkeit von glücklichen Ehen, sondern Corinna, für die unmittelbar nach ihrer Verlobung die Erzählung der Schmolke ein belehrendes Beispiel ist, worauf es in der Ehe wirklich ankommt. Und so fährt Corinna auf ihrer Hochzeitsreise mit Marcell denn auch „bis zum Grab der Julia“ (185),¹⁴ wo die wahre Liebe zu Hause ist.

Die Funktion der zweideutigen Atmosphäre im Hause Treibel wird in dem Gespräch der Herren nach dem Diner am deutlichsten, denn Goldammer berichtet beim Erzählen von Geschichten über „unsre pikanteste Verkehrsader“ (43), die Friedrichstraße, von einer „neue[n] Soubrette“, die von jemandem aus den höchsten Kreisen protegiert wird, und der Hausherr kommentiert:

Kapital. Sehen Sie, Goldammer, jede Kunstrichtung ist gut, weil jede das Ideal im Auge hat. Und das Ideal ist die Hauptsache, soviel weiß ich nachgerade von meiner Frau. Aber das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette. (44)

„Das Ideal“ ist ein Schlüsselwort des Romans, und Treibels falscher Superlativ, „das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette“, fügt der Diskussion des Idealen eine für das Verständnis des Buches aufschlußreiche Variante hinzu. Treibel und Schmidt bilden die Exponenten zweier entgegengesetzter, aber durchaus miteinander harmonisierender Typen des Idealen. Für den Professor ist „das wirklich Ideale nicht das meiner Freundin Jenny“, sondern

das Klassische, was sie jetzt verspotten, das ist das, was die Seele frei macht, das Kleinliche nicht kennt und das Christliche vorahnt und vergeben und vergessen lehrt, weil wir alle das Ruhmes mangeln. (179)

Für Treibel stellt das Ideale in aller unambitiösen Ehrlichkeit eine hübsche Soubrette dar. Beide sind ehrlich vor sich selbst und setzen sich damit ausdrücklich von der heuchlerischen Position Jennys ab, die behauptet, daß sie „als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre“ (120), die das „Ideal im Liede“ zu finden vorgibt und sich vormacht: „Ich für meine Person verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten.“ (30)

Genau auf sie trifft denn auch Fontanes eigene Definition des Bourgeois aus *Von Zwanzig bis Dreißig* am reinsten zu:

Alle geben sie vor, Ideale zu haben; in einem fort quasseln sie vom ‚Schönen, Guten, Wahren‘ und knixen doch nur vor dem goldnen Kalb, entweder indem sie tatsächlich alles was Geld und Besitz heißt, umcouren oder sich doch innerlich in Sehnsucht danach verzehren. [. . .] jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Tun nur durch ihren Vorteil bestimmt wird, was auch alle Welt einsieht, nur sie selber nicht. Sie legen sich vielmehr alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbstlosigkeit. Und jedesmal wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes. (35.16 f.)

Besitz- und Bildungsbürger, so scheint es, sind akzeptabel, solange sie ihren eigenen Prinzipien treu bleiben und sich ihre Gedanken und Handlungen in Übereinstimmung miteinander befinden. In seinem Bekenntnis zu den Soubretten erfüllt Treibel ebenso Schmidts Wahlspruch „Werde, der du bist“ (179) wie dieser selbst, wenn er sich zur Antike bekennt und Jenny ihre Heuchelei vergibt, oder wie Corinna, wenn sie sich von Leopold zu

Marcell bekehrt. Jenny aber ist und bleibt die Verkörperung der heuchlerischen Existenz und des Selbstbetrugs. Sie redet vom Idealen im Schmidtschen Sinne und handelt nach den Grundsätzen des Geldes.

In die Gefahr solcher doppeldeutigen Existenz geraten Treibel und Corinna mit ihren Plänen, bei denen sie ihre Lebensprinzipien verraten. Beider Plan ist daher „Ein Schritt vom Wege“ (179), wie Schmidt die Treibelei seiner Tochter mit einem bekannten Lustspieltitel der Zeit denn auch nennt. Beides stellt eine Verfehlung dar, aber anders als in den meisten anderen Fontaneschen Romanen wird den gebrannten Kindern in diesem heitersten seiner Werke, seiner einzigen Prosakomödie, die Möglichkeit zur Umkehr gegeben.

Anmerkungen

- 1 Dieter Kaffitz: Die Kritik am Bildungsbürgertum in Fontanes Roman ‚Frau Jenny Treibel‘. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 92 (1973), Sonderheft Theodor Fontane, S. 84, 74.
- 2 Hugo Aust: Anstößige Versöhnung? Zum Begriff der Versöhnung in Fontanes ‚Frau Jenny Treibel‘. In: s. Anm. 1, S. 108.
- 3 Alle Fontane-Zitate werden nach der Ullstein Taschenbuch Ausgabe Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes, hrsg. v. Walter Keitel und Helmuth Nürnberger, belegt. Außer bei den Zitaten aus Frau Jenny Treibel (Bd. 16) ist die Bandzahl hinzugefügt. Hat ein Zitat keinen Nachweis, dann gilt der nächste dafür mit.
- 4 Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975, S. 311 f.
- 5 Conrad Wandrey: Theodor Fontane. München: C. H. Beck 1919, S. 262.
- 6 Müller-Seidel, S. 306.
- 7 Ebd., S. 317.
- 8 Richard Brinkmann: Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München: Piper 1967, S. 13.
- 9 Harry E. Cartland: The Prussian Officer in Fontane's Novels: A Historical Perspective. In: The Germanic Review LII (1977), 3, S. 183–193. Cartland hält es für typisch, daß Vogelsang zugleich auch der einzige Bürgerliche unter Fontanes Offizieren ist.
- 10 Vgl. dazu Christian Grawe: Crampas und sein Lieblingsdichter Heine und einige damit verbundene Motive in Fontanes ‚Effi Briest‘. In: Wilhelm Raabe Jahrbuch 1982, S. 142–164.
- 11 „An einem der letzten Maitage“ (7) lädt Jenny Corinna im 1. Kapitel zum Diner ein, und im letzten Kapitel feiert Corinna am „Letzten Sonnabend im Juli“ (183) ihre Hochzeit. Vom Handlungsjahr heißt es im 2. Kapitel, daß Treibel „seit sechzehn Jahren“ (17) „nach dem siebziger Kriege“ (16) in seiner Villa wohnt. Es gibt dem Roman drei weitere Hinweise auf die Handlungszeit, von denen zwei diese Zeitangabe bestätigen. Treibels Frage an seine Zeitung lesende Frau „Wie steht es mit Gladstone?“ (82) bezieht sich offenbar auf die englische Regierungskrise vom Mai/Juni 1886, als der Premierminister William Gladstone über die irische „Home Rule Bill“ gestürzt wurde (8. 6. 1886). Auch Schmidts Bemerkung über den Kaiser, der nicht mehr „Summus Episcopus“ (180) sein wolle, weist auf dasselbe Jahr hin, denn im Mai 1886 wurde im preußischen Landtag der Antrag gestellt, die Bindung der evangelischen Landeskirche Preußens, deren Landesbischof traditionell der König war, an den Staat zu lockern. Nur der dritte Hinweis auf das Handlungsjahr stimmt nicht ganz. Jenny sagt von Corinna: Du „hast vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet gesehen“ (11). Der gefeierte Hamlet-Darsteller Edwin Booth, der als erster Amerikaner auch die europäischen Bühnen eroberte, eröffnete sein enthusiastisch gefeiertes Berliner Gastspiel im Residenztheater am 11. Januar 1883 mit Hamlet und trat bis Mitte Februar in verschiedenen Shakespeare-Rollen auf (vgl. dazu E. Riggles: Prince of Players – Edwin Booth. London: P. Davies 1953, S. 243–246 und C. H. Shattuck: The Hamlet of Edwin Booth. Urbana/Chicago/London: University of Illinois Press 1969, S. 296–298). Corinna hat also Booth nicht „vorigen Winter“, sondern vor drei Jahren gesehen. Jennys Erinnerung ist also ungenau.
- 12 Vgl. zu diesem Motiv David Turner: Kaffee oder Milch? Das ist die Frage: Zu einer Szene aus Fontanes ‚Frau Jenny Treibel‘. In: Fontane-Blätter, Bd. 3 (1974), H. 2, S. 153–159.
- 13 Zitiert nach Müller-Seidel, S. 252.
- 14 Vgl. zu diesem Motiv Aust, S. 104 f.

Charlotte Jolles: Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1983 (279 S.)

[Rez. Christa Schultze]

Mit Recht nennt G. Erler im Nachwort zu obigem Titel die hier einem breiteren Publikum vorgelegte, 1936 verfaßte Dissertation ein „wissenschaftsgeschichtliches Dokument“ und ihren endlich erfolgten Druck einen „Akt historischer Gerechtigkeit“. Wir sind dankbar für die in diesem Zusammenhang dargebotenen Mitteilungen über den Lebens- und Schaffungsweg der Autorin, deren Dissertation – Grundlage für alle weiteren Forschungen über den „jungen Fontane“ – unter dem NS-Regime nicht gedruckt werden konnte, und die ihre Heimatstadt Berlin verlassen und nach England emigrieren mußte.

Das ist Begründung für den „verspäteten“ Druck; einer Rechtfertigung bedarf er nicht. Das Erscheinen des Buches werden nicht nur Forscher, die nun nicht mehr gezwungen sind, dem einzigen, in der Berliner Universitätsbibliothek aufbewahrten Dissertationsexemplar mühselig nachzuspüren, sondern alle an Fontane Interessierten freudig begrüßen. Rezensentin selbst verdankte (gleich vielen Anderen) vor Jahren der Dissertation Zugang zum „jungen Fontane“ und findet sich heute von der unveränderten Aktualität des Textes überrascht und neu angeregt.

Der Titel „Fontane und die Politik“ läßt aufhorchen. Inwieweit war der große Romancier ein politischer Mensch? Sein größtes Engagement liegt in den Jugendjahren, im Vormärz und während, bzw. kurz nach der 48er Revolution. Wäre der „reife“ Fontane, der mit seinem Romanschaffen sich bleibende Geltung verschaffte, zu denken ohne eine gelebte Jugend, die dazu noch in die bewegteste Zeit deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert fiel? „Die bestimmenden Eindrücke von Fontanes Leben fallen in die Zeit bis 1860“, heißt es bei Jolles, und so geht sie vor allem „den Anfängen seines Berufs als freier Schriftsteller und dem Jahrzehnt im Dienst des preußischen Staats“ nach. Doch zunächst erleben wir, wie in der Lehrlingszeit in der Berliner Rose'schen Apotheke 1836 bis 1840, als ein frischer politischer Wind zu wehen begann, sich bei dem Jüngling Standpunkt und Einsichten zu gestalten beginnen. Wegen der immer noch unzulänglichen Quellenlage werden Forscher leicht verleitet, sich für Fontanes frühe Zeit an dessen eigene Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ zu halten. Verfasserin weist des öfteren darauf hin, wie gefährlich eine unkritische und ungeprüfte Übernahme dieser im Rückblick des Greises getanen Schilderungen ist, deren Absicht eine korrekte Biographie nicht sein konnte. Dies gilt ganz besonders für die an die Berliner Lehrjahre (nach einer kurzen Zwischenstation in Burg) sich anschließende Leipziger und Dresdener Zeit von September 1841 bis Juli 1843. Man kann Jolles' Warnung nicht ernst genug nehmen, denn wie schnell gerät der Leser in den Sog der faszinierenden, humorvollen Plaudereien, bei denen jedoch vieles ausgelassen, manches wohl auch verdrängt oder absichtlich gekürzt und verfärbt worden ist.

Die Leipzig/Dresdener Zeit war mit dem Anschluß, den Fontane an progressive, der verbotenen Burschenschaft angehörende Studentenkreise fand, von ausschlaggebender Bedeutung für die Gestaltung seiner politischen Ansichten. Diese Jahre und die darauffolgenden Monate während der einjährig-freiwilligen Zeit (bis nach der ersten Englandreise) stehen so sehr „im Zeichen politisch-freiheitlicher Ideen“, daß sie noch vier Jahre später sein Verhalten in den Tagen der März-Revolution in Berlin prägen werden. Männer wie Georg Günther, der Schwager und Kampfgefährte Robert Blums, 1848/49 Mitglied des Frankfurter Parlaments, und Hermann Kriege, Umstürzler und „Wühler comme il faut“, gewinnen maßgeblichen Einfluß auf ihn.

Jolles – seinerzeit im Zweifach Studentin der Geschichte – beherrscht den historischen Lauf der Zeit exakt; sie unterscheidet unter den damaligen oppositionellen Gruppen vor allem die Liberal-Gemäßigten und die Demokratisch-Radikalen. Fontane ist letzterer Gruppe zuzurechnen, die ideell von Georg Herwegh angeführt wurde. Die Liberal-Gemäßigten verurteilt Fontane in dem Gedicht „Einigkeit“, in dem er schon 1842 der Freiheit des deutschen Volkes – frei von polizeilicher Willkür und maßregelnder Presse- und anderen Gesetzen – den Vorrang vor der staatlichen Einheit gibt. Auch alle anderen Gedichte jener Zeit sind von radikalen Anschauungen diktiert; diese veranlassen ihn auch zur Übersetzung des englischen Arbeiterdichters John Prince, der ihn vorrangig als Erscheinung eines Dichters interessiert, der mit Hunger, Not und Elend zu kämpfen hatte und sich dennoch zu „einem Mann von Bildung und Geschmack“ emporgeschwungen hat. Schon damals sah Fontane in England das „gelobte Land“, das alles das an Freiheit hatte, wonach man in Preußen sehnlichst verlangte.

Bei aller politischen Engagiertheit war Fontane „kein Mann der Tat, er war ein Mann der Feder“. Nur in den Monaten der Revolution von 1848/49 bricht der Wunsch, tatkräftig in die Politik einzugreifen, in vier Aufsätzen durch, die im Organ der Berliner Demokraten, der von Gustav Julius geleiteten „Zeitungshalle“, Aufnahme finden. Nichts hatten die zurückliegenden vier Jahre der „Tunnel“-Zugehörigkeit, die ihn u. a. die patriotischen „Feldherrnlieder“ schaffen ließen, an der radikalen Einstellung der Leipzig/Dresdener Zeit geändert. Jolles stand 1936 der damals noch ungedruckte Briefwechsel zwischen Fontane und Bernhard von Lepel zur Verfügung. So konnte sie verfolgen, wie er mit dem stock-konservativen Freund in politische Debatten gerät und seinem Verlangen nach der Republik noch 1849 unverhüllten Ausdruck gibt. Jolles nutzte ferner Fontanes oben erwähnte, erstmals von Hermann Michel 1915 neu veröffentlichte Artikel aus der „Berliner Zeitungshalle“. Sie entdeckte Fontanes Artikel in der ultra-radikalen „Dresdner Zeitung“ von 1849, mit denen sie seine eigentliche publizistische Laufbahn beginnen sieht. Aus diesen Artikeln lasse sich zum erstenmal der scheinbare Widerspruch bei Fontane herauslesen: „einmal die große Liebe zum preußischen Staat... zum andern die Erbitterung über eben dasselbe Preußen, das ihn in allen seinen Wünschen enttäuschte“. Hier könne der Ansatzpunkt für Fontanes bis zuletzt anhaltende zwiespältige Stellung zu Preußen liegen.

Jolles vermittelt dem Leser über die Erschließung neuer Quellen aus dem damals noch vorhandenen, heute zum großen Teil durch Kriegseinwirkung zerstörten Gesamtnachlaß, über die Darlegung neuer Fakten und das Nachvollziehen biographischer Details hinaus das Verständnis für den komplizierten Entwicklungsgang des radikalen Demokraten der Jugendjahre zum Angestellten der preußischen monarchistischen Regierung von 1850 bis 1860. „Unsicherheit und Ziellosigkeit seines Lebens überhaupt“, das Bewußtsein, die ihm seit fünf Jahren anverlobte und damit anvertraute Braut, die kein festes Zuhause hatte, nicht länger auf die Heirat warten lassen zu dürfen, sind Ursache für Fontanes Eintritt in das Literarische Kabinett. Hier hatte er einer Politik zu dienen, die seinen Überzeugungen direkt zuwiderlief. Der innere Kampf, die Verzweiflung über sich selbst, über sein Handeln, das wirtschaftliche Not und Abhängigkeit ihm abverlangten, kommt in der Klage zum Ausdruck: „Ich habe mich ... der Reaktion für monatlich 30 Silberlinge verkauft ... Man kann nun mal als anständiger Mensch nicht durchkommen.“

Die Erfüllung seines Wunsches, im Jahre 1852 im Auftrag der Regierung als Berichterstatte nach London zu gehen, kam daher einer Rettung gleich, wenn auch seine neue Tätigkeit ihn nicht vor manchem Zwiespalt bewahrte. England war seit den Leipzig/Dresdener Tagen Ziel der Hoffnungen Fontanes gewesen. Und gerade in den fünfziger Jahren, als in Preußen die Reaktion wie eine Totenstarre über Land und Menschen lag, in England aber alles Politik atmete, dienten die Engländeraufenthalte (es folgten zwei weitere zwischen 1855 und 1858 zwecks Begründung einer deutsch-englischen Korrespondenz bzw. als Presseagent) der Schulung eines allseitigen politischen Verständnisses. „Es war eine Schule im umfassendsten Sinne des Wortes: für den Menschen, den Politiker, den Dichter“. Für dieses Jahrzehnt im Dienste der preußischen Regierung nutzte Jolles als erste die materialreichen Akten des ehemaligen preußischen Staatsministeriums, die einen genauen Einblick in diesen Lebensabschnitt Fontanes gestatteten; sie sind bis heute in Merseburg erhalten geblieben.

Die beiden Grundelemente englischen politischen Lebens: Freiheitsgefühl und Konservatismus, d. i. Vorwärtsdrängen und Bewahren-Wollen, sind im Denken des alten Fontane eine Synthese eingegangen. „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben“, ist die Quintessenz, die in Fontanes bekenntnishaftem Alterswerk „Der Stehlin“ zum Ausdruck kommt.

In einem kurzen „Ausblick“ schlägt Jolles so die Brücke vom radikalen Jüngling, der sich 1842 mit englischer Arbeiterdichtung, mit englischem Parlamentarismus und Sozialismus beschäftigte, dessen Freiheitsideal ihn später nach der britischen Insel führte, zum „alten Fontane“, der erst in reifen Jahren als Mensch und als Dichter zur vollen Entfaltung gelangte. Das in späteren Jahren erneut aktivierte politische Bewußtsein Fontanes wäre ohne die Entwicklung des jungen nicht zu verstehen. Das Buch bildet als „Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes“ (so der Untertitel) die Grundlage zum Verständnis des späteren Weges des Dichters, der zum

bedeutendsten Autor des deutschen Gesellschaftsromans des 19. Jahrhunderts wurde.

Dem Buch beigegeben sind außer Bildern und einer Auswahlbibliographie von Jolles' Schriften zu Fontane die wertvolle, von ihr erarbeitete und in den 60er Jahren an verschiedenen Stellen gedruckte, jetzt vervollständigte bibliographische Übersicht über Fontanes Veröffentlichungen in Periodika 1839–1859/60. Sie wird jedem, der über Fontane arbeitet, unentbehrlich sein. Die Ausstattung des Buches zeigt sich seiner Bedeutung würdig.

Hugo Aust: Literatur des Realismus. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. – Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981 (Sammlung Metzler Bd. 157). **Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880.** Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie hrsg. v. Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger und Reinhard Wittmann. Bd. 1–2. – Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1981² (Epochen der deutschen Literatur. Materialienband) [Rez. Peter Wruck]

In den Fontane-Blättern ist die Anzeige zweier Arbeiten nachzuholen, die beide bereits vor einiger Zeit die zweite Auflage erreicht und an Bedeutung nichts verloren haben. Das eine Werk resümiert die programmatischen und kritischen Quellen, das andere die wissenschaftlichen Darstellungen, Beiträge und Auffassungen zur „Literatur des Realismus“ (und der Gründerzeit). Obwohl sie in der Behandlung völlig voneinander abweichen und sich im Umfang verhalten wie David und Goliath, haben sie mehr gemeinsam als die Epochenbezeichnung im Titel: Sie gehören seither zu den Grundlagen für die geschichtliche und theoretische Erforschung dieser literarischen Epoche. Beide Werke exzellieren in der Beherrschung und Darbietung der wahrlich vielschichtigen Stoffe, zu denen sie den Zugang ebnen.

Hugo Aust, dessen Ruf in der Fontane-Forschung keiner Hervorhebung bedarf, ist bescheiden, wenn er die zweite Auflage seines kleinen Buchs eine „durchgesehene und ergänzte“ nennt. Sie übersteigt die erste um 25 Seiten – ein Viertel des Bisherigen. Im selben Maße angewachsen ist das Begriffsverzeichnis, wie es jetzt treffender als das frühere „Sachregister“ heißt. Neben den Neuerscheinungen wurden auch ältere Titel nachgetragen. Geblieben ist der dreiteilige Aufbau. Auf die „Wissenschaftliche(n) Hilfsmittel“ folgt als Hauptstück „Die Bestimmung des Begriffs Realismus“ in den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen und in der Literaturwissenschaft; sie ist verbunden mit einer „Begriffsanalyse: Realismus und Wirklichkeitsbezug“ sowie einer Skizze der „literaturhistorische(n) Epochenbildung“. Der abschließende dritte Teil ist der „Formenwelt im Realismus“ gewidmet.

Die erprobte Verfahrensweise der Realienbände aus der „Sammlung Metzler“ bewährt sich auch hier; abschnittsweise werden die Erörterungen mit den bibliographischen Nachweisen verbunden. Mitunter muß man freilich übers Register gehen, um einen Titel zu ermitteln, und nicht immer gelingt es (so bei Th. Meyer). Da durchaus zu wünschen ist, daß Aust demnächst abermals eine neue Ausgabe vorlegt, noch einige weitere Randbemerkungen: Manchmal läßt sich schwer unterscheiden, wo die Wiedergabe einer fremden Meinungsäußerung aufhört und die Meinungsäußerung des Verfassers beginnt. Problematisch erscheint die Verteilung der literatursoziologischen Sachverhalte auf die Abschnitte „Voraussetzungen und Einflüsse“ sowie „Publikum“. Die internationale Differenziertheit – bekannte Gretchenfrage des Realismus im 19. Jahrhundert – verdiente eine selbständige Abhandlung. Zum sogenannten „kritischen Realismus“ wären angesichts seiner Bedeutung in der marxistischen Theoriebildung (die unvoreingenommen referiert wird, soweit sie in deutscher Sprache zugänglich ist) einige begriffsgeschichtliche Angaben und die Aufnahme ins Begriffsverzeichnis zweckdienlich. Und schließlich sollte, wenn es die Spielregeln der Reihe erlauben, der bloße Hinweis auf die Darstellung Helmuth Widhammers, die seit 1977 als „Die Literaturtheorie des deutschen Realismus (1848–1860)“ ebenfalls in der „Sammlung Metzler“ vorliegt, durch Nachweis und Stellungnahme ersetzt werden; der Titel ist hier als dritter neben dem Austs und den „Manifesten und Dokumenten“ in Erinnerung zu bringen.

Daß die Materialienbände, die den literaturgeschichtlichen Darstellungen der Reihe „Epoche der Literatur“ beigegeben werden, mit dem Erscheinen von „Realismus und Gründerzeit“ auf eine neue Stufe gehoben wurden, war offensichtlich. Die Erweiterung von sonst einem auf zwei starke Bände betraf keine Äußerlichkeit. Vergleicht man die vorangegangene, Erich Ruprecht und Dieter Bänisch zu verdankende Sammlung von Manifesten und Dokumenten der „Jahrhundertwende (. . .) 1890–1910“ (Stuttgart 1970), dann drängt sich der Konzeptionswechsel auf. Die Autonomievorstellungen, in deren Rahmen sich Ruprecht und Bänisch bei ihrer Auswahl und Einleitung bewegten, sind durch das kommunikativ und sozialgeschichtlich begründete Literaturverständnis der siebziger Jahre ersetzt, das eine Neubewertung der Quellen mit sich brachte und auf eine immense Erweiterung des beachtenswerten Materials hinauslief.

Die Herausgeber begegneten der dadurch erwachsenden Schwierigkeit auf eine ungewöhnliche und überzeugende Weise, die es verdient, nochmals nachgezeichnet zu werden. Um den „literarischen Zeithorizont“ (S. V) in der erstrebten Vollständigkeit der wesentlichen literarischen Richtungen, Zeiteinflüsse und Probleme sichtbar zu machen, wurde in lockerer Koordination auf drei parallelen Wegen vorgegangen. Die Dokumentation erfuhr eine starke historisch-systematische Untergliederung; man entschied sich (stillschweigend) dafür, nicht eigentlich Texte zu dokumentieren, sondern insofern bruchstückhafte Äußerungen – ein riskantes, doch soweit sich sehen läßt, dank der eingesetzten Sachkunde zuverlässig bewältigtes Unternehmen. Ergänzend beigegeben wurde eine (nur zum Teil und aufskanppste) annotierte Quellenbibliographie von 1486 Nummern und un-

schätzbarem Wert, die in der Gliederung von der Dokumentation im einzelnen wesentlich abweicht. Weiteres Material wird in den Grundlagenstudien der Herausgeber erschlossen, welche die Hälfte des ersten Bandes ausmachen und sich zurückhaltend als „Einführung in den Problembereich“ bezeichnen; man zögert, daraus lediglich die von Reinhart Wittmann stammende Übersicht über das literarische Leben hervorzuheben.

Bezogen auf die „Einführung“, haben die Autoren die Interessenverlagerung, von der sie sich leiten ließen, auf folgenden Ausdruck gebracht: „Sie skizziert die ideologischen, politischen, sozialen und ökonomischen Zusammenhänge, welche die Literaturkritik und das literarische Leben bestimmt haben, und erläutert die Dokumente nach ihrem Stellenwert in der zeitgenössischen Diskussion.“ (S. VI). Dies ist der Punkt, um nach der Bedeutung von „Realismus und Gründerzeit“ für das Bild Fontanes zu fragen, der darin als Kritiker angemessen berücksichtigt ist; man vermisst nur seine Besprechung von Scribes „Feenhänden“. Soweit es um seine Stellung im literarischen Leben geht, deren Aufklärung in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat, liegt jene Bedeutung auf der Hand. Sie scheint noch wenig beachtet, was seine Position innerhalb der Gründerzeit betrifft, die nach dem Befund der Dokumentation Eigenständigkeit besitzt und „die Weltanschauung, das Gattungs- und Stilgefüge des Realismus“ sprengt (S. V). Auch trägt es natürlich zum Verständnis bei, wenn man Fontanes Bemerkungen über Schadow und Rauch, die im Aufsatz „Über unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“ fallen, auf den gleichzeitigen „Denkmalsstreit“ zurückführen kann, die Auseinandersetzung um die belgische und französische Historienmalerei oder das Barbarossa-Motiv auf die „Stiftungslegenden des Kaiserreichs“. Doch bleiben die problemgeschichtlichen Zusammenhänge Stückwerk, solange ihnen nicht – dies der grundsätzliche methodische Hinweis – ihr „Stellenwert in der zeitgenössischen Diskussion“ zugeordnet wird, ohne den die subjektiven Äußerungen in ihrer Zeitgebundenheit und ideologischen Befangenheit sowohl wie in ihrer gegenwartsüberschreitenden Tragweite nicht historisch objektiviert werden können.

Das Vorwort der „Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur (1848–1880)“ schließt mit einem besonderen Dank, zugeordnet den „Leidtragenden der mehrjährigen Arbeit, den Frauen, Geliebten und Freunden der Herausgeber“. Die Benutzer werden noch lange den Herausgebern für diese Arbeit zu danken haben.

**Katharina v. Faber-Castell: Arzt, Krankheit und Tod
im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. – Zürich:
Juris Druck-Verlag 1983 (97 S.)**

[Rez. Joachim Biener]

In der Reihe „Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen“, die auch sonst den engen medizinischen Fachbereich überschreitet, erschien 1983 die Studie über „Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor

Fontanes“ von Katharina v. Faber-Castell. Es handelt sich um eine medizinisch fundierte Untersuchung, die aber über die Fachwissenschaft hinausreicht und Konsequenzen für die Literaturwissenschaft zuläßt, ja anbietet. Fontane ist nicht nur unter Fachaspekten gesehen, sondern auch als realistisches künstlerisches Phänomen. So sind der Untersuchung die berühmten Worte Heinrich Manns über die Bedeutung Fontanes als Gesellschaftsromancier vorangestellt, und so werden auch literaturwissenschaftliche Beiträge von Georg Lukács und Walter Müller-Seidel über Fontanes Romankunst in angemessener Weise herangezogen.

Die Untersuchung folgt nicht chronologisch der Entwicklung Fontanes, sondern sie verfährt typisierend. Diese Methode ist sicherlich der Fachwissenschaft geschuldet, aber sie erweist sich in diesem Falle nicht als störend. Der Leser kann Rückschlüsse auf Fontanes Entwicklung leicht selbst ziehen.

Das erste Kapitel ist „Krankheit und Kränklichkeit“ überschrieben. Es zerfällt in die Abschnitte „Konkrete‘ Krankheit und Kränklichkeit“. Mit „konkreter‘ Krankheit“ ist zum Beispiel das altersbedingte Sterben des alten Stechlin gemeint, das aber zugleich Ausdruck des Endes einer Epoche ist. „Kränklichkeit“ ist Ausdruck von „Leiden an der Welt“, „Krankheitsgeschichte als Zeitgeschichte“. Hier geht es vor allem um von den gesellschaftlichen Verhältnissen gebrochene Frauengestalten wie Cécile und Effi Briest, aber auch um Hugo Großmann als Opfer „unerträglicher persönlicher und gesellschaftlicher Bedrückung“ (S. 87). Die „konkrete‘ Krankheit“ ist medizinisch konkret behandelbar und zeitlich begrenzt. Die „Kränklichkeit“ ist ein schwerer faßbarer, letztlich gesellschaftlich determinierter und medizinisch kaum überwindbarer *Zustand*. Bei dieser Unterscheidung denkt man an Sigmund Freuds Gegenüberstellung von konkret verursachter Trauer und schwerer bestimmbarer Melancholie als Dauerstimmung.

Bei Effi Briest wirke die Kränklichkeit ästhetisch organischer gestaltet als bei Cécile, bei der sie aufdringlich erscheine. Die Kränklichkeit Stines und Waldemar von Halderns wirke aufgesetzt. Mit diesen Nuancierungen beweist die Verfasserin ästhetische Sensibilität.

Von den Formen der „konkreten‘ Krankheit“ und der „Kränklichkeit“ wird die Krankheit in „Ellernklipp“ und „Unterm Birnbaum“ als funktionales moralisches Handlungselement, als „Schuld“ und als „Sühne“ von Verbrechen abgesetzt. Diese didaktisch funktionalisierte Form der Krankheit begegnet uns also notwendig nicht in den besten Spätwerken des Dichters. Nirgends trete bei Fontane Krankheit zufällig auf. Es fänden sich jedoch nur selten exakte Beschreibungen von Krankheiten und eindeutige Diagnosen: „Die genaue Diagnosestellung spielt in Fontanes ‚Stechlin‘ ebenso wenig eine Rolle wie die medizinische Prognose“ (S. 18). „Über die Krankheit, die Effi sterben läßt, wird wenig Greifbares berichtet. Vieles deutet auf eine Lungenschwindsucht hin...“ (S. 46). „Die Krankheit, die Hugo Großmann am Ende niederwirft, wird vage als Lungenentzündung, die in Form einer galoppierenden Schwindsucht verläuft, geschildert“ (S. 54). Das Krankheitsbild bleibt also, so paradox das klingt, im wesentlichen realistisch undeutlich, es wird nicht naturalistisch (klinisch) überdeutlich.

Geradezu abstrakt verliefen bei Fontane, um auf das dritte und Schlußkapitel überzugreifen, die Tode. Sie hätten insgesamt kurzen, stillen, schmerzlosen, ja monotonen und formelhaften Charakter, das Gepräge einer Nachricht. „Die physische Sphäre der menschlichen Existenz findet sich bei Fontane überhaupt nur in Andeutungen. Körperliche Symptome einer Krankheit beschreibt er mit der gleichen, äußersten Zurückhaltung wie die erotische Seite menschlicher Beziehungen. Diese Zurückhaltung läßt sich bei seinen Schilderungen von Krankheit und Kränklichkeit wohl nachweisen, beeinflußt aber das meiste durch seelische und gesellschaftliche Zustände stark mitgeprägte Geschehen kaum und mindert weder die Exaktheit noch die Eindrücklichkeit des Erzählten. In der Darstellung von Sterben und Tod hingegen bedingt der Ausschluß des Körperlichen nicht selten den Ausschluß des Lesers: Wo nämlich Denken, Sprechen und bewußtes Fühlen des Sterbenden enden, schließt sich die Türe. Was dann noch geschieht, ist aus Fontanes Erzählerwelt ausgeschlossen“ (S. 82). Das stimmt weitgehend. Jedoch ist daran zu erinnern, daß im Falle von Crampas und Effi Briest gerade die balladeske, lyrisierend-lückenhafte Todesgestaltung den Leser stark affiziert. Eine breitere Darstellung des Todes würde hier sicherlich einfühlungsmindernd wirken.

Die Darstellung von Krankheit und Tod bestätigt Fontanes Suche zwischen nüchternem und künstlerischem Takt auf der einen Seite und der Neigung zu „Verklärung“ auf der anderen Seite. Im Vergleich mit Rilke und Thomas Mann, noch vor der Entfaltung der Dekadenz mit ihrer Zentralstellung des Todesmotivs und den „ausgearbeiteten“ Toden, stellt er sich gegen naturalistisch-akribische Ausgestaltung von Krankheit oder gar Tod. Angesichts des betonten Ausweichens vor dem Tode stellt sich aber auch die Frage, ob Helene Herrmann, Alfred Döblin und Gottfried Benn nicht doch ein wenig recht haben, wenn sie die Vitalität Fontanes in Zweifel ziehen.

Als interessant erweist sich auch das zweite, mittlere Kapitel, das von den Ärzten und Heilern handelt. Die Ärzte seien bei Fontane im wesentlichen freundlich gezeichnet, vor allem Rummshüttel und Wieseke in „Effi Briest“ und Doktor Bie in „Unwiederbringlich“. Der Arzt bei Fontane sei „weniger Kämpfer gegen die Krankheit als Begleiter der durch sie Betroffenen“ (S. 87). Das Vertrauen, das er genieße, beruhe weniger auf wissenschaftlicher Qualifikation als auf seine Fähigkeit, die Macht der Krankheit zu mildern. Menschlichkeit ist also über Fachkenntnisse gestellt. Der Arzt bei Fontane versage nur dort, wo er, wie Doktor Leist beim sterbenden Tubal in „Vor dem Sturm“ oder Doktor Moscheles im „Stechlin“, gegenüber dem Patienten nicht die rechte, humane Einstellung gewinnt. Fontane besteht also auf „*medicus praesens*“, auf konkreter, humaner, unverdinglichter, natürlich auch von schnöder ärztlicher Geldsucht freier Beziehung zwischen Arzt und Patient. Bei einer Untersuchung von Fontanes Verhältnis zu den Wissenschaften wäre also unbedingt auch die Ärztedarstellung heranzuziehen.

Neben den Ärzten stehen die Naturheiler, die alte Buschen im „Stechlin“ und der Kuhhirt Melcher Harms in „Ellernklipp“. Der Tee der alten Buschen bringt dem alten Stechlin begründete vorübergehende Linderung.

Melcher Harms empfiehlt, als er nicht mehr zu helfen vermag, den Arzt aufzusuchen. Die beiden Heiler stehen also „nicht übel da, ihre Therapien werden nicht als gefährliche Quacksalbereien angeprangert, sind aber auch den Methoden der Schulmedizin nicht überlegen“ (S. 74). Das entspricht dem primär menschlich-verständnisvollen, unheroischen Bild der Ärzte. Hier erweist sich insgesamt der literarisch-ästhetische Wert einer nicht primär literaturwissenschaftlichen Fachuntersuchung. Der medizinische Fachblick, der freilich im vorliegenden Falle literaturfreundlich ist, bestätigt literarisch-ästhetische Gesetzmäßigkeiten und schärft zugleich den Blick für Fontanes Spezifik. Als spezifisch „fontanisch“ wären die Humanisierung der Ärzte, aber auch das Ausweichen vor dem Tode anzusehen. Die Untersuchung v. Faber-Castells zeichnet sich durch Maß aus, sie ist gut geschrieben. Fontane in seiner realistischen Ausgewogenheit mag dem (im Unterschied etwa zu Kleist oder Nietzsche) entgegengekommen sein.

Joachim Schobeß (Potsdam)

Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg zum 80. Geburtstag

Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg, Schleswig, wird am 28. März 1985 achtzig Jahre alt. Die Mitarbeiter des Theodor-Fontane-Archivs und die Redaktion der Fontane-Blätter gratulieren herzlich und wünschen dem rüstigen Jubilar auch fernerhin beste Gesundheit.

Freiherr von Stoltzenberg gehört zu den ältesten Briefpartnern und Förderern des Fontane-Archivs; die Korrespondenz währt ununterbrochen seit 1953. Zwischen den Briefpartnern gab es in über dreißig Jahren ein Geben und Nehmen. Freiherr von Stoltzenberg, Jurist von Beruf, hat sich in seiner Freizeit jahrzehntelang in enger Zusammenarbeit mit dem FAP der Erschließung des Gesamtwerkes unseres Dichters gewidmet. In einem Brief vom 15. Februar 1984 schrieb er u. a.: „Aber ich darf sagen, daß unsere jahrzehntelange Korrespondenz und meine Arbeit für FAP (wenn Sie diesen etwas hochgegriffenen Ausdruck gelten lassen wollen, aber mir fällt kein anderes Wort ein) mit zu den größten Freuden meiner mittleren Jahre gehörte.“

Hervorzuheben sind zunächst zwei kenntnisreiche Rezensionen unseres Jubilars:

1. Joachim Schobeß: Literatur von und über Theodor Fontane. 2., bed. verm. Aufl. Potsdam 1965. 183 S. — Rez. in „Zeitschrift f. Bibliothekswesen u. Bibliographie.“ Frankfurt a. M. Jg. 13, H. 2. 1966, S. 111–112.
2. Fontane, Theodor: Briefe. Bd 4: 1390–98. München: Hanser Verl. 1980. 803 S. — In: Rez. Fontane-Blätter. Bd 5, H. 5 (H. 37 der Gesamtreihe) 1984, S. 476–478.

Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, wollen wir an dieser Stelle Geschenke des Freiherrn von Stoltzenberg an das FAP in chronologischer Reihenfolge verzeichnen.

- [1960–62] Nach dem Erscheinen des Verzeichnisses „Literatur von und über Theodor Fontane“ (1. Aufl. 1960), bearb. v. Joachim Schobeß, stellte Freiherr v. Stoltzenberg Katalogzettel mit Titelaufnahmen zur weiteren Vervollständigung des Archivbestandes über Buchhandel und Fernleihe (Fotokopien) zur Verfügung.
- [1967] Drei Kopien von Briefen Theodor Fontanes
an Bodenhausen vom 22. 3. 1896
an Bodenhausen vom 26. 3. 1896
an Lichtwark vom 14. 3. 1896
- [1973] Theodor Fontane: Handschriftliche Bemerkungen und Notizen zur Geschichte und Literatur: Die Goten am Hofe Attilas. Wulfila. Hildebrandslied. Epos Beowulf. Die Angelsachen. 2 hs S. 2^o
- [1974] Sechs Original-Telegramme an Theodor Fontane zu seinem 70. Geburtstag am 30. 12. 1889 von seinen Kindern, von der Familie Auerbach, von Friedrich Hase, Friedrich Bodenstedt, Klaus Groth und Ernst Scherenberg.
- [1975] Theodor Fontane: Eigenh. Brief an Friedrich Fontane vom 20. 4. 1886.
- [1976] Theodor Fontane: Effi Briest. Berlin: Fontane (1895). (Die Ausgabe, die Georg Friedlaender am 19. 10. 1895 von Theodor Fontane geschenkt bekam, trägt Friedlaenders hs. Widmung an Jeanette von Bülow.)
- [1976] Die Sammlung „Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg“. Werkerschließung 25 000 bis 30 000 Zettel in 41 Katalog-Kästen. (Aufgeschlüsselt in Fontane-Blätter, Bd 3, H. 8 (H. 24 der Gesamtreihe) 1976, S. 619–620.)
- [1976] Vierzig gedruckte Auktionskataloge.

Die letzte Schenkung, die Werkerschließung, führte 1975 und 1976 zu persönlichen Begegnungen der Briefpartner in Schleswig und in Potsdam. Im September 1975 reiste Joachim Schobeß nach Schleswig, um sich in das Katalogsystem der Werkerschließung einführen zu lassen, und im Jahre 1976 besuchte Freiherr von Stoltzenberg das FAP in Potsdam, wo er Gast der General-Direktion der Deutschen Staatsbibliothek war.

Wir wünschen uns noch viele Jahre einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg und grüßen ihn in Verbundenheit sehr herzlich.

Otfried Keiler (Potsdam)

Erläuterungen zum Konferenz-Projekt (Potsdam 1986): Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit

Die Konferenz rückt zeitgenössische Bedingungen für Fontanes Schriftstellerexistenz in den Mittelpunkt. Mit „literarischem Leben“ sind Freunde und Schriftstellerkollegen, Kritiker und Verleger, institutionelle Einrich-

tungen wie literarische Vereinigungen und Gesellschaften, Theater, Presseorgane und ministerielle Gremien gemeint, die über Preise und Pensionen, Auflagen und Honorare zu entscheiden hatten, aber auch die Marktbedingungen und -mechanismen selbst mit ihren Veränderungen, denen sich der sogenannte freie Schriftsteller gegenüber sah. Zu all diesen Momenten gibt es Vorarbeiten (s. d. folgende Literaturliste), die weiterzuführen in einem größeren Zusammenhange notwendig ist.

Mit weiten Kreisen der Forschung sind wir uns in folgendem einig:

1. Fragen der Textermittlung, der Textverzeichnung und -überlieferung bilden die Voraussetzung für andere Fragen, die ungelöst sind.
2. Fragen der Interpretation der Texte stellen sich neu, insofern oft neues Material und neue Zusammenhänge bekanntgeworden sind. Es fehlen mehr Einzel- und vergleichende Analysen, die das Werk des Dichters stärker in den Literaturgeschichtsprozeß einbetten, Widersprüche aufdecken und mit ihnen arbeiten.
3. Für Fragen der Wertung ist wirkungsgeschichtliches Material aufzubereiten. Indem wir bei den zeitgenössischen Bedingungen ansetzen (s. unser Konferenzthema), den Rückblick mit der wachsenden Rezeption Fontanes in der Gegenwart verbinden (darunter auch Fragen der Übersetzung, der Verfilmung, der Gesamtdarstellung und Vermittlung), zielen wir auf die Neubewertung aus der Sicht des heutigen Lesers.

Die „Fontane-Blätter“ bemühen sich, diese Trends zu bedienen. Aus den letzten Heften seien hervorgehoben: Die Fontanes und die Schlenthers (G. Erler und A. Golz in Heft 34); Fontanes Beziehung zum Gogol-Übersetzer August Viedert (Chr. Schultze in H. 35); Fontane und Bölsche (H. Richter in H. 37); Die Briefe Fontanes an Fritz Mauthner (Fr. Betz und J. Thuncke in H. 38); Fontane, Lindau und das Theater (R. Berbig in H. 38). Die Konferenz sucht, den Zusammenhang zwischen solchen Einzelbeiträgen herzustellen.

In einem Rahmenreferat zum Rollenverständnis Fontanes (mit Betonung der Wandlungen in Richtung auf die Bedingungen und das literarische Werk) werden Anhaltspunkte dafür entwickelt, wie Entstehung und Wirkungen des Werkes an bestimmte Vermittlungen des „literarischen Lebens“ gebunden sind – aus der Sicht des Autors und aus der Sicht auf den Autor. Indem die Teilbeiträge das Bild der zeitgenössischen Beziehungen vervollständigen und korrigieren, wollen wir zur historischen Substanz der Biographie und des Werkes vordringen.

H. H. Reuters Vorschläge in „Grundzüge und Materialien einer historischen Biographie“ (Leipzig 1969) sind mitzudenken, weiterzuführen und auszuarbeiten, ebenso D. Sommers Analysen zur sozialen Motivierung der Figuren (vgl. „Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit“, Potsdam 1966) und neuere widerspruchsbetonte Beobachtungen zu einzelnen Werken (wie Kl. R. Scherpes „Stechlin“-Interpretation in „Theodor Fontane: Dichtung und Wirklichkeit“, Berlin-West 1981) – um nur einige Arbeiten zu nennen. Diese Bemühungen gelten im Kern der Frage nach Fontanes Bindung an

die zeitgenössischen Verhältnisse, seiner Stellung zu den Klassen, insofern diese Stellung Fontanes Reaktion (als schriftstellerische Aktivität) auf diese Verhältnisse einschließt.

Spezifische Fragen an das Werk wie die nach der historischen Reichweite Fontanescher Entwürfe (man denke an die produktive, aber unabgeholte Frage nach der „Entbürgerlichung“ der Verhältnisse) sind nicht ohne Geschichte zu beantworten, wie schon Georg Lukács gezeigt hat. Freilich ändert und differenziert sich das Bild, wenn Literatur-Geschichte hinzutritt. Dazu gehört jenes „literarische Leben“ mit der Vielfalt seiner personellen und institutionellen Vermittlungen.

Die kritischen Wendepunkte der Schriftstellerbiographie (1850 – 1860 – 1870/76) wären differenzierter als die Krisen der Bourgeoisie und eines bürgerlichen Bewußtseins zu erarbeiten, das nach 1848 anderen Bedingungen als zuvor unterworfen ist und das neu auf diese Bedingungen reagiert. Eine historisch orientierte Philologie wird die Geschichte der Texte und den Text als geschichtliche Aktivität (über das historische Ursprungsfeld hinaus) zu verbinden trachten. Als Drehscheibe in beiden Richtungen, als objektive Voraussetzung und eine Fülle subjektiver Impulse und Vermittlungen fungieren die Literaturverhältnisse, um die es jetzt geht.

Wir laden zu einer Arbeitskonferenz in Potsdam ein. Teilnahmebedingung ist ein aktiver Beitrag (Manuskript) zum skizzierten Thema. Das Resümee des Beitrages, den wir in einer Dokumentation nach der Konferenz drucken wollen, bitten wir, bis zum 18. Dezember 1985 an die Redaktion zu senden. An diesem Tage befindet sich das Fontane-Archiv 50 Jahre in öffentlicher Hand.

Literaturliste (eine Auswahl)

1. Zu den Literaturverhältnissen

Barth, Dieter: Das Familienblatt – ein Phänomen der Unterhaltungs-
presse d. 19. Jahrhunderts. Bsp. zur Gründungs- u. Verlagsgeschichte.
– In: Archiv für Geschichte d. Buchwesens. Bd 15 (1975). S. 121–316.

Becker, Eva D., Manfred Dehn: Literarisches Leben. Eine Bibliographie.
Auswählerverzeichnis von Literatur zum deutsch-sprachigen litera-
rischen Leben von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.
(Schriften zur Buchmarkt-Forschung 13) – Hamburg: Verlag für
Buchmarkt-Forschung 1968.

Becker, Eva D.: „Zeitungen sind doch das Beste“. Bürgerliche Realisten
und der Vorabdruck ihrer Werke in der periodischen Presse. –
In: Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Hrsg. H. Kreuz-
er. Stuttgart: 1969, S. 382 ff.

Betz, Frederick: Fontane Scholarship, Literary Sociology and Trivial-
literaturforschung. – In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte
der deutschen Literatur. Sonderdr. 8 (1983). S. 200–220.

- Bittrich, Burkhard: Theodor Fontane und die bildende Kunst der Kaiserzeit. — In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Hrsg. Ekkehard Mai. Berlin: Mann 1983. S. 171–179. (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich; Bd 3.).
- Bringmann, Michael: Die Kunstkritik als Faktor der Ideen- und Geistesgeschichte. Ein Beitrag zum Thema „Kunst und Öffentlichkeit“ im 19. Jahrhundert. — In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Hrsg. v. Ekkehard Mai. Berlin: Mann 1983. S. 253–278. (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich; Bd 3.).
- Davidis, Michael: Der Verlag von Wilhelm Hertz: Beitr. zu e. Geschichte d. Lit.-vermittl. im 19. Jh., insbes. zur Verlagsgesch. d. Werke v. ... Th. Fontane, ... Sonderdr. Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung 1982. — In: Archiv für Geschichte des Buchwesens; Bd 22.
- Fetzer, Günther; Schönert, Jörg: Zur Trivalliteraturforschung 1964–1976. — In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 2 (1977). S. 1–39.
- Geschichte der deutschen Literatur. Von 1830 bis zum Ausgang des 19. Jh. s. Bde 8.1, 8.2. — Berlin: Volk und Wissen 1975.
- Hellge, Manfred: Der Verleger Wilhelm Friedrich und das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“. Ein Beitr. zur Literatur- und Verlagsgeschichte des frühen Naturalismus in Deutschland. — Sonderdr. aus dem Archiv für Geschichte des Buchwesens. Bd 16 (1976). S. 791–1215.
- Jørgensen, Sven-Aage: Der Literaturkritiker Theodor Fontane. Neophilologus. Groningen 1964, S. 220–229.
- Jolles, Charlotte: Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1983. 279 S.
- Jolles, Charlotte: Theodor Fontane. — Stuttgart: Metzler 1983. 3., erg. Aufl. 165 S.
- Konieczny, Hans-Joachim: Fontanes Erzählwerke und die zeitgenössischen Zeitschriften. — (Bonn:) 1970. 98, 8 S.
- Krueger, Joachim: Der Tunnel über der Spree und sein Einfluß auf Theodor Fontane. — In: Fontane-Blätter. Bd 4. (1978) H. 3, S. 201–225.
- ders.: Sitzungsprotokolle und Jahresberichte des Tunnels über der Spree. — In: Theodor Fontane, Autobiographische Schriften. Bd 3/2. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1982. S. 59–145.
- Langenbucher, Wolfgang R.: Das Publikum im literarischen Leben des 19. Jahrhunderts. — In: Der Leser als Teil des literarischen Lebens. Bonn: Bouvier 1971, S. 52–84.
- Liesenhoff, Karin: Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie. — Bonn: Bouvier 1976. 171 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft; Bd 228.).

- Plaul, Hainer: Bibliographie deutschsprachiger Veröffentlichungen über Unterhaltungs- und Trivialliteratur. Vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — München: Saur 1980 (Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1980. Sonderausgabe für K. G. Saur).
- Renard, Françoise: Fontanes erzählerisches Werk im Urteil der Literaturkritik. — Université de Liège. Faculté de Philosophie et Lettres. Lüttich 1973—1974. Diplomarbeit III, 104 S.
- Reuter, Hans-Heinrich: Entwicklung und Grundzüge der Literaturkritik Theodor Fontanes. — In: Theodor Fontane. Hrsg. v. Wolfgang Preisendanz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1973.
- ders.: Theodor Fontane. Grundzüge und Materialien einer historischen Biographie. — Leipzig: Reclam 1976. 2. Aufl. 234 S.
- Theodor Fontane. Hrsg. v. Wolfgang Preisendanz. — Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1973. XIII, 490 S. (Wege der Forschung; Bd 381.).
- Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770—1910. — München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1977.
- Sommer, Dietrich u. a.: Funktion und Wirkung. Soziologische Untersuchungen zur Literatur und Kunst. — Berlin, Weimar: Aufbau 1978.
- Tontsch, Ulrike: Der „Klassiker“ Fontane. Ein Rezeptionsprozeß. — Bonn: Bouvier-Verl. 1977. 158 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft; Bd 27.).
- Windfuhr, Manfred: Fontanes Erzählkunst unter den Marktbedingungen ihrer Zeit. — In: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles. Nottingham: Press Agencies 1979. S. 335—347.
- Wittmann, Reinhard: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750—1880. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; Bd 6.).
- Wüsten, Sonja: Zu kunstkritischen Schriften Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 4 (1978) H. 3, S. 174—200.

2. Fontane und einzelne Schriftsteller

- Barthel, R.: Theodor Fontane und *Willibald Alexis* in ihren märkischen Romanen. — In: Monats-Blätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Jg. 19. 1. Juni 1910.
- Thomas, Lionel: *Willibald Alexis* and the historical novel. — In: Proceedings of the Leeds philosophical and literary society. Literary and historical section. Leeds. 13 (1969) 3, S. 79—103.
- Fricke, Hermann: Ein *Willibald-Alexis*-Gedenken. Mit einem unbekanntem Brief. — In: Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins f. d. Gesch. Berlins. 22 (1973). S. 124—127.
- Krueger, Joachim: Fontanes „Deutsches Dichteralbum“. Eine Analyse. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1982) H. 2, S. 190—204.
- Woesler, Winfried: Theodor Fontane über *Anette von Droste-Hülshoff*. — In: Westfalen. Bd 47. Münster Westf.: Aschendorff 1969, S. 206—209.

- Wittig-Davis, Gabriele A. Novel associations: Theodor Fontane and *George Eliot* within the context of nineteenth-century realism. — Phil. Diss. Stanford University, August 1978. VI. 224 S.
- Teller, Louis: Fontane in *Flauberts* Fußtapfen. — In: *Revue des Langues Vivantes*. 23 (1957) 2–4.
- Degering, Thomas: Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Fontanes „*Effi Briest*“ und *Flauberts* „*Madame Bovary*“. — Bonn: Bouvier 1978. III, 154 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft; Bd 274.).
- Riechel, D. C.: Fontane und *Goethe*. — In: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles. In honour of her 70th birthday. Ed. by Jörg Thunecke, in conjunction with Eda Sagarra, foreword by Philip Brady. Nottingham: Press Agencies 1979, S. 417–428.
- Remak, H. H. H.: Der Weg zur Weltliteratur. Fontanes *Bret-Harte*-Entwurf. — In: *Fontane-Blätter*. Sonderheft 6 (1980).
- Rühle, Bernd: Der junge *Gerhart Hauptmann* und seine Beziehungen zur literarischen Welt seiner Zeit. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3 (1975) H. 6, S. 438–454.
- Erler, Gotthard: Fontane und *Hauptmann*. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 2 (1972) H. 6, S. 393–402.
- Horch, Hans Otto: „Das Schlechte ... mit demselben Vergnügen wie das Gute“. Über Theodor Fontanes Beziehungen zu *Heinrich Heine*. — In: *Heine-Jahrbuch* 1979. (Hamburg:) Hoffmann & Campe 1979, S. 139–176.
- Friedrich, Gerhard: Fontanes Kritik an *Paul Heyse* und seinen Dramen. — In: Hugo Aust, *Fontane aus heutiger Sicht*. Analysen und Interpretationen seines Werks. 10 Beiträge. (München:) Nymphenburger Verl. (1980) S. 81–118.
- Helmke, Ulrich: Theodor Fontane und *E. T. A. Hoffmann*. — In: *Mitteilungen der E. T. A.-Hoffmann-Gesellschaft e. V.* H. 18. Bamberg 1972, S. 33–36.
- Mommsen, Katharina: *Hofmannsthal* und Fontane. — Bern, Frankfurt a. M., Las Vegas: Peter Lang (1978). 219 S. (Stanford Germanic Studies; 15.).
- Hoffmeister, Werner: Der realistische Gesellschaftsroman bei Theodor Fontane und *William Dean Howells*. Eine deutsch-amerikanische Parallele. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3 (1976) H. 8, S. 600–607.
- Paul, Fritz: Fontane und *Ibsen*. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 2 (1972) H. 7, S. 507–517.
- Biener, Joachim: *Alfred Kerr* und Theodor Fontane. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3 (1975) H. 6, S. 402–416.
- Nürnberg, Horst: Fontanes Briefe an *Hermann Kletke*. — In: *Fontanes Realismus*. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Fontanes in Potsdam. Vorträge u. Berichte. — Berlin: Akademie-Verl. 1972. S. 169–183.

- Jonas, G.: *Turgenjews Briefe an Paul und Rudolf Lindau*. (Mit unveröffentlichten Aufzeichnungen Theodor Fontanes über Paul Lindau, S. 113/115.) — In: I. S. Turgenjev und Deutschland. Materialien u. Untersuchungen. Bd 1. 1965, S. 108–145.
- Daemmrich, Horst: Situationsanpassung als Daseinsgestaltung bei *Raabe* und *Fontane*. — In: Festschrift, S. 244–252, s. Riechel, D. C.
- Hückstädt, Arnold: Über die Beziehungen Theodor Fontanes zu *Fritz Reuter* und über die Pflege von Reuters Erbe in seiner Vaterstadt Stavenhagen. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 4 (1978) H. 4, S. 282–299.
- Meyer, Georg: Theodor Fontane und *Julius Rodenberg*. Zum 150. Geburtstag Fontanes. — In: *Niedersachsen. Zeitschr. f. Heimat u. Kultur*. 69 (1969) H. 6, S. 572–575.
- Goldammer, Peter [Hrsg.]: *Theodor Storm und Julius Rodenberg*. Briefe. — In: *Schriften d. Theodor-Storm-Gesellsch.* 23 (1973) 22 S.
- Grieve, Heide: *Fontane und Scott*. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3 (1974) H. 4, S. 300–312.
- Muck, Agnes: *Fontane, Effi Briest — Spielhagen*. Zum Zeitvertreib. Ein Vergleich der Figurengestaltung u. ihrer Funktion. Westfälische Wilhelm-Universität Münster. 1975. 107 S. [Maschinenschr.].
- Rüegg, Doris: *Theodor Fontane und Theodor Storm*. Dokumentation einer kritischen Begegnung. — Zürich: 1981. 146 S. Diss. phil. I Univ. Zürich (1982).
- Eberhardt, Wolfgang: *Fontane und Thackeray*. — Heidelberg: Winter 1975. 314 S. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; Folge 3. Bd 19.).
- Volkov, E. M.: *Theodor Fontane und Lev Tolstoi*. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 4 (1977) H. 2, S. 85–107.
- Klieneberger, H. R.: *Fontane und Trollope*. — In: Festschrift, S. 428–433, s. Riechel, D. C.
- Schultze, Christa [Hrsg.]: *Iwan Turgenjew*, Briefe an Ludwig Pietsch. M. e. Anh.: Ludwig Pietsch über Turgenjew. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1968. 300 S.
- Schultze, Christa: *Fontane und Wolfsohn*. Unbekannte Materialien. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 2 (1970) H. 3, S. 151–172.
3. *Einzelne Briefpartner; Briefausgaben*
- Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. v. Wilhelm Wolters. — Berlin: Bondi 1910. 136 S.
- Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Hrsg. v. Julius Petersen. 2 Bde. — München: Beck 1940.
- Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. u. erl. v. Kurt Schreinert. — Heidelberg: Quelle & Meyer (1954). 400 S.

- Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. m. e. Nachw. vers. v. Charlotte Jolles. Erste wort- u. buchstabengetr. Ed. n. d. Hss. 4 Bde. — Berlin: Propyläen 1968—1971.
 (Bd 1 — An den Vater, die Mutter u. die Frau.
 Bd 2 — An die Tochter u. an die Schwester [Lise].
 Bd 3 — An Mathilde v. Rohr.
 Bd 4 — An Karl und Emilie Zöllner u. andere Freunde.)
- Theodor Fontane: Briefe an Hermann Kletke. Hrsg. v. Helmuth Nürnberger. — München: Hanser 1969. 156 S.
- Theodor Fontane: Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. — Berlin u. Weimar: Aufbau-Verl. 1969. 341 S.
- Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane u. Paul Heyse. Hrsg. u. erl. v. Gotthard Erler. — Berlin u. Weimar: Aufbau-Verl. 1972. 584 S.
- Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz. 1859—1898. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Vollendet u. m. e. Einf. vers. v. Gerhard Hay. — Stuttgart: Klett 1972. 587 S.
- Theodor Fontane: Briefe. 4 Bde. Hrsg. v. Otto Drude, Helmuth Nürnberger, Gerhard Krause, Christian Andree, Manfred Hellge. — München: Hanser 1976—1982.
 (Bd 1 — 1833—1860.
 Bd 2 — 1860—1878.
 Bd 3 — 1879—1889.
 Bd 4 — 1890—1898.)
- Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. u. erl. v. Gotthard Erler. — Berlin u. Weimar: Aufbau-Verl. 1980 (2., verb. Aufl.). 1060 S.
- Theodor Storm, Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbdg m. d. Th.-Storm-Gesellsch. hrsg. v. Jacob Steiner. — (Berlin:) E. Schmidt Verl. (1981). 219 S.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

[Bearbeiter: Helga Breithaupt und Peter Schaefer.]

Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen
 September 1983 bis März 1984 *

Handschriften und Fotokopien von Handschriften

- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., London 8. 3. 1856, an „Redaktion der Breslauer Ztng.“ 1 S. — Betr. Information ü. Einziehung ei. Honorarbetrages f. d. Deutsch-Engl.-Correspondenz. — Fotokopie. (Da 1183)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Krummhübel 8. 7. 1885, an „Hochgeehrter Herr“. 1 S. — Betr. Testament Friedrich Wilhelm IV. — Fotokopie. (Ca 1483)

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Fotokopien und Neuerscheinungen einsandten.

- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 25. 11. 1889, an „Hochgeehrter Herr Doktor“. 1 S. — Betr. Kondolenzschreiben. — Fotokopie. (Ca 1486)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 26. 11. 1894, an „Hochgeehrter Herr Geheimrat“. [Ferdinand v. Richthofen.] 2 S. — Betr. Dankesworte zur Verleihung der Doktorwürde honoris causa. — Fotokopie. (Ca 1482)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 1. 1898 [an Heinrich Meisner.]. 4 S. — Betr. Antwort auf Anfrage nach Scherenberg-Materialien, mit Hinweis auf Auguste Scherenberg (Tochter). — Fotokopie. (Ca 1485)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 7. 1898, an Gustav Bock. M. frank. Umschl. 1 S. — Betr. Glückwünsche. — Fotokopie. (Ca 1484)
- Fontane, Theodor: „Rr“ oder Gefährdet Glück. Novelle. Handschr. Entwurf [?]. [bis 1891]. 28 S. — (M. Anmerk. Friedr. Fontanes v. 23. 7. 1922: „noch ganz unfertig!“) — Fotokopie. (Na 10)

Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: Effi Briest. Hrsg. u. Anh. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. — (München:) Dtsch. Taschenbuch Verl. (1983). 398 S. (dtv weltliteratur; Bd 2117.) (84/14)
- Fontane, Theodor: Efi Briest. Prev. ot nem. Dimitar Stoevski. S posl. ot Jana P. Mutafcieva. 2. izd. — Sofija: Nar. kultura 1982. 304 S. 8^o (83/44)
- Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. 2. Aufl. — Berlin: Fontane 1891. 300 S. 8^o (83/40)
- Fontane, Theodor: Grete Minde. — Berlin: Neues Leben 1983. 126 S. 8^o (83/49)
- Fontane, Theodor: „Mathilde Möhring“ mit Materialien. Ausgew. u. eingel. v. Heribert Gorzawski. — Stuttgart: Klett (1983). 154 S. (Editionen für den Literaturunterricht.) (84/8)
- Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erz. aus d. Zeit d. Regiments Gensdarmes. — Leipzig, Weimar: Kiepenheuer 1983. 207 S. 8^o (83/39)
- Fontane, Theodor: Der Stechlin. — (Stuttgart:) Magnus-Verl. (o. J.) 416 S. 8^o (84/3)
- Fontane, Theodor: Der Stechlin. Erl. v. Dirk Mende. — München: Goldmann 1983. 505 S. 8^o (Goldmann Klassiker; 7525.) (83/41)
- Fontane, Theodor: Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. — Berlin: Verl. v. Th. Knaur Nachf. (o. J.). 639 S. 8^o (84/4)
- Fontane, Theodor: Werke. Hrsg. v. Hanns-Ludwig Geiger. — Dreieich: Melzer 1983. (Die Tempel-Klassiker.) (83/54 = 1–10)
- Fontane, Theodor: Fontanes Werke in fünf Bänden. Ausgew. u. eingel. v. Hans-Heinrich Reuter. 6. Aufl. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1983. 8^o (Bibliothek deutscher Klassiker.) (64/6246.6 = 1–5)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenaufsätze

- Bandet, Jean-Louis: Le secret et la caricature Remarques sur Fontane. — In: Melanges offerts à Claude David pour son 70^e anniversaire. Berne, Francfort/M., New York: Lang (1983). S. 37–58. (ZA 1983)
- Betz, Frederick: Fontane Scholarship, Literary Sociology, and Trivialliteraturforschung. — In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der dt. Literatur. Sonderdr. Bd 8 (1983), S. 200–220. (84/7)
- Betz, Frederick [Rez.]: Henry H. H. Remak, Der Weg zur Weltliteratur: Fontanes Bret-Harte-Entwurf. Fontane-Blätter. Sonderh. 6 (1980) — In: CRCL/RCLC (Edmonton, Alberta/Canada) Vol. 10 (1983) No. 2. (ZA 1983)
- Bevilacqua, Guiseppe: Vorwort zu einer populären Ausgabe von „Irrungen, Wirrungen“ in Italien (Milano 1982). — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 435–443.
- Biener, Joachim [Rez.]: Andreas Bertschinger, Hermann Brochs „Pasenow“ — ein künstlicher Fontane-Roman? Zur Epochenstruktur von Wilhelmismus und Zwischenkriegszeit. Zürich, München: Artemis Verl. 1982. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 491–494.
- Bittrich, Burkhard: Theodor Fontane und die bildende Kunst der Kaiserzeit. — In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin: Mann 1983, S. 171–179. (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich; Bd 3.) (84/10)
- Bowman, Derek: „Unser Herz hat Platz für allerlei Widersprüche.“ Aspekte von Liebe und sexueller Gier in Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen“. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 443–456.
- Bringmann, Michael: Die Kunstkritik als Faktor der Ideen- und Geistesgeschichte. Ein Beitrag zum Thema „Kunst und Öffentlichkeit“ im 19. Jahrhundert. — In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Berlin: Mann 1983. S. 253–278. (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich; Bd 3.) (84/10)
- Brückner, Christine: Triffst du nur das Zauberwort. Effi Briest an den tauben Hund Rollo. — In: Christine Brückner, Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen. — Hamburg: Hoffmann u. Campe o. J. S. 75–91. (ZA 1983)
- Carlsson, Anni: Willibald Alexis. Ein Bahnbrecher des deutschen Romans. — In: Zeitschrift f. dt. Philologie. Sonderdr. 102 (1983) 4, S. 541–563. (ZA 1983)
- Chambers, Helen E.: Mond und Sterne in Fontanes Werken. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 457–476.
- Cheval, René: Fontane und der französische Kardinal. Ein neuentdeckter Briefwechsel (1870–75) mit Césaire Mathieu, Erzbischof von Besançon. — In: Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft. 27 (1983) S. 19–58. (ZA 1984)

- Delbruyère, Konstantina: Der Dialog. Seine Funktion und Bedeutung in den späten Romanen Theodor Fontanes. — München: 1982. 170 S. [Diss. München 1982.] (84/18)
- Deutsche Lyrik-Parodien aus drei Jahrhunderten. Hrsg. v. Theodor Verwegen u. Gunther Witting. — Stuttgart: Reclam 1983. 335 S. (Universal-Bibliothek; 7975) [Enth.: Theodor Fontane, James Monmouth. S. 94.] (83/45)
- Faber-Castell v., Katharina: Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes. — Zürich: Juris 1983. 97 S. 8⁰ (Zürcher Medizingeschichtl. Abhandlungen. Neue Reihe Nr. 157.) (84/1)
- Field, G. W. [Rez.]: Henry H. H. Remak. Der Weg zur Weltliteratur. Fontanes Bret-Harte-Entwurf. Fontane-Blätter. Sonderh. 6. — In: Monatshefte. (Wisconsin) 15 (1983) H. 2, S. 223—224. (ZA 1983)
- Forster, Ursula von: Zum 85. Todestag Theodor Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 418—420.
- George-Driessler, Gertrud: Melusine — sophisticated lady. Fontanes Version einer Traumfrau. — Augsburg (Sem.-arb.): 1982/83. 15 S. (ZA 1983)
- Göbel, Joachim [Rez.]: Theodor Fontane, Schach von Wuthenow. Erläuterungen und Dokumente. Hrsg. v. Walter Wagner. Stuttgart: Reclam (1980). — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1983) H. 3, S. 370.
- Grohnert, Dietrich [Rez.]: Gunter M. Hertling, Theodor Fontanes „Stine“: Eine entzauberte „Zauberflöte“? Zum Humanitätsgedanken am Ausklang zweier Jahrhunderte. Bern, Frankfurt/M.: Lang 1982. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 484—486.
- Hengsbach, Arne: Berlin als Schauplatz der Trivialliteratur. — In: Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte. 34 (1983) S. 68—81. (ZA 1983)
- Hessen-Cremer von, Gabriele: Zum Problem des Kulturpessimismus. Schopenhauer-Rezeption bei Künstlern und Intellektuellen von 1871 bis 1918. — In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Hrsg. v. Ekkehard Mai. Berlin: Mann 1983. S. 45—70. (Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich; Bd 3.) 8⁰ (84/10)
- Howe, Patricia: Fontane's ‚Ellernklipp‘ and the theme of adoption. — In: The Modern Language Review. 79 (1984) 1, S. 114—130. (ZA 1984)
- Jolles, Charlotte [Rez.]: Helen Elisabeth Chambers, Supernatural and irrational elements in the works of Theodor Fontane. Stuttgart: Heinz 1980. — In: Germanistik. 24 (1983) 1, S. 125. (ZA 1983)
- Jolles, Charlotte [Rez.]: Brigitte Hauschild, Geselligkeitsformen und Erzählstruktur. Die Darst. v. Geselligkeit u. Naturbegegn. bei Gottfried Keller u. Theodor Fontane. Frankfurt, Bern: Lang 1981. — In: Germanistik. 24 (1983) 1, S. 130—131. (ZA 1983)
- Jolles, Charlotte: Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. 1. Aufl. — (Berlin, Weimar:) Aufbau-Verl. (1983) 278 S. 8⁰ (84/2)

- Jolles, Charlotte: Waltham-Abbey. M. 1 Abb. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1983) H. 3, S. 295–303.
- Kirsch, Hans Christian: Theodor Fontane, „Effi Briest“ und „Der Stechlin“ als Beispiele realistischer Romankunst. — In: Klassiker heute. Realismus und Naturalismus. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verl. (1983). S. 229–263. (ZA 1983)
- Kohlschmidt, Werner: Fontanes Weihnachtsfeste. Eine Motiv- und Strukturuntersuchung. — In: Literaturwissenschaftl. Jahrbuch. N. F. 23 (1982) S. 117–141. (ZA 1982)
- Kolbe, Hans: Wilhelm Raabe. Vom Entwicklungs- zum Desillusionierungsroman. — Berlin: Akademie-Verl. 1981. 240 S. 8⁰ (83/58)
- Kraft, Jürgen: Joachim Schobes zum 75. Geburtstag. — In: Bibliothekar. (1983) 7, S. 317. (ZA 1984)
- Krueger, Joachim: Emilie Fontane und Paul Heyse. Briefe um Fontane. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1983) H. 3, S. 280–286. [Enth.: Briefe an H. Kletke, M. Lazarus, S. Lazarus, sowie e. Brief P. Heyses an B. v. Lepel, e. Brief Th. Fontanes an M. Lazarus.]
- Krueger, Joachim [Rez.]: Theodor Fontane, Die schönsten Gedichte und Balladen. Hrsg u. Nachwort v. Peter Bramböck. München: Nymphenburger Verlagshandlg. 1982. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 478–479.
- Kunisch, Hermann [Rez.]: Der Briefschreiber Theodor Storm. Jacob Steiner, Theodor Storm — Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. (Berlin: Schmidt (1981). — In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 24 (1983) S. 378–381. (ZA 1983)
- Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich. 4 Bde. Hrsg. v. Ekkehard Mai, Stephan Waetzoldt. — Berlin: Mann 1981/83. 8⁰
 (Bd 1: Kunstverwaltung, Bau- u. Denkmal-Politik im Kaiserreich.
 Bd 2: Kunstpolitik und Kunstförderung im Kaiserreich.
 Bd 3: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich.
 Bd 4: Das Rathaus im Kaiserreich.) (84/10 = 1–4)
- Lamping, Dieter: „Schönheitsvoller Realismus“. Die Landschaftsbilder Fontanes. — In: Wirkendes Wort. 34 (1984) 1, S. 2–10. (ZA 1984)
- Literatur und proletarische Kultur. Beiträge zur Kulturgesch. d. dt. Arbeiterkl. im 19. Jh. — Berlin: Akademie-Verl. 1983. 396 S. 8⁰ (Literatur und Gesellschaft. (83/43)
- Magris, Claudio [Rez.]: „Stine“, un romanzo di Theodor Fontane. Nozze mancate nella vecchia Berlino. Theodor Fontane, Stine. (Milano:) Serra e Riva (1983). — In: Corriere della Sera v. 28. 12. 1983. (ZA 1983)
- Müller, Joachim: Das Alte und das Neue. Historische und poetische Realität in Theodor Fontanes Roman „Der Stechlin“. — Berlin: Akademie-Verl. 1984. 34 S. 8⁰ (Sitzungsberichte der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; Bd 124.) (84/15)

- Osborne, John: Theodor Fontane und die Mobilmachung der Kultur. Der Krieg gegen Frankreich 1870/1871. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 421—435.
- Osborne, John: Meyer or Fontane? German Literature after the Franco-Prussian War 1870/71. — Bonn: Bouvier Verl. 1983. 143 S. 8⁰ (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft; Bd 341.) (83/53)
- Osborne, John: Wie lösen sich die Rätsel? Motivation in Fontane's Grete Minde. — In: Modern Languages. Journal of the Modern Language Association. (Oxford 1983) 4, S. 245—251. (ZA 1983)
- Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Kurt Schober, Theodor Fontane. In Freiheit dienen. Herford: Mittler 1980. — In: Seminar. A Journal of Germanic Studies. (Toronto) 220 (1984) 1, S. 71—72. (ZA 1984)
- Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Die Dramaturgie des epischen Raumes bei Theodor Fontane. Frankfurt: Fischer 1981. — In: Michigan Germanic Studies. 9 (1983) 1, S. 94—95. (ZA 1983)
- Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles. In Honour of her 70th Birthday. Ed. by Jörg Thunecke. In Conjunction with Eda Sagarra. Foreword by Philip Brady don. Nottingham: Sherwood Press Agencies 1979. — In: Michigan Germanic Studies. 9 (1983) 1, S. 89—94. (ZA 1983)
- Plett, Bettina [Rez.]: Ekkhard Verchau, Theodor Fontane. Individuum und Gesellschaft. Berlin (West): Ullstein 1983. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 486—490.
- Richter, Helmut: Das Verhältnis der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zur Revolution von 1789. — In: Weimarer Beiträge. (1984) 2, S. 279—304. (ZA 1984)
- Richter, Helmut; Seehase, G. [Rez.]: H. R. Klieneberger, The Novel in England and Germany. A Comparative Study. London: Wolff 1981. — In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 479—483.
- Rosen, Edgar R.: Kronprinzenufer 12? — In: Mitteilungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig. Sonderdr. (1983) 2. (ZA 1983)
- Rüegg, Doris: Theodor Fontane und Theodor Storm. Dokumentation einer kritischen Begegnung. — Zürich: Zentralstelle der Studentenschaft 1981. 146 S. [Diss. Zürich 1981.] (84/19)
- Sagave, Pierre-Paul [Rez.]: Henry H. H. Remak, Der Weg zur Weltliteratur. Fontanes Bret-Harte-Entwurf. Fontane-Blätter. Sonderh. 6 (1980) — In: Revue de littérature comparée. 57 (1983) 2, S. 239—240. (ZA 1983)
- Schillemeit, Jost: Der späte Fontane. — In: Deutsche Literatur. 1880—1918. Bd 8, S. 112—123. (ZA 1984)

- Schobeß, Joachim; Keiler, Otfried: Zum Tode von Frau Ursula von Forster.
— In: Fontane-Blätter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 418.
- Schultz, Stefan H. [Rez.]: Henry H. H. Remak, Der Weg zur Weltliteratur.
Theodor Fontanes Bret-Harte-Entwurf. Fontane-Blätter. Sonderh. 6
(1980). — In: Seminar. A Journal of Germanic Studies. (Toronto 1983)
H. 4, S. 304–305. (ZA 1983)
- Segaar-Angermayr, Ingrid: „Effi komm“. Zur Interpretation der Effi Briest.
— Rotterdam: 1983. 125 S. (Dipl.-Arb.) (83/36 q)
- Stoltzenberg, Frhr. Max Ulrich von [Rez.]: Theodor Fontane, Briefe.
Vierter Band 1890–1898. München: Hanser 1980.. — In: Fontane-Blät-
ter. Bd 5 (1984) H. 5, S. 476–478.
- Tatsukawa, Yozo: Fontane und der Harz. — In: Aspekt. 17 (1983) S. 1–12.
(Germanistisches Seminar der Rikkyo-Universität Tokyo.) (84/13)
- Thuncke, Jörg: Verhinderte Dichter. Wilhelm Buschs Balduin Bählamm
und Wilhelm Raabes Dr. Neubauer. — In: Jahrbuch der Raabe-
Gesellschaft. Sonderdr. (1983) S. 71–95. (ZA 1983)
- Verchau, Ekkard: Theodor Fontane. Individuum und Gesellschaft. — Frank-
furt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1983. 309 S. 8⁰ (Ullstein-Buch; 4604.
Fontane-Bibliothek.) (83/47)
- Vogt-Leppla, Andreas: Berühmte Leute in allen Lebenslagen. Berichtet nach
glaubwürdigen Zeugnissen. — Sankt Michael: Bläschke 1983. 86 S. 8⁰
(81/53 = 3)
- Vom Biedermeier zum Bürgerlichen Realismus. Hrsg. v. Günter Häntzschel.
— Stuttgart: Reclam 1983. 448 S. 8⁰ (Gedichte und Interpretationen;
Bd 4.) [Enth.: Karl Richter. Arm oder reich. Zur späten Lyrik Fon-
tanes. S. 435–446.] (83/46)
- Voß, Karl: Reiseführer für Literaturfreunde; Berlin. Vom Alex bis zum
Kudamm. — Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1980. 503 S. 8⁰
(Ullstein Sachbuch; 4069.) (84/6)
- Wecker, Christoph: American-German Literary Interrelations in the Nine-
teenth Century. — München: Fink 1983. 173 S. 8⁰ (American Studies.
A Monograph Series; Vol. 55.) (83/52)
- Wolfzettel, Friedrich [Rez.]: Thomas Degering, Das Verhältnis von Indivi-
duum und Gesellschaft in Fontanes „Effi Briest“ und Flauberts
„Madame Bovary“. — In: Germanisch-romanische Monatsschrift.
33 (1983) 1, S. 117–119. (ZA 1983)

2. Zeitungsartikel

- anon.: Theodor Fontane und die Kaiser der Preußen. — In: Thüringer
Tageblatt v. 23. 2. u. 6. 3. 1984. (ZA 1984)
- anon.: „Mathilde Möhring“ ist der letzte Roman ... — In: Thüringer
Tageblatt v. 16. 8. 1983. (ZA 1983)

- anon.: Jungen Männern wird geholfen. Renate Krößner als Fontanes „Mathilde Möhring“ und in Großmanns „Einer vom Rummel“. — In: Norddeutsche Ztg v. 15. 8. 1983.
Thüringische Landesztg v. 17. 8. 1983. (ZA 1983)
- anon. [Rez.]: Neues über Fontane. Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. —
In: BZ am Abend v. 6. 1. 1984.
Neuer Tag v. 3. 2. 1984.
Liberaldemokratische Ztg v. 3. 3. 1984. (ZA 1984)
- anon.: Aus beliebten Romanen wurden Drehbücher. Fernsehen der DDR adaptiert 1984 literarische Werke von Seghers bis Fontane. —
In: Neues Deutschland v. 21. 2. 1984.
Der Morgen v. 25. 2. 1984.
Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 15. 3. 1984.
(ZA 1984)
- Böttger, Uwe-Eckart: Neue Fontane-Adaption für den Bildschirm. — In: Tribüne v. 23. 8. 1983. [Mathilde Möhring.] (ZA 1983)
- Esposito, Edoardo [Rez.]: Nella Berlino di fine Ottocento. Theodor Fontane, „Stine“. (Milano:) Serra e Riva (1983). — In: L'Unità v. 5. 1. 1984.
(ZA 1984)
- Goldberg, Henryk: Unterbrochener Aufstieg eines Bürgermädchens. — In: Neues Deutschland v. 23. 8. 1983. [Mathilde Möhring.] (ZA 1983)
- Hofmann, Heinz: Mehr Traumwiese als Realismus. — In: Nationalztg v. 24. 8. 1983. [Mathilde Möhring.] (ZA 1983)
- Johnson, Uwe: Krieg und Liebe. E. Kap. aus d. Schlußband d. „Jahrestage“ m. e. Interpret. v. Theodor Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“. — In: Die Zeit v. 9. 9. 1983. (ZA 1983)
- Klug, Ingeborg: Begegnung mit „Mathilde Möhring“. — In: Märkische Volksstimme v. 23. 8. 1983. (ZA 1983)
- Löschburg, Winfried: Fontanes Zimmer an der Charité. Spaziergänge durch die Berliner Geschichte. Die Luisenstraße bot dem Schriftsteller mehrmals Quartier. — In: Berliner Ztg v. 13. 12. 1983. (ZA 1983)
- Mugay, Peter: Trauliche Briefe an Emilien. — In: Neue Zeit v. 7. 9. 1983.
(ZA 1983)
- Nowak, Günter: Mittenwalde — einst Endstation des „rasenden Hermann“. — In: Der Nord-Berliner v. 30. 12. 1983. (ZA 1984)
- Pantenius, Michael: Dritte Abteilung der Fontane-Edition im Aufbau-Verlag. Tiefer Einblick in ein Dichterleben. — In: Liberal-Demokratische Ztg v. 15. 9. 1983. (ZA 1983)
- Schaaf, Ursula: Auf dem Fernsehschirm [DDR]. „Mathilde Möhring“. — In: Der Tagesspiegel v. 23. 8. 1983. (ZA 1983)
- Schobeß, Joachim: Die Einwanderer waren fleißig. Zur Gesch. d. Hugenotten in Berlin u. in der Mark (T. 2). — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 10. 8. 1983 (ZA 1983)

- Schobeß, Joachim: Auch sein Kranich hatte gestutzte Flügel. Theodor Fontane und seine Beziehungen zu Ungarn. — In: Märkische Volksstimme v. 28. 10. 1983. (ZA 1983)
- Schobeß, Joachim: Das Toleranzedikt von Potsdam. Zur Gesch. d. Hugenotten in Berlin u. in d. Mark (T. 1). — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 3. 8. 1983. (ZA 1983)
- Schreiber, Hermann: Modell einer Integration. Die Hugenotten in Brandenburg-Preußen. — In: Der Tagesspiegel v. 14. 8. 1983. (ZA 1983)
- Schumann, Hans: Turgenjews deutsche Freunde. Zum hundertsten Todestag d. russ. Dichters. — In: Stuttgarter Ztg v. 3. 9. 1983. (ZA 1983)
- Schwerk, Ekkehard: Mit Fontane in der Hand zu Frau Friedrichs Residenz. — In: Der Tagesspiegel v. 28. 8. 1983. [Betr.: Die Pfaueninsel bei Potsdam.] (ZA 1983)
- Schwerk, Ekkehard: Was zwei alte Linden von Dreilinden künden. — In: Der Tagesspiegel v. 14. 8. 1983. (ZA 1983)
- Verchau, Ekkard: Allerlei Glück in lebenden Bildern. Fragm. ü. d. Recht d. Individuums, die Sozialisten u. d. Herrschenden. — In: Rheinischer Merkur v. 19. 8. 1983. [Betr.: Fragm. d. Romanentw. „Allerlei Glück.“] (ZA 1983)
- Wiemer, I.: Mit schöner Szenerie und in epischer Breite. — In: Bauern-echo v. 25. 8. 1983. [Mathilde Möhring.] (ZA 1983)
- Winter, Joachim: Hugenotten in der Mark. In der Ausstellung des Museums der Französischen Friedrichstadtkirche zu Berlin umgesehen. — In: Märkische Union v. 17. 12. 1983. (ZA 1983)
- Zemke, Helmut: Turgenjew und seine deutschen Freunde. — In: Freie Welt v. 4. 8. 1983. (ZA 1983)

3. Nachträge

- Annan, Gabriele [Rez.]: The ordinary transfigured. Alan Bance, Theodor Fontane. The major novels. — In: Times Literary Supplement. (1982) 4, S. 1385. (ZA 1982)
- Buono, Oreste del: Come riscoprire un romanziere. Fontane il prussiano appasionava Mann. — In: La Stampa v. 25. 5. 1982. (ZA 1982)
- Cusatelle, Giorgio: Ritorna un romanzo di Fontane. — In: Il Giorno v. 8. 8. 1982. (ZA 1982)
- Forte, Luigi: Sullo scenario di una società prussiana immobile e compatta si agitano i moderni e inquieti personaggi dello scrittore Theodor Fontane. — In: L'Unità v. 14. 6. 1982. (ZA 1982)
- Hoffmann, Paul: Theodor Fontane. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages. — In: Mitteilungen des Vereins f. die Geschichte Berlins. Beilage. (1919) 12. (ZA 1919)
- Kirchner, Horst: John Maynard — Dichtung und Wahrheit. — In: Zeitschr. f. Religions- und Geistesgeschichte. (1964) 16, S. 168–173. (ZA 1964)

- Koegel, Fritz: Friedrich Nietzsche und Frau Lou Andreas-Salomè. — In: Das Magazin für Litteratur. 64 (1895) 8. (ZA 1895)
- Kopelke, Wolfdietrich: Fontanes poetische Wanderungen. Horchen auf die Stille. — In: Holsteiner Courier v. 18. 11. 1982. (ZA 1982)
- Listri, Pier Francesco: Il ritorno di un grande romanziere tedesco. E dopo Mann, ecco Fontane. — In: La Nazione v. 7. 8. 1982. (ZA 1982)
- Rahmeyer, Ruth: „Alle Leute sympathisieren mit ihr ...“. E. literaturdidakt. Studie zu Fontanes Roman „Effi Briest“. — In: Die Real- schule. (Hannover 1982) 12. (ZA 1982)
- Richert, Hans-Georg [Rez.]: Theodor Fontane, Schach von Wuthenow. Er- läuterungen u. Dokumente. Hrsg. v. Walter Wagner. Stuttgart: Reclam 1980. — In: Colloquia Germanica. (Bern) 15 (1982) 1/2. (ZA 1982)
- Scherpe, Klaus R.: Fontanes künstlerisches Regiment gegen das Preußen- tum. — In: Denkmalsbesetzung. Preußen wird aufgelöst. Berlin (West): Verl. f. Ausbildung und Studium 1982. S. 186–199. (ZA 1982)
- Zum 50. Todestage von Theodor Fontane. Zwei unveröff. Ged. u. e. Brief. Mitget. u. komm. v. Hermann Fricke. — In: Deutsche Rundschau. 71 (1948) 9, S. 227–229. [Enth. die Gedichte „Die Tage von Dobbertin“, „Herbstgefühl“ u. e. Brief an Theodor Fontane.] (ZA 1948)

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter erscheinen zweimal jährlich und finden Abnehmer in mehr als 20 Staaten. Leser in der DDR bestellen direkt beim Fontane-Archiv. Interessenten aus dem Ausland bestellen über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 7010) Leipzig, Leninstraße 16.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 120 (Leiter), 133 (Mitarbeiter).

REDAKTION: Dr. sc. Joachim Bienert, Paul Conrad, Dr. Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Prof. Dr. sc. Dietrich Grohnert, Dr. Otfried Keiler (Chefredakteur), Dr. Joachim Krueger, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß i. R., Dr. Christa Schultze, Dr. sc. Peter Wruck.

Satz und Druck: VEB (K) Dienstleistungskombinat Potsdam, BT Druckerei, (DDR 1500) Potsdam, Hegelallee 53, Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634. Art.-Nr. 31 782, ISSN 0015-6175

I/16/06 A 757

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatúrauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Postfach 59.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

DANKSAGUNG: Im vergangenen Halbjahr wurden dem FAP wertvolle Buchgeschenke aus nah und fern übergeben. Wir danken im Namen aller Benutzer. Die Bände tragen entsprechende Vermerke und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.

